Ga. XVIII. 205.

Pol. o. 469

J. Ch. Bailleul's

ehem. Deputirten von Frankreich

kritische Untersuchungen

über das

hinterlassene Werk der Frau von Stael,

betitelt:

Betrachtungen über die wichtigsten Begebenheiten der französischen Revolution.

Modo vir, modo foemina.
Ovid.

Aus dem Französischen übersetzt,
mit Anmerkungen und Zusätzen
von

Friedrich Ludwig Lindner.

Erster Band.

BIBLIOTHECA CIVITATIS BABENBERGENSIS.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1819.

STAATSBIBLIOTHEK
BAMBERG

Vorrede des Uebersetzers.

Die französische Revolution übt einen unermeßlichen Einfluß auf die neueste Entwicklung der Völker: die jetzige Gestalt von Europa ist aus ihr hervorgegangen; sie hat Nord-Amerika's Entwicklung befördert, und ohne sie wäre der Kampf um Unabhängigkeit des Spanischen Amerika nicht begonnen. Diese ausserordentliche, in den Wirkungen endlose, Begebenheit in ihrem Wesen und Zwecke möglichst zu verstehen, ist eine Aufgabe von dem höchsten Interesse, deren Lösung die gründlichste Nachforschung jedes denkenden Menschen beschäftigen soll.

Noch ist die Zeit nicht völlig vorüber gegangen, wo die Leidenschaften im Aufruhr das Urtheil über die Revolution verfälschten und erschwerten; wo ein durch sie gekränktes Interesse dem unbefangenen Beobachter als Verbrechen anrechnete, wenn er Größe in der Begebenheit sah und Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes von ihr erwartete; aber

das civilisirte Europa hat die Resultate derselben anerkannt, denn die repräsentative Verfassung, deren Einführung die ganze Revolution war, wird nicht nur als verträglich mit dem politischen System unsers Welttheils geduldet, sondern alle freien Völker erwarten von ihr größere Ordnung und Sicherheit, einen höheren Grad der Civilisation, und das Ende der Kriege, durch welche der Ehrgeiz der Willkühr Jahrhunderte lang den Frieden der Menschheit gestört hat. Nur wer die Völker über ihr Interesse und ihre Rechte absichtlich täuschen wollte, oder wem die Natur die Freuden großmüthiger Herzen an Veredlung unsers Geschlechts stiefmütterlich versagte, oder wer völlig unfähig ist die Suprematie der Vernunft über alle irdische Macht anzuerkennen, nur der Betrug, der Egoismus oder der Blödsinn kann heutiges Tages die französische Revolution noch für eine bloße Empörung gegen rechtmäßige Gewalt, für eine verbrecherische Verirrung des Zeitgeistes, für eine Ausgeburt der Hölle erklären. Die Welt ist zu aufgeklärt, um solchen Aussprüchen etwas anders als Spott und Verachtung entgegen zu setzen.

Auch die Beschuldigungen fangen an zu veralten, daß man nur aus einherzigem Eigennutz, aus thörichtem Ehrgeiz, aus dem Wunsche, den individuellen Zustand zu verbessern, ein Freund der französischen Revolution seyn könne. Der Eigennutz hängt sich an Alles, selbst an die Religion; er lästert oder lobt, wo etwas seinem Vortheil zusagt; wo er Reichthum und Macht sieht, da hofft er Gelegenheit öffentlich oder heimlich plündern zu können. Aber Reichthum und Macht sind dadurch noch nicht schändlich, daß die Gemeinheit sie schändlich benutzt. Selbst die Gaben des Geistes können gemißbraucht werden, und manches schöne Talent hat sich unwürdig den Mächten der Finsterniß verkauft; haben deswegen die Talente nicht einen eigenen selbstständigen Werth?

Die Verbrechen der Menschen in der Revolution sind nicht die Revolution; und die Verbrechen selbst sind nicht isolirt vom Anlaß, von der Aufreizung zu betrachten. Die Revolution muß unabhängig von den Menschen, welche daran Theil genommen, von den Triebfedern und Verirrungen der Einzelnen, als eine große That zur Emancipation eines geistreichen Volkes, zur Wiedergeburt seines politischen

Lebens, und zur Sicherung seiner Rechte durch entsprechende Institutionen beurtheilt werden. Der Gesichtspunkt der Chronikenschreiber, welche nur einzelne Handlungen der Schlechtigkeit oder des persönlichen Muthes aufzählen, kann nicht der Gesichtspunkt des philosophischen Geschichtsforschers seyn. Dieser sieht einen Kampf um die höchsten irdischen Interessen der Völker; er will den Sinn und die Bedeutung dieses erhabenen Schauspiels verstehen, und begreift, daß die erste Bedingung hierzu eine Lossagung von allen persönlichen Rücksichten seyn müsse. Nicht was ihm und seinem Stande oder seiner Caste nützt und schadet, sondern was die Erziehung der Völker zur Geistes-Cultur, zum weisen Gebrauch ihrer Kräfte, zum lebendigen Gefühl ihrer sittlichen Würde, zur Behauptung ihrer Menschenrechte befördert, nur dieß ist das Resultat, das er in der Geschichte aufsucht; denn die politische Herrschaft soll nicht ausgeübt werden, damit einige Begünstigte im Genuß schwelgen können: sie hat einen durch Religion und Vernunft geheiligten Zweck, sie soll die Gesellschaft von den Fesseln der Rohheit, der Tyranney und des Aberglaubens befreien; ihr Wohl

nicht durch Erhaltung des Sclavensinns, sondern durch Erweckung der selbstständigen freien Tugend zu befördern suchen; sie soll den Menschen nicht zum Dienstboten der Willkühr, sondern zum Bürger erziehen, der thätigen Antheil nimmt an der Staats-Anstalt, die zum besten Aller, nicht aber für den beschränkten Vortheil einer Caste errichtet wurde.

In wiefern seit der französischen Revolution diese Aufgabe aller Regierung lebendiger erkannt und für ihre Lösung mit redlichem Eifer thätiger gewirkt wird; oder inwiefern sie die Herrschaft der Tyranney und des Aberglaubens nur stärker befestiget hätte: insofern allein kann sie als wohlthätige oder verderbliche Unternehmung beurtheilt werden.

Diese Untersuchung ist von der höchsten Wichtigkeit nicht nur für die theoretische Würdigung der Revolution, sondern für die Anwendung ihrer Resultate selbst. Wo noch mächtige Vorurtheile sich gegen sie erheben, da kann nur von einer unparteyischen aber strengen Prüfung der entgegengesetzten Ansprüche die endliche Anerkennung des Guten erwartet werden.

Jeder, selbst der Feind der gesellschaftlichen Ver-

besserung, fühlt die Nothwendigkeit einer gründlichen Prüfung der französischen Revolution; denn sie ist die Quelle aller nachfolgenden politischen Ereignisse, der Anfang des noch fortwährenden Kampfes um Privilegien und Volksrechte.

Aus diesem Grunde hat nicht leicht ein Buch eine größere Theilnahme unter allen Classen von Lesern im civilisirten Europa gefunden, als der Frau von Stael Betrachtungen über die französische Revolution. Hier hoffte man eine unparteyische Stimme zu vernehmen, und man war im Voraus geneigt, ihr zu glauben. Der Tochter Neckers, der Verfasserin der Delphine und Corinna standen, als sie lebte, alle Salons offen, sie galt in denselben als Autorität; darum beeiferte sich die vornehme Welt ihren Schwanengesang zu hören. Vielleicht erfuhr aus diesem Buche manche hohe Person zuerst, daß die Menschen- und Volksrechte etwas wären, das nicht so geradezu verweigert werden dürfe, und daß die Revolution nicht durchgängig von Anfang bis zu Ende und in allen ihren Theilen zu verdammen sey. Frau von Stael vertheidigt die Grundsätze der Freiheit, — man schämt sich fast, in der

guten Gesellschaft einem anerkannt schönen Geiste zu widersprechen; der gute Ton wird liberal.

Diesen Nutzen hat unstreitig das Werk der Frau von Stael gestiftet. Schade daß die seltsame Mischung von Wahrheit und Irrthum in diesem Buche, von Geistes-Klarheit und Vorurtheil, von reiner Ansicht und gemeiner leidenschaftlichen Beurtheilung, die gute Wirkung desselben wieder zweideutig machen mußte. Die Freunde der Freiheit konnten nicht weniger als die Anhänger herkömmlicher Mißbräuche Bestätigung ihrer Meinungen und Vorurtheile in den Aeusserungen der Frau von Stael finden. Der Haß der Parteyen erhielt neue Nahrung; und der unsinnige Glaube, als hätte die Revolution eine geistig sittliche Verkehrtheit in Frankreich eingeführt, als müsse Europa die Gemeinschaft mit dem furchtbar entarteten Volke fliehen, dieser Glaube konnte zahlreiche Herzensergießungen der Frau von Stael zu seinen Gunsten anführen, — und der Blödsinn war bereit, sich durch solche Argumente belehren zu lassen.

So wurde der mögliche Nutzen durch einen nur zu wahrscheinlichen Schaden aufgewogen. Eine kritische Beurtheilung des hinterlassenen Werkes der Frau von Stael war daher ein Bedürfniß, lebhaft

von Allen gefühlt, welche überzeugt waren, daß Irrthümer über die Revolution und Vorurtheile gegen ihre Resultate einen empfindlichen Einfluß auf die Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft und auf hre Fortschritte zum Bessern ausüben müssen. Herr Bailleul, der mit Muth, Geist und Talent diese Beurtheilung anstellte, hat sich dadurch ein Verdienst um die Gesellschaft erworben; er hat die Ideen über die Revolution, welche sich von Neuem zu verwirren schienen, mit Klarheit gesondert, und den Muth derer gestärkt, welche mit Trauer bemerkten, daß der dreißigjährige Kampf gegen das Unrecht ererbter Anmaßung noch nicht geendet sey, und daß die Feinde der bürgerlichen Verbesserung neue Unruhen zu erregen bereit wären.

Mehrere deutsche Blätter haben mit Achtung von der Arbeit des Herrn Bailleul gesprochen; sie haben ihre Vorzüge anerkannt und das Publikum darauf aufmerksam gemacht. Es ist nicht zu zweifeln, sein Werk hat auch in Deutschland viele Leser und Freunde gefunden. Indessen schien es rathsam durch eine Uebersetzung die Verbreitung desselben in einem größeren Kreise zu befördern. — Ob dieß Unternehmen, dem ich mich unterzog, in Absicht auf

seinen Zweck allgemeinen Beifall finden wird, wage ich nicht zu entscheiden. Es gehörte vielleicht einiger Muth dazu, sich durch die Besorgniß einer möglichen Mißdeutung nicht irren zu lassen. Aber größer, als diese Besorgniß, war meine Ueberzeugung von dem Nutzen der Bailleul'schen Beurtheilung; und bedeutender, als die Aengstlichkeit des Einzelnen, ist die Bangigkeit der Völker, daß die Vortheile, welche sie durch furchtbare und blutige Anstrengungen erlangt haben, ihnen wieder entrissen werden könnten, daß die Zeit rückgängig gemacht werden solle, und der Sieg des Lichts über die Finsterniß noch unentschieden sey. Diese Furcht zu verbannen, und die Unmöglichkeit zu zeigen, daß die erlangte Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes wieder geraubt werden könne, dazu schien mir Bailleuls Werk recht eigentlich geschickt. So muß es zur Versöhnung beitragen; denn wenn dem Feinde die Unmöglichkeit des Sieges gezeigt wird, ist er geneigter, aufrichtigen Frieden zu schließen; er lernt dann begreifen, daß Europa nicht gegen Einen mit Recht oder Unrecht als Tyrannen geschilderten Mann seiner Persönlichkeit wegen aufgestanden sey; sondern gegen Tyranney jeder Art, deren verderbliche Folgen selbst

die Fürsten erkannten; daß die Befreiung der Welt wohlthätige Resultate bringen müsse, welche durch ein beschränktes Interesse unmöglich mit dauerndem Glücke bekämpft werden können; daß nur aufrichtige Versöhnung mit dem allgemeinen Interesse der Völker, Huldigung der Vernunft und Uebung der Gerechtigkeit den Frieden der Welt sichern und die Macht der Regierungen unerschütterlich machen können.

Von der Uebersetzung selbst habe ich nur weniges zu sagen. Ich hoffe, daß man sie im Ganzen klar und dem Genius unserer Sprache gemäß finden wird; einzelne Dunkelheiten wären nur dann zu vermeiden gewesen, wenn ich mich gänzlich von dem Original hätte entfernen und Dinge deutlicher sagen dürfen, die selbst der muthigste Schriftsteller nur in einem gewissen Hell-Dunkel zeigen darf. — Ueber die Anmerkungen und Zusätze wird das Publikum urtheilen.

Der zweite Band wird unmittelbar nach der Messe folgen.

Der Uebersetzer.

Inhalt der Capitel des ersten Bandes.

Erster Theil.

I. Capitel. Allgemeine Betrachtungen . . . Seite 7

II. — Betrachtungen über die Geschichte von Frankreich . . . . . — 23

III. — Ueber die öffentliche Meinung in Frankreich zur Zeit der Thronbesteigung Ludwigs XVI. . . . . — 74

IV. — Ueber den Charakter des Herrn Necker als Staatsmann . . . . . — 81

V. — Plane des Herrn Necker in Bezug auf die Finanzen . . . . . — 85

VI. — Plane des Herrn Necker in der Verwaltung . . . . . — 93

VII. — Der Amerikanische Krieg . . . . — 98

VIII. — Entlassung des Hrn. Necker i. J. 1781. . — 101

IX. — Umstände, welche die Zusammenberufung der Reichsstände herbeiführten. Ministerium des Hrn. v. Calonne . — 109

X. Capitel. Fortsetzung. Ministerium des Erzbischofs von Toulouse . . . Seite 112
XI. — Hatte Frankreich eine Verfassung vor der Revolution? . . . . — 113
XII. — Hrn. Neckers Zurückberufung i. J. 1778 . — 119
XIII. — Benehmen der letzten Reichsstände zu Paris i. J. 1614 . . . . — 126
XIV. — Eintheilung der Generalstaaten nach Ständen . . . . . — 127
XV. — Stimmung der Gemüther in Europa zur Zeit der Reichsstände . . . — 132
XVI. — Eröffnung der Reichsstände am 5. Mai 1789 . . . . . — 138
XVII. — Widerstand der Privilegirten gegen die Forderungen des dritten Standes . — 141
XVIII. — Benehmen des dritten Standes während der ersten zwei Monate der Sitzung der Reichsstände . . — 145
XIX. — Mittel, welche der König i. J. 1789 hatte, sich der Revolution zu widersetzen . . . . . — 153
XX. — Königliche Sitzung am 23. Juni 1789 . — 155
XXI. — Ereignisse, welche durch die königliche Sitzung am 23. Juni herbeigeführt wurden . . . . . — 173
XXII. — Revolution vom 14. Julius . . — 178
XXIII. — Rückkehr des Herrn Necker . . . — 183
Bemerkung über diesen ersten Theil — 187

Zweiter Theil.

I. — Mirabeau . . . . . — 189
II. — Die constituirende Versammlung nach dem 14. Julius . . . . — 217

III. Capitel. General La Fayette . . . Seite 222
IV. — Nutzen, den die constituirende Versammlung geleistet . . . — 223
V. — Preßfreiheit und Polizei während der constituirenden Versammlung . — 229
VI. — Verschiedene Parteyen, welche sich in der constituirenden Versammlung bemerklich machten . . . — 235
VII. — Fehler der constituirenden Versammlung in Angelegenheiten der Verwaltung . . . . . — 245
VIII. — Fehler der constituirenden Versammlung in Betreff der Constitution — 247
IX. — Herrn Neckers Bemühungen für Annahme der englischen Verfassung . — 249
X. — Hat die englische Regierung zur Aufregung der Unruhen Geld gegeben? . — 251
XI. — Ereignisse am 5. u. 6ten Oktober . — 266
Zusatz . . . . . — 268
XII. — Die constituirende Versammlung in Paris . . . . . — 284
XIII. — Beschlüsse der constituirenden Versammlung über die Geistlichkeit . — 288
XIV. — Aufhebung des Adels . . . . — 291
XV. — Königliche Gewalt, wie sie von der constituirenden Versammlung bestimmt wird . . . . . — 294
XVI. — Föderation am 14. Juli 1790 . . — 296
XVII. — Zustand der Gesellschaft iu Paris während der constituirenden Versammlung . . . . . — 297
XVIII. — Einführung der Assignaten, und Hrn. Neckers Entlassung . . . — 299

XIX. Capitel. Zustand der Angelegenheiten und politischen Parteyen im Winter 1790 bis 1791 . . . Seite 302
XX. — Mirabeau's Tod . . . . — 311
XXI. — Abreise des Königs am 21. Juni 1791 — 313
XXII. — Revision der Verfassung . . . — 316
XXIII. — Annahme der Constitution von 1791 . — 32

Bailleul's

Kritische Untersuchungen

über das

hinterlassene Werk der Frau von Stael.

Antwort
auf einige Bemerkungen.

Erste Bemerkung. Frau von Stael bekennt sich zu den guten Grundsätzen, sie ist für eine freie Verfassung; sonach muß es einen übeln Eindruck machen, wenn ein Freund derselben Grundsätze sich mit ihren Verläumdern vereiniget.

Dieser Vorwurf ist ungegründet: ich bin kein Verläumder der Frau von Stael; auch wird man mich nie in der Reihe der Gegner ihrer Grundsätze finden. Man verläumdet einen Schriftsteller, wenn man mit Leidenschaft über ihn abspricht; wenn man ihm Gesinnungen unterschiebt, welche nicht die seinigen sind; wenn man seine Behauptungen entstellt, um sie gehässig zu machen. Meine Prüfung des Werkes der Frau von Stael hat offenbar keinen solchen Charakter.

In diesem Werke müssen drei Dinge wohl unterschieden werden: die Grundsätze, sodann die Anwendung dieser Grundsätze auf gewisse Thatsachen, und endlich die historischen Ueberblicke. — Das schöne Talent der Frau von Stael ist eine Sache für sich.

Ich bezeuge den Grundsätzen und den Talenten der Frau von Stael meine aufrichtige Achtung, und habe keine Gelegenheit versäumt, meine Meinung darüber aus-

zusprechen; die Anwendung der Grundsätze aber ist bei ihr nicht immer die richtigste, und der geschichtliche Theil enthält, nach meiner Art zu sehen, die gefährlichsten Irrthümer. Soll man diese schonen, achten, weil Frau von Stael zu den liberalen Anhängern der Verfassung gehört? Ich glaube, gerade das Gegentheil. Wäre nur von Frau von Stael die Rede, oder von einem Werk ihrer glänzenden Einbildungskraft; so müßte man ihr Andenken in Ruhe lassen. Dieß aber darf nicht seyn, wo sie die große Angelegenheit der Freiheit und des Vaterlandes zur Sprache bringt. Hier soll jede untergeordnete Rücksicht schweigen, weil hier vor Allem die Maxime zu befolgen ist: **Amicus Plato, magis amica veritas.**

Zweite Bemerkung. Wer spricht von Wahrheit? Wer kümmert sich um Wahrheit? Delphine und Corinna sind es, die den Betrachtungen über die Revolution Leser werben.

Ich möchte den Leser durch solche Voraussetzung nicht beleidigen. Doch angenommen, daß er, wie man behauptet, sich nur durch sein Vergnügen leiten läßt, so muß es ein sehr großes Vergnügen seyn, die Wahrheit da zu entdecken, wo es sich um Interessen handelt, die uns alle so nahe berühren. — Sollte ich auch nur einen Menschen zur gesundern Ansicht zurückbringen, so werde ich mich glücklich schätzen, meine Arbeit unternommen zu haben.

Dritte Bemerkung. Man behauptet, ich hätte Unrecht, der Frau von Stael Schritt vor Schritt durch alle Capitel zu folgen; ich hätte die Hauptzüge ihres Werkes auffassen, sie nach ihrer Natur und Verwandtschaft zusammenstellen, und so dem Gange meiner Un-

ersuchung mehr Verbindung und Entschiedenheit geben sollen.

Diese Bemerkung kann nur dann vorgebracht werden, wenn man den Zweck, den ich mir vorgesetzt, und den Geist, in welchem ich schreibe, außer Acht läßt. Ich bin nicht der Widersacher der Frau von Stael, ich wiederhole es; ich billige ihre Grundsätze; aber ich bekämpfe eine Menge Einzelheiten, die mehr oder minder bedeutende Irrthümer enthalten, und mit denen ich mich nicht anders beschäftigen kann, als in der Reihe, in welcher sie sich zeigen; wollte ich sie auseinanderlegen oder vereinen, so würde ich ihre Natur entstellen.

Ueberdem habe ich weit weniger die Absicht, Frau von Stael zu widerlegen, als jedem ihrer Irrthümer eine Wahrheit entgegen zu setzen, welche den Leser aufklären und dem ehrlichen Geschichtforscher als Führer dienen könne.

Vierte Bemerkung. Man kann die kritischen Untersuchungen nur lesen, wenn man das Werk der Frau von Stael vor Augen hat.

Es kann allerdings nichts schaden, wenn man, um meine Bemerkungen zu würdigen, die „Betrachtungen über die Revolution“ gelesen hat, weil dieses Werk der Grundstoff des meinigen ist. Indessen ist dieß nicht durchaus nothwendig; eben so wenig, als immer beide Schriften vor Augen zu haben, um meiner Prüfung folgen zu können. Ich nehme eine Behauptung der Frau von Stael, und stelle sie hin, so wie sie ist, ohne daß das Vorhergehende oder das Folgende Einfluß darauf hat oder den Sinn verändert. Der Leser hat alles vor Augen, wodurch das Urtheil bestimmt wird. Jedes

Nachfchlagen in dem Original würde ihm nichts mehr fagen, und wäre unnütz. Es iſt ſogar weſentlich, daß er ſich von dieſer Aengſtlichkeit frei mache.

Fünfte Bemerkung. Es wäre ſchicklich geweſen, die Seiten des Originals anzuzeigen.

Ich habe es für überflüſſig gehalten, meinen Text mit Nachweiſungen zu überladen, nachdem die Capitel überall angezeigt ſind.

Anmerk. Ich bitte den Leſer, nicht außer Acht zu laſſen, daß alle in Häkchen („ “) eingeſchloſſenen Stellen Auszüge aus dem Werke der Frau von Stael ſind, wenn ich ſie auch nicht genannt habe. Ich wollte eine läſtige Wiederholung des Namens vermeiden.

Kritische Untersuchungen

über das Werk

der Frau von Stael,

betitelt:

Betrachtungen über die wichtigsten Begebenheiten der französischen Revolution.

Erster Theil.

Erstes Capitel.

Allgemeine Betrachtungen.

Ich muß damit anfangen, eine lange Stelle abzuschreiben; den Grund davon werde ich nachher angeben.

„Die französische Revolution, sagt Frau von Stael, ist eine der großen Epochen der bürgerlichen Gesellschaft. Wer sie nur für ein zufälliges Ereigniß hält, nimmt die Schauspielr für das Stück. Man will seine Leidenschaften befriedigen, und darum schreibt man den Männern des Augenblicks zu, was doch die früheren Jahrhunderte vorbereitet haben.

„Es bedaf nur eines Blicks auf die entscheidenden Wendungen in der Geschichte, um sich zu überzeugen, daß sie alle unermeidlich waren, sobald sie auf irgend

eine Art mit der Entwickelung der Ideen zusammenhingen, und daß, nach mehr oder minder langem Kampf und vielfachem Elend, der Sieg der Aufklärung stets für Größe und Veredlung des Menschengeschlechts sich günstig erwiesen hat.

„Die große welthistorische Umwälzung, aus welcher das Schicksal aller neueren Nationen hervorgegangen, begann mit dem Einfall der nordischen Völker; noch heute stützt sich das öffentliche Recht in den meisten europäischen Staaten auf das Gesetzbuch der Eroberung. Nachdem die nordischen und germanischen Völker das abendländische Reich gestürzt hatten, wurden die Gesetze, welche sie mitbrachten, allmählig umgebildet, ohne daß man den Zeitpunkt der verschiedenen Veränderungen genau angeben kann. Es scheint jedoch, daß die Aufmerksamkeit bei vier Zeitabschnitten verweilen könne, in welchen diese Veränderungen, die schon früher sich ankündigten, mit einigem Lärm ins Leben traten.

„Die erste politische Periode ist diejenige, in welcher der Adel, (d. h. die Eroberer) sich als Theilhaber an der königlichen Gewalt seines Chefs betrachtet.

„In der zweiten Periode, in welcher theilweise Befreiungen Statt finden, haben die Bürger der Städte einige Rechte wieder erlangt. Die deutschen und italienischen Republiken, die Municipal-Freiheiten in dem übrigen Europa haben in dieser Zeit ihren Ursprung.

„In der dritten Periode bemerkt man die Befreiung der Personen. Die Könige, welche den Uebermuth der Großen oft zu fürchten hatten, suchten gegen sie den Bund mit dem Volke. Die regulären Truppen machten den Beistand des Adels weniger nothwendig. Das Bedürfniß der Auflagen dagegen zwang die Souveraine zum dritten Stande ihre Zuflucht zu nehmen. Um unmittel-

bar die Abgaben beziehen zu können, mußten die Fürsten das Volk mehr oder minder dem Einflusse der Großen entziehen. Daraus entstand die unbedingte Herrschaft eines Einzigen, die schlechteste von allen politischen Combinationen.

„Die vierte politische Periode ist die der repräsentativen Regierungen.“

Indessen will Frau von Stael eigentlich nur drei durchaus verschiedene Epochen anerkannt wissen: Feudalsystem, Despotismus und repräsentative Regierung.

„Der wahre und unausgesetzte Zweck der fünfzig Jahre dauernden englischen Revolution, war kein anderer, als die Einführung der gegenwärtigen brittischen Verfassung, d. i. des schönsten Denkmals der Gerechtigkeit und moralischen Größe, das die Europäer aufzuweisen haben.

„Derselbe Aufschwung der Geister, welcher die englische Revolution bewirkte, hat auch die französische von 1789 erzeugt; beide gehören der dritten Epoche an, dem Fortschreiten der bürgerlichen Gesellschaft zur Errichtung einer repräsentativen Regierung, als zu welchem Ziele der menschliche Geist von allen Seiten vorwärts drängt.

„Prüfen wir jetzt die besonderen Verhältnisse in diesem Frankreich, das die riesenhaften Ereignisse gebar, welche die Gegenwart mit so vielen Hoffnungen und so vielen Schrecknissen erfüllten.“

Ich habe diese erste Citation nicht kürzer machen können, weil sie sowohl das Princip und den Zweck der französischen Revolution ausspricht, als auch den Gang und die Katastrophen derselben nach aller Wahrscheinlichkeit andeutet, indem es heißt: Man darf nur die Augen auf die entscheidenden Wendungen in der Geschichte werfen, um sich zu überzeugen, daß sie alle unvermeidlich

waren, und daß, nach mehr oder minder langem Kampf und Elende, der Sieg der Einsichten stets für Größe und Veredlung des Menschengeschlechts sich günstig erwies.

Also ist, nach der Frau von Stael, in den vier großen Epochen der gesellschaftlichen Ordnung, die französische Revolution eine solche Umwälzung, welche der Verbesserung und Vervollkommnung der bürgerlichen Gesellschaft am günstigsten ist, eine solche, welche dieser Gesellschaft den höchsten Grad der Civilisation anweist, zu dem sie, nach dem Zustand unserer erworbenen Kenntnisse, gelangen kann.

Es ist Thatsache, daß das englische Gouvernement, man mag es nach dem Verhältniß der großen Gewalten unter sich, oder nach dem Geist der Gesetzgebung, in Bezug auf die einzelnen Bürger, betrachten, zur Zeit seiner Schöpfung die glücklichste Zusammenstellung dessen war, was für Aufrechthaltung der Institutionen, für öffentliche und persönliche Freiheit sich finden ließ. Es ist Thatsache, daß wir Franzosen durch unsere Revolution uns wenigstens gleiche Vortheile sichern wollten, indem wir Institutionen unterdrückten, welche schädlich und für die Mehrzahl beleidigend waren, und neue Einrichtungen in einem durchaus entgegengesetzten Geiste schufen. Es ist Thatsache, daß wir die repräsentative Regierung, als die Basis unsers neuen öffentlichen Rechts, anerkannten und heiligten; daß alle guten Geister sich in diesem großen Gedanken vereinten, und daß die bösen Geister ihn, wenigstens, gerade zu, nicht mehr zu bestreiten wagen.

Man findet hierin nun zweierlei Arten von Wahrheiten, die thatsächlichen und die Wahrheiten der Grundsätze. Die erstern können nicht bestritten werden. Wollte

man auf die Wahrheiten der Grundsätze einigen Schatten werfen, so ließe sich noch antworten, daß von dem Augenblick, als fast die Allheit einer Nation sie für wahr halten will oder hält, in Bezug auf diese Nation jene Grundsätze immer Wahrheiten oder so gut wie Wahrheiten sind.

Frau von Stael hat also die Verkettung in den Fortschritten der Civilisation richtig aufgefaßt; sie irrt nicht, wenn sie dieselben als unvermeidlich und nothwendig in allen Fällen anerkennt, wo sie mit der Entwickelung des menschlichen Geistes zusammenhängen. Von der Erfahrung werden mit jedem Tage neue Ideen erzeugt, deren Mittheilung das Lebensprincip jener unmerklichen, aber unaufhörlichen Arbeit ist, welche die politischen Körper in Gährung setzt, und welche, ist sie einmal bis zu einem gewissen Punkt der Reife gekommen, durch die Sorge eines jeden für seine Wohlfahrt unfehlbar Katastrophen herbeiführt, wenn nicht die vorausseh ende Weisheit die Ideen aufzufassen und zu verwirklichen versteht. Zeigt die Vergangenheit, daß die Menschen bei der Vervollkommnung ihrer Geistesfähigkeiten sich wohl befunden haben; so wäre es unsinnig zu behaupten, daß man in der Folge es für ein Unglück ansehen müßte, wenn diese Fähigkeiten noch ferner gebildet und erweitert werden. Weil diese Entwickelung sich durch alle Hindernisse hindurch Bahn macht, darum ist es so unnütz, als gefährlich, sich ihr zu widersetzen. Es ist also ein sehr falsches System, das man selbst in unsern Tagen befolgen will, und das die Behauptung aufstellt, man könne die Revolution aufhalten, man könne im Allgemeinen den Revolutionen durch die Unwissenheit vorbeugen.

Jener erste Ueberblick der Frau von Stael über den Gang der Begebenheiten in den politischen Körpern, den

ich im Allgemeinen für sehr richtig halte, zeigt jedoch, in Bezug auf die dritte Periode, eine in der Darstellung übertriebene Ansicht, und einen handgreiflichen Widerspruch mit ihren eigenen vorhergehenden Beobachtungen.

Frau von Stael behauptet, daß unsere Könige, „indem sie das Volk dem Einfluß der Großen entzogen, die Alleinherrschaft, die schlechteste aller politischen Combinationen, herbeiführten;“ dieß heißt so viel als, die verschiedenen Verbesserungen, welche unsere Vorfahren nach und nach erhielten, haben uns gerade zu dem abscheulichsten Resultat, das man sich vorstellen kann, zu der schlechtesten politischen Combination, mit einem Wort zum Despotismus geführt. Und auf dieser Stufe absoluter Entwürdigung hätten wir plötzlich das erlangen wollen und können, was Frau von Stael selbst als das Vollkommenste ansieht? Alles dieses ist, in der Spekulation, wie in der Wirklichkeit, durchaus gegen die Natur der Dinge, wie ich in diesem und dem folgenden Capitel zu beweisen hoffe.

Ich halte mich zuerst bei einem andern Widerspruche auf, den nachzuweisen ich um so nothwendiger finde, als er den Keim vieler andern Irrthümer und Ungerechtigkeiten in sich schließt. Man kann diesen Widerspruch, — ich bitte die Verfasserin, dieser Aeußerung wegen um Verzeihung, — man kann ihn für eine Verkehrtheit ihres Geistes ansehen, die sich aus ihren ersten Eindrücken, aus ihren Gewohnheiten und Zuneigungen herleitet.

Frau von Stael erkennt in dem Feudalwesen den bedauernswürdigsten Zustand der Herabwürdigung, worein das menschliche Geschlecht versinken konnte. Sie hält daher mit Recht die erste politische Periode in Frankreich für diejenige, in welcher es keinen Unterricht, keinen Gewerbfleiß, keinen Handel gab; in welcher die Eroberer sich als

Theilhaber an der königlichen Gewalt ihres Oberhauptes ansahen, während die Nation unter verschiedenen Herren, die nach Willkühr mit ihr schalten und walten konnten, vertheilt war.

Wie hat sie, nach Anerkennung eines solchen Zustandes der Dinge, sagen können: „Gleichwohl hat der Kreis der Menschen, die sich als solche ansehen durften, unter der Feudalregierung sich erweitert? Der Zustand der Leibeigenen war weniger hart, als jener der Sklaven. — Die Regierung eines Einzigen ist die schlimmste aller politischen Einrichtungen; die Aristokratie ist besser: Einige sind hier wenigstens Etwas, und die moralische Würde des Menschen findet sich wieder in den Verhältnissen der Großen zu ihrem Oberhaupte.“

Es ist unwahr, sowohl in den Grundsätzen, als in der Wirklichkeit, daß der Kreis der Menschen, die sich als solche ansehen durften, unter der Feudalherrschaft erweitert wurde. Diese Herrschaft, — was auch Montesquieu darüber sagen mag, wenn er behauptet, sie hätte unendlich viel Gutes und unendlich viel Böses erzeugt, — diese Herrschaft ist geradezu die Auflösung eines Staates, wie dieß Frau von Stael selbst erkennt, indem sie, wie oben angeführt wurde, sagt: „Die Nation war unter den verschiedenen Herren vertheilt, welche nach Willkühr mit ihr schalten und walten konnten.“ Von der Zeit an gab es keine Nation mehr; es gab nur Herren und Sklaven.

Aber diese Herren wenigstens bildeten in dem Lehnswesen eine Art Nation, wie unter den Königen der ersten Dynastie und bei den Versammlungen des Maifeldes? Ich sage, nein! solches war unmöglich, weil, genau genommen, die Herren keine Autorität über sich erkannten, und sich für berechtigt hielten, das, was sie ihre

Rechte nannten, mit den Waffen in der Hand, nicht nur gegen einander zu vertheidigen, sondern auch gegen das Oberhaupt des Staates, das nur dem Namen nach Oberhaupt, und eine Art Zierbild war, dem die Erinnerung einigen Bestand gab. Die Feudalherrschaft griff zu gleicher Zeit die Souverainetät und die persönliche Freiheit an. Weit entfernt den Kreis der Menschen, die das Recht hatten, sich als solche anzusehen, zu erweitern, vernichtete es ihn. Es gab damals nichts als Unordnung und Räubereien. — Ein solcher Zustand der Dinge ist unverträglich mit irgend einer Art von moralischer Würde. *)

Eine geordnete Aristokratie, wie jene in Rom und Venedig, ist unstreitig besser, als die unbeschränkte Gewalt eines Einzigen. Von dieser Aristokratie hat jedoch Frau von Stael nicht reden wollen. Sie hat offenbar das Feudalwesen im Sinn. Aber eine Aristokratie der Feudalherren, welche in der Masse der Menschen nur Sklaven sieht, herabgewürdigte, niedrige Wesen, die dem wildesten Eigensinn preisgegeben, durch nichts beschützt sind;

---

*) Man wird vielleicht einwenden, daß auch in den Feudalzeiten die Menschen nicht ohne Tugenden waren; aber diese Tugenden entsprangen aus der Güte der menschlichen Natur, die unverwüstlich ist; das Lehnswesen hatte keinen Antheil daran. Es hat zu allen Zeiten sogar großmüthige Räuber gegeben; gleichwohl ist ihr Handwerk unverträglich mit der moralischen Würde. Eine Verfassung soll nicht nur in seltenen Fällen die Tugenden möglich, sie soll sie zur Bedingung des Einflusses und Ansehens machen; sie soll sie befördern und die Hindernisse derselben, so wie die Laster unterdrücken, d. h. die Ordnung herstellen und erhalten.

Anm. d. Uebers.

eine Aristokratie, welche in den Verhältnissen der Herren zu ihren Untergebenen, zu einander und zu ihren Oberhäuptern, die ungerechtesten Ansprüche mit den Waffen in der Hand zu behaupten gestattet, sobald die Herren sich stark genug glauben, und welche sie selbst von der andern Seite doch so wenig schützt, daß sie ihre Rechte aufgeben müssen, wo sie sich schwach fühlen; eine solche Aristokratie ist keine Aristokratie, es ist eine schauderhafte Anarchie; sie ist eine bei weitem schlechtere Einrichtung, als die unbeschränkte Herrschaft eines Einzigen. Wie kann da moralische Würde angetroffen werden, wo es nichts gibt, als Gewalt, Usurpation, Raub, Plünderung und Mord? Diese Anarchie ist schlechter als die Alleinherrschaft: erstlich, weil dort so viele unbeschränkte Regierungen eines Einzigen vorhanden sind, als es Feudalherren gibt; und sodann, weil jede dieser Regierungen, als Reiz für Habsucht und Eifersucht, allen Unruhen, jedem Schrecken eines unaufhörlichen Krieges ausgesetzt ist. Einige Menschen sind freilich Etwas, aber nur um Alles zu unterdrücken, was ihnen unterworfen ist, und sich unter einander zu würgen. Wo ist die moralische Würde?

Es erfordert kein mühsames Nachdenken, um sich zu überzeugen, daß der Zustand der Leibeigenen unter der Lehnsherrschaft, weit entfernt, weniger hart zu seyn, viel mehr ungleich drückender war, als das Schicksal der Sklaven in den Staaten der Alten.

Das Lehnswesen, wie es in Frankreich sich auswies, war eine furchtbare Anarchie, durch Usurpation erworben, durch Stolz, Wuth, Dummheit und Unwissenheit aufrecht erhalten. Die Menschen unter dieser Verfassung, Herren und Sklaven, waren zum Vieh herabgesunken. Die Leibeigenen sahen sich allen Einfällen und Grillen

eines ungezähmten Gebieters ausgesetzt, den nicht einmal eine allgemeine Meinung zurückhielt, weil es damals keine gab. Nie waren die Sklaven der Alten bis zu solcher Brutalität und Verworfenheit herabgewürdigt.

Der Sklave lebte zu einer Zeit, da helle Einsichten, da Künste, Wissenschaften, Gewerbfleiß und Handel die bürgerliche Gesellschaft aufgeklärt hatten. Das Schicksal der Sklaverei mußte dadurch gemildert werden. Der Sklave konnte frei gelassen werden. Der Leibeigene, an die Scholle gekettet, konnte so wenig, als das Feld, der Stier oder die Heerde, denen er gleichgesetzt war, seine Natur verändern. Ein Sklave, den glückliche Anlagen begünstigten, ward oft von seinem Herrn ausgezeichnet, und erhielt von ihm eine sorgfältige Erziehung. Als gebildeter Mensch erwarb er sich dann eine moralische Würde, und kein Strohjunker hatte das Recht, gesetzlos alle menschlichen Verhältnisse zu verkennen. Aufklärung und Lehnswesen sind unverträglich. Das Fundament dieser Herrschaft war die wildeste Unwissenheit. Der Lehnsherr ließ den Leibeigenen nicht in Dingen unterrichten, die ihm selbst unbekannt waren, und wovon in diesen Zeiten der Barbarei Niemand eine Ahnung hatte. Nichts also konnte die Menschheit über einen solchen Zustand von Entwürdigung trösten.

So kann das Lehnswesen, welches nichts ist, als die Herrschaft der Dummheit und der Unterdrückung, von keiner Seite die Vergleichung mit dem Zustand gebildeter Völker aushalten. Die Völker hatten also Recht, als sie den Königen, die, wie sie selbst, durch die Feudalherrschaft unterdrückt waren, zu Hülfe kamen; und verdiente Ludwig XI. für einen Tyrannen gehalten zu werden, so war es gewiß nicht deswegen, weil er den Unternehmungen der großen Feudalherren Einhalt that.

Aber die Könige, die alles, was ihren Absichten entgegen war, vernichteten, und so ihre Gewalt befestigten, wurden Despoten? Ich werde im folgenden Capitel erklären, welchen Begriff man mit diesem Worte verbinden müsse, besonders in Beziehung auf Frankreich, und wie sich der Despotismus eines Einzigen zum Despotismus von Vielen verhält. Man begreift übrigens leicht, daß die Völker, deren man sich mit Geschicklichkeit bediente, um zu diesem Grade der Macht zu gelangen, für ihre Hülfe auch etwas gelten wollten, und daß sie Sicherheit gegen eine nun unbeschränkte Gewalt forderten; wiewohl diese schon dadurch erträglicher seyn mußte, daß ihre Ausübung entfernter, nicht so herkömmlich, daß sie mittelbarer war. Man wird sich also nicht wundern, wenn die große Mehrheit der Nation mit Frau von Stael überzeugt ist, daß die Errichtung der repräsentativen Verfassung ein nothwendiger Vertrag war, den ein absolutes Bedürfniß forderte. Diese Verfassung war zugleich eine Verbesserung für das Volk und ein höherer Grad der Civilisation: sie war die Vollendung derselben; denn die repräsentative Verfassung ist auf der politischen Bahn der größte Fortschritt zum Wohl der Menschheit.

Aber der Zeitpunkt, wo solche Veränderungen geschaffen werden, muß glorreich in der Geschichte der Völker seyn? Sind sie doch nicht möglich ohne die Mitwirkung einer Anzahl von Männern, die aufgeklärter, muthvoller, begeisterter von den Rechten der Menschheit sind, als der träge Haufen. Männer also, welche die Natur auf der That ertappen, indem sie sich des seit Jahrhunderten vorbereiteten Augenblicks bemächtigen, um dem Menschengeschlecht ein glücklicheres, ehrenvolleres Daseyn zu sichern, — diese Männer werden ohne Zweifel hinführo der Gegenstand öffentlicher Verehrung seyn?

Man wird nicht glauben, daß ich ernsthaft rede. Menschen, die das ganze Gewicht der Ereignisse in den furchtbarsten Augenblicken ertragen haben, überlassen sich keinen Täuschungen; aber das Gefühl, das sie so vielen Gefahren trotzen lehrte, der Anblick der constitutionellen Ordnung in Frankreich und eines offenbar verbesserten Zustandes in allen Theilen der civilisirten Welt, diese Erndte jener unendlichen Gefahren, macht sie stark gegen jede Art von Ungerechtigkeit. *) Ich fürchte nicht, es zu sagen, — denn die Leidenschaften, die den größten Theil der Menschen in unruhige Bewegung setzen, sind mir fremde geworden, ich betrachte mich selbst, als sey ich schon in die Ewigkeit hinübergetreten, und bin mit dem Vaterlande nur noch durch meine glühenden Wünsche für sein Glück verbunden, — ich fürchte nicht, es zu sagen: Alle diese Urtheile, welche eine gewisse Partei jetzt laut und keck über die Begebenheiten der Revolution ausspricht, werden von der Nachwelt verworfen werden.

Kann man glauben, daß eine lange Reihe von Mißbräuchen und Einrichtungen, die ihnen zur Stütze dienten, ohne große Anstrengungen und Catastrophen gestürzt

---

*) In einem öffentlichen Blatte, welches unter dem Einfluß mächtiger Männer geschrieben wird, las ich neulich folgende Worte: „Im Jahr 1793 hatten sich einige Räuber der Regierung bemächtigt, und bereicherten sich auf Kosten des Volks, das sie gleichwohl das souveraine Volk nannten.“ Diese Ausdrücke sind nicht höflich, und sind überdem unrichtig. Daß man solche Ausfälle in den Schriften findet, welche die Schande unserer Tage sind, ist sehr natürlich; — aber in einem Journal, welches Anspruch auf öffentliches Vertrauen macht — soll es wahrscheinlich Einigkeit und Vergessen anzeigen.

Anm. d. Originals.

werden können? — Opfer werden nothwendig fallen. Dann werden Anklagen gehört werden gegen die Menschen und gegen die Dinge. Ohne Zweifel wird Alles im Lichte des großen Interesse, für welches gekämpft wurde, untersucht und beurtheilt werden? Jede Frage, auch der scheinbar gleichgültigste Gegenstand wird mit religiöser Aufmerksamkeit geprüft werden, und selbst dann, wenn man alle Vorsicht angewendet, wird man noch zweifeln, ob man verurtheilen darf?

Wir werden sehen, ob in diesem Geiste und mit dieser Besonnenheit Frau von Stael die Begebenheiten der Französischen Revolution angesehen, und ob sie sich in dieser Rücksicht vorsichtiger und gerechter gezeigt hat, als die Compilatoren elender Zeitungen, die man uns für Geschichte verkauft.

Ein aufmerksames Studium wird hier unerläßlicher, als zu jeder andern Zeit, weil es nie so viel bestrittene und verkannte Wahrheiten gab, und doch ist nur in der Wahrheit Bestand. Die Linie der Revolution ist so gebieterisch durch die Natur der Dinge bezeichnet worden, daß nichts ungestraft davon ableiten kann. Alle Redensarten der Gefälligkeit, alle Täuschungen der falschen Systeme, des Ehrgeizes, der Habsucht, die Urtheilssprüche des Irrthums, — alle sind nur Keime neuer Catastrophen, oder Verlängerung der ängstlichen Ungewißheit. Alle Ereignisse seit fünf und zwanzig Jahren sind nichts anders als die Zurechtstellung des Gebrauchs der öffentlichen Macht oder der Verirrung einer Partei, welche ihre Stärke mißbrauchte. Viele Catastrophen waren wahrscheinlich, keine war nothwendig in der Ordnung der Revolution, wenn man annimmt, daß, von hoher Weisheit begeistert, man sogleich den ganzen Umfang derselben gefaßt, alle ihre Resultate bestimmt,

und daß Jeder in Unterwürfigkeit unter die Beschlüsse der gesetzgebenden Gewalt von der Zeit und Erfahrung eine Vollendung erwartet hätte, welche gleich beim ersten Versuch einem so großen und schwierigen Werke zu geben, die Kräfte des menschlichen Geistes nicht hinreichten.

Ich würde mir nicht die Mühe geben, eine rein contrerevolutionäre Schrift, wie man deren in großer Anzahl in der letzten Zeit bekannt gemacht hat, zu widerlegen; diese gelangen ganz einfach an ihre Adresse, und ich mache keine Ansprüche, die Begriffe solcher Leute zu ändern, welche ihre Partie genommen haben. Ein Werk aber, das in der besten Absicht verfaßt wurde, das in seinen Grundsätzen und Folgerungen treffliche Sachen und zugleich gefährliche Irrthümer enthält, gefährlich schon als Irrthümer, und noch mehr, weil der Schriftsteller eine Autorität ist; ein Werk, das diesen Charakter trägt, und sich in den Händen aller Freunde des Vaterlandes und der Freiheit befindet, ein solches Werk verdient eine strenge Prüfung, wäre es auch nur zum Vortheil derjenigen Menschen, welche wenig mit der Revolution vertraut, um so leichter irre zu führen sind; welche anfangs ihre Gegner waren, und nachher sich aufrichtig zu ihren Grundsätzen bekannt haben, wiewohl immer noch mit vorgefaßten Meinungen, die ein solches Werk dann in ihnen bestärken muß; zum Vortheil derjenigen endlich, denen es nützlich ist, wenn man ihnen das erklärt, was sie wohl selbst fühlen, aber nicht zu würdigen wissen, und wovon sie sich keine Rechenschaft geben können.

Ich lasse der Frau von Stael volle Gerechtigkeit widerfahren, ich bewundere ihr schönes Talent, ich bedaure ihren Verlust. Dieses vorausgesetzt, werde ich über jeden Gegenstand, wo es nöthig seyn möchte, mich unumwunden, bestimmt und freimüthig erklären. Ich werde mich

der Mäßigung in meinen Ausdrücken befleißigen; denn es ist meine Absicht, aufzuklären; nicht zu beleidigen. Ich werde keine Zusammenstellung von Worten suchen, die seltsam, wunderlich, auffallend und glänzend sind, die Staunen erregen oder blenden, — was man Geist nennt; ich werde mit ganzer Kraft und auf dem kürzesten Wege zum gesunden Menschenverstande und zur Wahrheit dringen. Mit solchen Vorsätzen, in solcher Stimmung gehe ich an die Arbeit.

Es ist bereits gedruckt zu lesen, daß das Werk der Frau von Stael die beste Geschichte der Revolution sey. Man behauptet jedoch, die Zeitgenossen könnten nicht die Geschichte der Begebenheiten schreiben, wovon sie selbst Zeuge waren; weil sie die Dinge weder aus gehöriger Höhe, noch in hinlänglicher Entfernung sehen, noch den ganzen Zusammenhang auffassen können; weil die Leidenschaften, über welche sich zu erheben fast unmöglich sey, das Urtheil trüben, und weil ihnen überdem die einzelnen Umstände unbekannt wären, die nur mit der Zeit durch besondere Aussagen und Entdeckungen auf die Nachwelt kommen.

Ich glaube, daß es für die Zeitgenossen in der That schwer ist, die Geschichte zu schreiben; aber aus andern Ursachen, als die eben angeführten. Man kann sich über die Leidenschaften des Augenblicks erheben; der Parteigeist kann, wenigstens auf die Länge, ein gesundes Urtheil nicht bestechen. Ist übrigens in den politischen Begebenheiten nur der Parteigeist sichtbar, so sind sie nichts als gewöhnliche Unruhen, Resultate einer vorübergehenden Gährung. Handelt sich's aber um eine große Angelegenheit, die mit den Fortschritten des menschlichen Geistes, mit der politischen und sittlichen Stellung einer Nation in Zusammenhang steht: so kann man sich wohl über die

Schattirungen einzelner Umstände täuschen, nicht aber über den Charakter und die allgemeine Bedeutung der Thatsachen, in sofern sie ein Ganzes bilden. Es giebt hier ein Grundgesetz, das von allen verschiedenen Willensmeinungen unabhängig ist, und den Zeitgenossen, wenn sie aufrichtig seyn wollen, als untrüglicher Führer dient. Man muß also die Schwierigkeiten anderswo suchen, und man kann sie in der Stimmung finden, in welcher die Geister in dem Augenblick versetzt sind, da man eine solche Geschichte bekannt machen will; in den Leidenschaften der andern, die man nicht geradezu angreifen will; in der Richtung, welche die großen Gewalten genommen haben, und selbst in der Art von Leuten, welche mit dieser Gewalt bekleidet sind. Frau von Stael hat, abgesehen von den persönlichen Neigungen, welche nur zu oft ihre Art zu sehen, zu empfinden und zu urtheilen bestimmen, sich von diesem Einfluß nicht frei halten können. Ohne Zweifel geschah es gegen ihren Willen, und ihr selbst unbewußt, daß sie den vorgefaßten Meinungen und gewissen Rücksichten sich hingab, die ein Geist von ihrer Stärke hätte von sich stoßen sollen.

Zweites Capitel.

Betrachtungen über die Geschichte von Frankreich.

„Die Menschen kennen fast nur die Geschichte ihrer Zeit," sagt Frau von Stael. Man kann ohne Gefahr erwiedern, daß sie auch diese nicht kennen, oder daß die Zahl derer, welche sie verstehen, so gering ist, daß es nicht der Mühe lohne, sie in Anschlag zu bringen. Sie fügt hinzu: „Liest man die Deklamationen unserer Tage, so sollte man glauben, daß die acht Jahrhunderte der Monarchie, welche der Revolution vorausgingen, Zeiten der Ruhe gewesen, und daß die Nation auf Rosen gebettet war." Frau von Stael ruft summarisch das Unglück ins Gedächtniß, welches, während diesen acht Jahrhunderten, fast ohne Unterbrechung auf Frankreich lastete. Aber sie behauptet, „daß die endlosen Unruhen nur erregt wurden, um die Freiheit zu erlangen, und zwar eine Freiheit, wie man sie in den verschiedenen Zeitperioden verstand, es sey zum Behuf des Feudalwesens, der Religion, oder der repräsentativen Verfassung;" sie behauptet, „daß in diesen acht Jahrhunderten nicht fünf und zwanzig Jahre vergangen wären, in denen die großen Vasallen, gegen die Könige bewaffnet, oder die Bauern, im Aufstande gegen ihre Erbherren, oder die Reformirten, die sich gegen die Katholiken vertheidigten, oder die Parlamente, die sich gegen den Hof erklärten, nicht alle versucht hätten, sich frei zu machen von der willkührlichen Gewalt, dieser unleidlichsten Last, welche auf ein Volk drücken könne. . . ." Endlich bezeichnet sie die Regierung Lud-

wigs XI., Franz I., das Ministerium des Cardinals Richelieu, und die Regierung Ludwigs XIV., als die Epochen, in denen der Despotismus, den sie mit Recht verabscheut, in Frankreich versucht, eingeführt und gewissermaßen befestigt wurde.

In diesem Capitel, dessen Gegenstand von großer Wichtigkeit ist, wird über Vergangenheit und Zukunft eine solche Dunkelheit geworfen, daß alle Begebenheiten unerklärbar werden, und man sich außer Stande sieht, die gegenwärtigen Ereignisse aus irgend einem glaubwürdigen Princip abzuleiten. Die Prüfung dieses Capitels ist sehr schwierig, weil darin eine Verwirrung der Ideen herrscht, die ohne Zusammenhang durcheinander geworfen werden, und weil es einen so großen Zeitraum umfaßt. Gleichwohl ist die Prüfung um so unerläßlicher, und erfordert um so größere Sorgfalt, als mehrere Menschen, denen es nicht an Einsicht fehlt, gerade wie Frau von Stael denken. Ich habe nicht allein Ideen, die ich für falsch halte, sondern auch Vorurtheile zu bekämpfen.

Wenn Ludwig XI. versucht haben soll, sich der unbeschränkten Gewalt anzumaßen, und so die Bahn geebnet, auf welcher der Cardinal Richelieu fortwandelte: so muß man annehmen, daß der Despotismus vor ihm nicht vorhanden war, daß der Staat durch gesetzliche Bestimmungen geordnet und der obersten Gewalt irgend eine Schranke gesetzt war. Ich bin um so mehr berechtigt zu glauben, daß dieß der Gedanke der Frau von Stael sey, als sie sonst nicht gesagt haben würde, daß man unaufhörlich, während acht Jahrhunderten, für die Freiheit kämpfte. Ihrer Absicht hierbei muß man Gerechtigkeit wiederfahren lassen: sie will beweisen, daß die Freiheit alt, der Despotismus dagegen neu ist. In-

dessen kann man fragen, ob man für die Freiheit kämpfte, die man hatte, oder die man nicht hatte?

Nimmt man an, daß die Freiheit vor Ludwig XI. und dem Cardinal Richelieu vorhanden war, und daß diese beiden Männer, die so vielfach angeklagt werden, die Urheber der unbeschränkten Gewalt sind: so muß man sodann auch einräumen, daß die Könige, mit Ludwig dem Dicken und dem heiligen Ludwig, welche die persönliche Freiheit begünstigten, anzufangen, daß Ludwig XI. und Richelieu, sage ich, welche den großen Vasallen den Todesstoß gaben; daß Heinrich IV., welcher sie durch die mächtigsten Verführungen des Geistes und Herzens in Schranken hielt; daß Ludwig XIV., der durch den Glanz seines Hofes und das Uebergewicht seines Genies sie dienstbar machte; daß endlich die Revolution selbst, welche das Lehnssystem bis in seine Wurzeln zerstört hat, — sämtlich Unrecht hatten. In allen diesen Epochen hätte, statt das Uebel und die Zahl der Eingriffe zu vergrößern, der Staat auf seine ursprüngliche Basis zurückgeführt werden sollen. Dieß ist eine unvermeidliche Folgerung aus den Anklagen, die ich hier in Untersuchung nehme. Man muß in der That wohl aufmerken: die gegen Ludwig XI. und Richelieu gerichteten Beschuldigungen bringen die Frau von Stael in den offenbarsten Widerspruch mit sich selbst; denn sie billiget die Resultate der Revolution und namentlich die repräsentative Regierung, die doch so wenig den vor Ludwig XI. bestehenden Regierungen, oder den Versammlungen des Maifeldes, oder selbst den Generalstaaten ähnlich sieht, als das constitutionelle Königthum dem Despotismus gleicht. Frau von Stael ist also in einen Haupt-irrthum verfallen; entweder hat sie die Anstrengungen der Könige, zur Erlangung der Macht, mißverstanden,

oder ihr politisches System ist falsch. Auf welcher Seite ist der Irrthum?

Obgleich diese Frage den ersten Rang in der gegenwärtigen Untersuchung einnimmt, so halte ich es doch nicht für schwer, die Aufgabe zu lösen.

Frau von Stael ist nur von einem einzigen Gegenstande ergriffen, dieß ist der Despotismus. Sie hat den frühern Zustand der Dinge nur aus einem einzigen Gesichtspunkt betrachtet. Sie vergißt gar zu leicht, was sie doch selbst in ihrem ersten Capitel von den verschiedenen politischen Perioden gesagt hat. Nach einem ganz kühnen Blick auf ihren unterscheidenden Charakter und ihre Fortschritte, geräth sie in das Geleise der gemeinen, schulmeisterischen oder eigennützigen Abschätzung der Dinge. Dieß wäre ihr nicht wiederfahren, wenn sie das große umfassende Ganze aller auf dem französischen Boden athmenden Individuen in Betrachtung gezogen, wenn sie größere Aufmerksamkeit auf die wahren Ursachen jeder Art von Tyranney und aller jener Unordnung verwendet hätte, wodurch während der Dauer so vieler Jahrhunderte die Völker in den Staub getreten wurden.

War der Adel in dem Lehnssystem denn auf irgend eine regelmäßige Art organisirt, und gaben seine Verhältnisse zu den Königen irgend eine Bürgschaft für den Bestand der Dinge? Läßt sich ein Zeitraum angeben, in welchem irgend eine basirte Ordnung wahrzunehmen wäre?

Im Anfange der Monarchie war der König der erste unter den Eroberern, welche allein die Nation ausmachten; der übrige Theil der Bevölkerung bestand aus Leibeigenen oder Sklaven. Der große Haufe der Einwohner hatte demnach nicht nur Einen Herrn, sie hatten deren so viele, als es Eroberer oder Edelleute gab. — Es sey erlaubt, im Vorbeigehen zu sagen, daß der Titel

der Eroberer in den Augen der Eroberten nichts Empfehlendes haben kann. — Die Edelleute dieser Zeit waren in der That Etwas; aber was waren die Unglücklichen, die unter ihrer Herrschaft seufzten? Hatten sie eine moralische Würde?

Der Adel bildete keine Zwischen = Corps zwischen den Königen und den Völkern; denn die Völker galten für Nichts. Was nun zwischen Etwas und Nichts liegt, ist nothwendig ein Aeußerstes. Aber der Adel beschränkte die Könige! — Aber keine Macht, kein Corps beschränkte den Adel! — Aus dieser Stellung ging hervor, daß der Adel nach und nach alle Gewalten an sich zog; daher sieht man einen König von Frankreich, der seine Autorität kaum über die Stadt Laon oder ihr Gebiet geltend machen kann. Dieses Umsichgreifen des Adels führte den Sturz von zwei Dynastien und die Errichtung des Feudalwesens herbei. War es mitten in den Unordnungen dieses schauderhaften Regiments, daß der Adel die Zwischenmacht bildete, da doch sein ganzer Einfluß nur darauf hinausging, die Obergewalt zu beschränken? Niemand wird dieser Meinung seyn. Wenn die Könige in jener Periode noch eine politische Existenz sich erhielten, so war es weit weniger als Könige, als in sofern sie selbst Feudalherren waren.

Die Unterdrückung, unter welcher die Könige und die Völker seufzten, gab den Königen den Gedanken, letztere zu Hülfe zu rufen, um den Feudalherren ihre Usurpationen zu entreißen. Zur Erreichung dieses Zweckes bedienten sie sich zugleich der Gewalt und der Geschicklichkeit; letzterer besonders durch Ausbreitung ihrer Jurisdiction, indem sie mit jedem Tage die Attributionen der königlichen Richter vervielfältigten. Auf solche Art gewannen sie unmerklich an Ansehen; doch geschah dieß

nicht plötzlich auf einen Zug; sie fanden mancherlei Schwierigkeiten. Dieser Zuwachs der königlichen Macht hatte seine verschiedenen Epochen. Einem Könige, der Vorsicht und Festigkeit besaß, folgte ein schwacher oder weniger kluger Regent. Die Feudalherren, stets wachsam für ihren Vortheil, verbanden sich sogleich zur Wiedereroberung ihrer angeblichen Rechte. Daraus entstanden jene Crisen, in welchen sich die Obermacht zu gewaltsamen Handlungen getrieben sah. Hatte der Regent entschiedenen Willen, verfolgte er mit Leidenschaft seinen Zweck, so nahmen alle Maßregeln die Farbe seines Charakters an. Sie konnten grausam, abscheulich seyn, — der Kampf war unvermeidlich. Interesse des Volks und der Regierung forderten Sieg, denn es galt die Zerstörung einer schlechten Sache.

In diesem Conflict thaten die Könige nichts, als daß sie die Gesellschaft von verderblichen Verhältnissen befreiten. Die Mittel konnten tadelhaft seyn, die Resultate waren immer nützlich, so bald sie ihnen günstig waren.

Durch das eine große Mittel der Könige, durch Ausdehnung ihrer Gerichtsbarkeit, erhielten die Parlamente, und namentlich das von Paris, festeren Bestand. In dem Maße, als der Adel an Stärke verlor, erlangten die Parlamente größere Macht. Gleichwol waren letztere als Zwischenstand zugleich unzureichend und unvollkommen; unzureichend, weil bei dem Mangel an Bestimmtheit ihres politischen Wirkungskreises ihnen leicht die Hände gebunden werden konnten; unvollkommen, weil ihr Daseyn keine Wurzeln in der Nation hatte, und ihr Interesse nicht das Nationalinteresse war. Wahre vermittelnde Zwischen-Körperschaften, die Beschränkung und zugleich Stütze der Regierung gewesen, sucht man vergebens in diesen Zeiten. Auch die Reichsstände können

nicht dafür gelten: sie wurden in unglückkichen Umständen versammelt, hatten weder Einsicht noch Erfahrung, und waren nur Werkzeuge der Macht, oder Gelegenheit zu neuen Unordnungen.

Man kann also die Könige nicht beschuldigen, daß sie die Zwischen-Körperschaften in der Absicht abgeschafft hätten, die unbeschränkte Gewalt einzuführen; denn diese angeblichen Zwischen-Stände waren nichts als die Unterdrücker des Volks und selbst der Könige.

Es ist ein seltsamer Mißbrauch der Worte, wenn Frau von Stael sagt: „daß in acht Jahrhunderten nicht fünf und zwanzig Jahre verflossen wären, wo man nicht versucht hätte, sich frei zu machen von der willkührlichen Gewalt dieser unleidlichsten unter allen Lasten der Völker.“ — Was man in unsern Tagen willkührliche Gewalt nennt, war keineswegs die Last jener Zeiten. Bewaffneten sich die großen Vasallen gegen den König, so strebten sie dabei nach Macht, die der seinigen wenigstens gleich wäre. Die Feudal-Freiheit, (man kann nicht läugnen, daß Frau von Stael sich eine sonderbare Anwendung des Wortes Freiheit erlaubt) die Feudal-Freiheit war nichts anders, als die Freiheit der Unterdrückung und Unordnung? — Empörten sich die Bauern einmal gegen ihre Erbherren, so wurden sie dazu durch das Uebermaß ihrer Leiden gereizt, sie dachten nicht an die willkührliche Gewalt der Könige. Eben so wenig hatten die Reformirten diese Gewalt im Auge, als sie gegen den Fanatismus der Katholiken ihr Leben vertheidigten. Anders war es mit den Parlamenten, wo sie sich gegen den Hof erklärten. In ihrem Daseyn und in ihrer Wirksamkeit bemerkt man bereits eine gewisse Organisation, einen Anfang von Ordnung. Aber die Könige selbst hatten diese Parlamente geschaffen. Wenn nun,

wie auch Frau von Stael anerkennt, durch dieses Corps „die Gesetze in Frankreich Bestand erhielten“, wer wird denn glauben, die Könige hätten Parlamente eingesetzt, um sich die willkührliche Gewalt zu sichern? (Bestand der Gesetze und willkührliche Gewalt!)

Von welchem Zeitraum in diesen acht Jahrhunderten kann gesagt werden: hier ist der Punct, wo man hätte stehen bleiben, zu welchem man in allen Crisen hätte zurückkehren sollen? Sucht genau, — ihr werdet nichts finden.

Frau von Stael spricht und urtheilt, als ob der Zustand der Dinge in den ersten Zeiten der Monarchie mit dem unsrigen, oder auch nur mit dem Zustand vor 1789 einige Aehnlichkeit hätte; eine solche Aehnlichkeit ist nirgends vorhanden. Es gab damals, genau genommen, gar keine politische Ordnung; höchstens sieht man einen Militärstaat; nichts war durch festbestehende Gesetze geordnet, wie auch Frau von Stael in einem der folgenden Capitel eingesteht.

Sie spricht von Ausübung der Gewalt, als ob eine Nation vorhanden gewesen wäre. Was aber in neueren Zeiten mit Recht als der Stamm der Nation anerkannt wird, das hatte damals gar kein politisches Daseyn; es war nur ein Element, gleichsam der rohe Stoff. — Wenn Herr von Boulainvilliers die Franzosen jener Zeit ein freies Volk nennt, so spricht er nur vom Adel. Die Edelleute waren in der That so frei, daß man sie fast für unbeschränkt halten konnte.

In den ersten Zeiten der dritten Dynastie sieht man bisweilen eine Regierung, die sich aus dem Chaos erhebt. Aber diese scheinbare Ordnung ist nicht die Frucht irgend einer Institution: sie ist nur dem Geiste und Charakter des Chefs anzurechnen; und Frau von Stael be-

weist sehr gut bei einer andern Gelegenheit, daß eine Nation auf keine ununterbrochene Folge geschickter Regenten zählen dürfe; daß ihr Schicksal ungewiß ist, wenn nicht der Bestand der Gesetze ihr Bürgschaft leistet. Man möchte glauben, daß sie in ihrem Werke das Schlechteste und Beste, die richtigsten Begriffe mit den falschesten habe vereinigen wollen.

In dem Betragen der französischen Könige der dritten Dynastie müssen zwei Dinge sorgfältig unterschieden werden: der Zweck und die Mittel. Ihr Zweck war immer lobenswürdig, ich sage mehr, er war nothwendig; denn es handelte sich um nichts geringeres, als ihre Macht entweder zu befestigen, oder als Opfer einer Olygarchie zu fallen, die dann nichts mehr in Schranken halten konnte. Die Mittel, welche sie anwendeten, mögen mehr oder weniger gerecht, mehr oder weniger tadelnswürdig gewesen seyn. — Und dann noch, — um sie genau zu beurtheilen, hätte man gegenwärtig seyn müssen. Denn wahrhaftig! diese Händel der Könige mit den großen Vasallen gingen nicht darauf hinaus, über Streitfragen entgegengesetzter politischer Lehren zu entscheiden, und zu einem gemeinschaftlichen Resultat zu gelangen; man kämpfte nicht für Aufrechthaltung gegenseitiger, geordneter Rechte, sondern für den Besitz der Macht. Die großen Vasallen verbanden sich nicht nur unter einander, sie schlossen auch Bündnisse mit den Fremden; — Beispiele, die sich unter Heinrich IV., unter dem Ministerium Richelieu's und selbst während der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. wiederholt haben. Hier waren also nicht einzelne Ruhestörer zu bekämpfen, sondern Feinde des Staats, in sofern der Staat in König und Gesammtheit des Volks besteht. In solcher Lage können die Grundsätze, nach welchen man die Entschlüsse

der Könige oder ihrer Minister zu beurtheilen hat, nicht mehr dieselben seyn, welche in Fällen gelten, wo blos von Verhältnissen der Regierung zu einzelnen Unterthanen die Rede ist.

Die verschiedenen Crisen unserer Geschichte geben Gelegenheit zu ganz eigenen Bemerkungen, welche, nach meinem Gefühl, beweisen, daß sie bis jetzt mit großem Leichtsinn beurtheilt wurden, selbst von Frau von Stael, die hier nur die abgenutzten Meinungen vorbringt, wie solche besonders bei den Freunden der Freiheit und den Anhängern einer regelmäßigen Regierung in Credit standen.

Ludwig XI. und der Cardinal Richelieu werden als die Gründer des Despotismus oder der unbeschränkten Gewalt bezeichnet; gleichwohl waren sie dem Volke günstig. Indem man ihnen jenen Vorwurf macht, erkennt man zugleich, daß sie dem königlichen Ansehen Glanz gegeben, und die Fortschritte der Civilisation befördert haben. Alle Geschichtschreiber sind darüber einig. Wie war es möglich, hier den Widerspruch zwischen Vorwurf und Anerkennung zu übersehen? Ich gebe der Frau von Stael vollkommen Recht, daß der Despotismus die schlechteste unter allen politischen Combinationen sey; wie könnte nun etwas so Schlechtes irgend etwas Gutes erzeugen? Noch weniger könnte ein großes Gut daraus hervorgehen.

Dieser Widerspruch entspringt aus der erwähnten Verwechselung der Mittel mit dem Zweck. Indem Ludwig XI. und Richelieu die königliche Autorität befestigten, oder vielmehr, indem sie dieselbe von ihren Banden befreiten, sie erschufen: da entfesselten sie zugleich die Nation und entzogen sie dem Einflusse der großen Feudalherren; sie organisirten das Volk, das unter der unbeschränkten Herrschaft des Lehnswesens nur ein roher Stoff war. In eben dem Verhältniß, als sie die großen Vasallen demü-

thigten, weckten sie das wahre Lebensprincip der Stärke und des Wohlseyns in der Nation, diese athmete auf. Sie mögen ungerecht, grausam, willkührlich zu Werke gegangen seyn, die Resultate waren dieselben, und wurden sogleich im nächsten Augenblicke empfunden *). Betrachtet man die Dinge aus diesem Gesichtspunkt, so wird alles erklärbar, und der Widerspruch verschwindet.

Hier ist eine andere nicht weniger auffallende Bemerkung. Ludwig XI., Richelieu und alle Häupter der Regierung, welche in gleichem Sinne handelten, gaben der Nation zuerst eigentliches Leben; und es ist nicht wahr, daß sie den Despotismus einführten: er existirte vor ihnen.

Man müßte jedes Blatt der Geschichte abschreiben, wollte man an alle willkührlichen Handlungen erinnern, die unter den Königen der beiden ersten Dynastieen, selbst unter Carl dem Großen, verübt wurden. Auch unter der dritten Race gab es keine Regierung, der man nicht willkührliche, mehr oder minder gewaltsame Maßregeln vorwerfen kann. Ohne vor Ludwig XI. weiter als bis auf Carl VI. zurückzugehen, gab es wohl, mit Ausnahme der Bartholomäusnacht, einen Zeitpunkt, den mehrere Verbrechen und größere Schandthaten beschmutzten, als das Zeitalter dieses Carl? Die Gefängnisse von Châtelet, die zweimal durch Metzeleyen geleert wurden, und das Blut, das auf den Quais bis zur Seine in Strömen floß,

---

*) Man hat den Rheinländern ihre Anhänglichkeit an die Franzosen als Schuld angerechnet. Ihre Rechtfertigung findet sich in obiger Stelle. Mit Frankreich vereint, waren sie von den Fesseln des Lehnssystems befreit; seitdem sie wieder Deutsche geworden, wurden sie von Neuem mit den Feudal-Einrichtungen bedroht.

Anm. d. Uebers.

sind Beweis genug dafür. Grausame Maßregeln, und, was mehr ist, die Bartholomäusnacht, gehören den Zeiten vor Richelieu. Dieß sind denn doch, oder ich irre mich sehr, willkührliche Handlungen, die nur von einer unbeschränkten Regierung ausgehen konnten. Daraus folgt unbestreitbar: erstens, daß das absolute Gouvernement vor Ludwig XI. und Richelieu vorhanden war; zweitens, daß die angeblichen Zwischengewalten die schrecklichsten Unternehmungen der königlichen Macht nicht hinderten, wenn ihr Interesse solches nicht verlangte. Gleichwohl war die Macht der Könige damals in gewisser Beziehung sehr beschränkt.

Man könnte einen andern Satz vertheidigen, daß nämlich der Einfluß der großen Vasallen den Königen nie hinderlich war, als gerade nur da, wo es darauf ankam, dem Volke wohl zu thun.

Ich gehe weiter. Die willkührlichen Handlungen, die man der Regierung seit Richelieu vorwerfen kann, folglich seit angeblicher Einführung des Despotismus, zeigen nicht mehr den Charakter von Wildheit, den die frühern Zeiten offenbaren. Man wird dagegen die Aufhebung des Edikts von Nantes anführen.

Die Aufhebung des Edikts von Nantes ist weit weniger, als die Bartholomäusnacht für eine Maßregel der Politik anzusehen; sie war eine bloße Gefälligkeit gegen einige Fanatiker, und hatte keinen andern Grund und keinen andern Zweck; sie war nicht das Werk des Königs, sondern des Frömmlers. Die Frömmeley, die man nicht mit der frommen, ächt religiösen Gesinnung verwechseln darf, ist unter allen Gemüthsverirrungen die bejammernswürdigste, weil sie die schrecklichsten, von den Königen angeordneten Verbannungen, so wie von der andern Seite den Königsmord selbst gleichsam legitim macht.

Mit Ausnahme dieser allerdings unseligen Ereignisse, die man aus den angeführten Ursachen, als außerhalb dem Regierungskreise Ludwigs XIV. liegend, ansehen muß, nahm die königliche Macht, die unter dem Stifter des Hauses Bourbon so rührende Erinnerungen zurückließ, nach dem Ministerium des Cardinal Richelieu einen regelmäßigern, sanftern Gang. Man sah nicht mehr diese widerlichen Schreckнisse, welche mehr oder minder alle frühern Regierungen befleckt haben; — ein neuer Beweis, daß die unbeschränkte Regierung Richelieus jenen Charakter nicht hat, den man hartnäckig ihr beilegt.

Ich hoffe, daß diese Behauptung durch die nähere Untersuchung über diesen berühmten Mann die volle Evidenz der Wahrheit gewinnen wird.

Man verzeihe mir, daß ich fortwährend mich auf diese Periode berufe. Man wird die Wichtigkeit, die ich darauf setze, begreifen, wenn man erwägt, daß es unmöglich ist, der Verkettung der Begebenheiten zu folgen, und sie zu erklären, oder das Chaos von widersprechenden Ideen, die in diesem Capitel auf einander gehäuft sind, zu entwirren, falls man in den geringsten Irrthum in Bezug auf diese Periode verfällt. Denn dieser Zeitraum ist gleichsam der Theilungspunkt zwischen den beiden großen Perioden unsrer Geschichte: zwischen der Feudal- und willkührlichen Herrschaft, und zwischen der constitutionellen Regierung.

Nach Frau von Stael „hat der Despotismus Richelieu's die Originalität des französischen Charakters, seine Rechtlichkeit, seine Aufrichtigkeit, seine Unabhängigkeit zerstört.“

Der Cardinal Retz sagt in eben diesem Sinn: „Richelieu hat vielmehr auf die Menschen gedonnert, als sie regiert.“ Wer waren denn diese Franzosen, diese

Menschen, deren Rechtlichkeit, Aufrichtigkeit und Unabhängigkeit Frau von Stael als verloren bedauert? Die furchtbaren Schläge Richelieu's trafen nur diejenigen, welche Ursache der Unruhen und des Aufruhrs waren; sie trafen die Protestanten, die man als eine bewaffnete Faction ansah, und die katholische Geistlichkeit, welche in den bürgerlichen Kriegen eine so bedeutende Rolle gespielt hatte. — Der Minister verbannte, zur Zeit der Versammlung von Mantes, sechs der vornehmsten Prälaten, und diese Maßregel war mit einer Strenge begleitet, welche seine ganze Unzufriedenheit ankündigte. Diese Strenge traf aber vorzüglich den Adel, und von diesem allein spricht auch ohne Zweifel Frau von Stael. Worin bestand denn der originelle Charakter, die liebenswürdige und rührende Natürlichkeit, für welche man uns noch jetzt einnehmen will? Herr Jay wird uns darüber belehren *). Sein gründliches Studium des Ministeriums des Cardinal Richelieu, und die Unpartheilichkeit, mit welcher er es beschreibt, sind des öffentlichen Vertrauens würdig.

„Frankreich," sagt Herr Jay, „hatte kaum den Bürgerkrieg (unter Heinrich IV.) überstanden, dessen Elemente noch fortwirkten; denn die beiden mit einander kämpfenden Sekten waren wohl müde, sich zu schlagen, nicht aber sich zu hassen. — Von der andern Seite bildeten die Großen eine dem Souverain und dem übrigen Theil der Nation furchtbare Classe. Gewohnt an Zügellosigkeit der bürgerlichen Kriege, stolz auf ihren Reichthum, noch voll von Erinnerungen der Feudalherrschaft, unterwarfen sie sich nicht ohne Widerstreben. Mehrere unter ihnen

*) Man sehe in der histoire du Ministère du Cardinal de Richelieu par Jay, — die Einleitung.

Der Geschichtschreiber kommt in der Folge wieder auf diese Periode zurück, und schildert sie mit noch lebhaftern Ausdrücken *). „Als Richelieu," sagt er, „die Zügel der Regierung ergriff, hatten Frechheit und Unordnung ihren Gipfel erreicht; auf dem Lande gab es keine Sicherheit, als nur für Soldaten und für die in ihren Schlössern verschanzten Edelleute. Letztere ließen nur das Recht des Stärkern gelten, und erkannten kein ander Gesetz, als das der Gewalt, daher sie ungestraft die Landleute unterdrückten. Die Gerichtshöfe hatten nicht Kraft genug, diesen Räubereien Einhalt zu thun. Der niedere Adel folgte dem Beispiel der großen Feudalherren, welche in ihren Ländereien oder in ihren Statthalterschaften als Souveraine regierten. Willkührlich geboten sie über das Vermögen, nicht selten über das Leben der Bürger. Die Tyranney, in alle Formen vervielfältigt, lastete auf der Gesammtheit des Volks, fesselte den Gewerbfleiß, hemmte die Fortschritte des Handels und des Ackerbaues; sie erhielt Frankreich in einem schimpflichen Zustand von Schwäche und Barbarey. Der privilegirte Theil der Nation zermalmte den arbeitenden, und glaubte allein an Staatsämter, Auszeichnungen, Belohnungen, an alle Vorsorge der Regierung Anspruch zu haben."

Wer kann einen solchen Zustand vertheidigen? Wie ist es möglich, nicht zu sehen, daß das dringendste Bedürfniß war, ihn aufhören zu machen? — Ich entlehne noch einmal das Organ des Herrn Jay **), um zu zeigen, in welchem Zustande sich Frankreich beim Tode des Cardinals befand. Sein Ministerium hatte achtzehn Jahre gedauert.

---

*) Histoire etc. par A. Jay. liv. IX.

**) Ebend. liv. IX.

„Kaum hatte Richelieu die Springfedern der Regierung berührt, als alle Theile der Verwaltung sich von selbst zu bewegen schienen. Die Gerechtigkeit, welche bisher stumm und unthätig gewesen war, erhielt ihre Organe wieder, sie ergriff von Neuem das Schwert und die Wage. Der Stand der Schuldigen gab ferner kein Privilegium der Straflosigkeit. Die Verbindungen unter den Städten, früher durch bewaffnete Räuber unterbrochen, wurden wieder frei, und begünstigten die Unternehmungen des Handels und der Gewerbe. Reiche Erndten bedeckten die Felder; der Ueberfluß zeigte sich in den Städten, die durch die Künste belebt und verschönert wurden. Die Bürger hörten auf, sich zu verfolgen, sich wie reissende Thiere für den Sieg einiger Dogmen zu morden. Die Geister werden heller, die Sitten sanfter. — Der königliche Schatz wird nicht mehr verschwendet, Aufruhr und Bürgerkriege zu bezahlen. Alles kehrt zur Ordnung zurück; Alles wirkt vereint, die Stärke und das Glück des Staats zu befördern. Die Faktionen sind unterdrückt; die Disciplin herrscht in den Lagern; zahlreiche Flotten durchsegeln die Meere und erwerben dem französischen Namen in beiden Welten Achtung ꝛc.“ *).

*) Diese Thatsachen sprachen zu deutlich für die Größe des Ministers, dem Frankreich das Ende der Anarchie verdankt, als daß das Geschrei seiner Feinde vor dem Richterstuhl der Geschichte Gehör finden könnte. Vor ihrem Ernst verstummen die Leidenschaften, die nur eine kurze Zeit den Blöden täuschen können. Die Thaten der Menschen werden gewogen, nicht die Stimmen des Pöbels unter allen Ständen. Die Nachwelt erndtet, wo große Männer die Trägheit, Dummheit und Ungerechtigkeit im gewohnten Besitz zu stören wagten.

Anm. d. Uebers.

Der Cardinal Retz, der Richelieu noch gesehen hatte, sagt freilich, „daß dieser die Kraft der Unruhe auf Frankreich gedrückt hätte, wodurch Leib und Glieder erschöpft wurden;“ aber der Cardinal Retz wollte den Antheil, den er selbst an den Unruhen der Fronde genommen hatte, erklären und rechtfertigen. Was er übrigens von dem Charakter, den Eigenschaften und Fähigkeiten des Cardinal-Ministers sagt, gibt von diesem vielleicht eine noch größere Idee, als alle von Herrn Jay geschilderten Resultate seiner Verwaltung, so glänzend sie auch sind.

Ich darf nicht verschweigen, daß das Haupt der Fronde, gerade wie Frau von Stael, den Cardinal Richelieu anklagt, er hätte die alten Gesetze umgestoßen, obgleich an einer andern Stelle seiner Memoiren, er, eben auch wie Frau von Stael in einem andern Capitel, eingesteht, es wäre Frankreichs Unglück gewesen, daß es keine alten Gesetze gehabt hätte. Nicht weniger klagt er ihn an, er hätte die Zwischenmacht, welche die Gesetze zwischen König und Volk gesetzt, vernichtet, und statt dessen eine rein und absolut despotische Autorität eingeführt; dieser Tendenz der königlichen Macht schreibt er dann alle Convulsionen zu, welche unsere Väter in Frankreich erlebt haben.

Der Cardinal Retz, selbst ein großer Feudalherr, fühlte nur die seiner Caste versetzten Schläge, sah nur die Unterwerfung, zu welcher man sich von jetzt an bequemen mußte. Als Feind der absoluten Macht, dachte er nicht daran, welche Stelle diese Macht in den Forschritten der Civilisation einnehmen sollte. Hätte er das Bild der nachfolgenden Begebenheiten vor Augen gehabt, von denen Frau von Stael Zeuge war, er würde vielleicht anders als sie geurtheilt haben.

Was sie sagt, und was der Cardinal Retz fast mit denselben Worten sagt, — denn es scheint, als habe einer den andern, ich weiß nicht wer von beiden, abgeschrieben, — was beide sagen in Bezug auf die Absicht der Könige, namentlich des heiligen Ludwig und Heinrichs IV., das Reich der Gesetze zu gründen, — erfordert eine genauere Prüfung.

Wie hätte man in diesen verschiedenen Zeiten das Reich der Gesetze gründen sollen? durch welche Mittel? Wo gab es einen Stützpunkt? Wenn die Fürsten die schönsten Gesetze von der Welt gegeben hätten, auf welchem Wege sollten sie ihre Ausübung bewirken, da sie nicht einmal ihre Autorität zur Anerkennung bringen konnten; da ihre Stimme sich in dem Tumult der unbestimmtesten Ansprüche und so vieler Rebellionen verlieren mußte?

Ehe man die gute Saat in den Boden wirft, muß man das Feld aufreißen, von Schmarotzerpflanzen und schädlichem Unkraut reinigen. Dieß gerade haben die Könige gethan, und dieß war alles, was sie thun konnten, so lange die Macht unter so vielen und so furchtbaren Nebenbuhlern getheilt war.

Wie kann man heutiges Tages behaupten, es hätte in ihrer Macht gestanden, irgend eine Regel, einen Bestand der Dinge einzuführen; — selbst wenn man annimmt, sie hätten die erforderliche Einsicht gehabt, die ihnen doch gänzlich fehlte? Diese Täuschung ist unverzeihlich, nachdem unter unsern Augen, (nach einer Revolution von dreißig Jahren, deren fürchterliche Anstrengungen keinen andern Zweck hatten,) derselbe Geist, den Richelieu bekämpfte, und den er besiegt zu haben schien; der die Quelle aller neuern Uebel, wie alles Elends der verflossenen Jahrhunderte ist; nachdem dieser Geist sich

jetzt noch wieder aufrichtet, und sich von Neuem durch Gewaltthätigkeiten unter uns offenbart; — nachdem wir gesehen haben, wie er einen Augenblick seine Beute erhaschen zu können glaubte, und wie er vielleicht noch zur Stunde über seine Niederlage sich dadurch zu trösten wagt, daß er auf Katastrophen hofft, die sein Einfluß herbeiführen würde, falls irgend eine Unvorsichtigkeit ihm zu Hülfe käme *).

Der Großen Ehrgeiz unterdrücken, sie selbst den Gesetzen unterwerfen, heißt nicht „Eingriffe in die Rechte des Volkes thun," wie Frau von Stael

---

*) Es ist kein Geheimniß für jeden, der sehen will und darf, daß die Krämpfe, an denen Frankreich noch leidet, das Werk der Ultra's sind: die Privilegirten wollen ihre Ansprüche nicht aufgeben; sie würden sie durchsetzen, wenn sie könnten. Worauf stützen sie ihre angeblichen Rechte? Auf die Eroberung, welche ihre Ahnen über das Volk erfochten haben? Das Volk hat seine Rechte seit 30 Jahren im Widerstande gegen die Privilegirten erobert. Ist es nicht Unsinn, auf die rohen Kämpfe der Vorfahren Rechte zu gründen, und die gegenwärtigen Anstrengungen für nichts gelten zu lassen? Es wird von allen Ultra's ein offenbarer Betrug gespielt, indem sie vorgeben, die Zeit erfordere, aufrührerische Völker im Zaum zu halten. Es gibt keine aufrührerischen Völker; aber es gibt einen Aufruhr gegen die Vernunft, der ein Erbrecht durchsetzen will, die Rechte der Natur ewig zu verkennen, und die Ansprüche, mit denen Gott sein Ebenbild bei der Geburt ausstattete, als Empörung verdächtig zu machen. Die falschen Spieler mögen sich wahren. Ihre Maßregeln müssen sich gegen sie selbst wenden, wo der Glaube an den Gott der Wahrheit die Gemüther gestählt hat.

D. Uebers.

behauptet, es heißt diese Rechte anerkennen und befestigen.

Heinrich IV., wird sie antworten, erreichte denselben Zweck ohne Gewaltthätigkeiten.

Als Heinrich IV. den Thron bestieg, war man der bürgerlichen Kriege müde; alle Parteien bedurften der Ruhe. Ueberdem war Heinrich IV. König; seine Tapferkeit, seine Thaten, seine Geschicklichkeit, die unerschöpfliche Güte seines Herzens, machen in der Natur wie in der Geschichte eine Ausnahme, die keine Vergleichung zuläßt. Und gleichwohl sah er sich genöthigt, den Marschall Biron wie einen gemeinen Verbrecher hinrichten zu lassen.

Richelieu sah sich in Opposition mit den großen Körperschaften des Staats, die noch vom Geiste des gewohnten Aufruhrs beseelt waren; er hatte überdieß den eigenen Bruder des Monarchen zu seinem ersten Feinde. Es mag seyn, daß er sich furchtbarer Mittel bediente; ich will ihn nicht rechtfertigen, und habe dieß auch nicht nöthig. Ich kann gleichwohl als so viele Wahrheiten anerkennen: daß die damalige Stimmung der Gemüther sich mit keiner Ordnung, keiner Ruhe vertragen konnte; daß es unerläßlich war, ihnen eine andere Richtung zu geben; daß die Empörung aufgesucht, und bis in ihrem Princip besiegt werden mußte; daß, um diese Wohlthat dauerhaft zu machen, die Regierung Energie und Unabhängigkeit zu ihrer Wirksamkeit nicht entbehren konnte. Man zeigt daher nur üble Laune, und vergißt die Schwierigkeit der Umstände, wenn man, wie Frau von Stael, dem Minister sogar daraus einen Vorwurf macht, daß er den Adel der Provinzen an den Hof gerufen, ihn zu Höflingen umgeschaffen, und so in der öffentlichen Achtung herabgesetzt habe. Es galt

vor allen Dingen, den Adel zu unterwerfen. Die Maßregel aber, worüber Frau von Stael klagt, war wenigstens nicht hart. Was in diesem Sinn geschah, ist, in Beziehung auf den Zweck, nicht Despotismus, sondern Freiheit für die Nation. Und so sehe ich überall Befreiung, wo Frau von Stael unbeschränkte Macht sieht.

Ist aber einmal die Ordnung hergestellt, und die Obermacht von jenen Hindernissen befreit, die sich zum Vortheil eines einzelnen Standes dem allgemeinen Interesse widersetzten; was wird alsdann diese Macht werden? Wird sie es verstehen, sich selbst einer Regel, einem Gesetz zu unterwerfen? Wird sie der Weisheit folgen, welche ihr anzeigt, wo allein das Fundament wahrer Sicherheit gefunden werden kann?

Hier ist ein neuer Gesichtspunkt, aus welchem die künftigen Bestimmungen der Regierung betrachtet werden müssen.

Ehe ich diese Untersuchung anstelle, muß ich mich einen Augenblick bei den Folgerungen aufhalten, welche man aus der Nothwendigkeit ziehen könnte, in welcher sich der Cardinal befand, Gewalt und Geschicklichkeit zur Unterdrückung des Aufstandes anzuwenden. Vielleicht möchten nämlich gewisse Geister daraus schließen, daß bei allen Gelegenheiten, wo man Unruhen besorgt, ähnliche Maßregeln zu ergreifen wären, woraus sie dann die neuern Gewaltthätigkeiten rechtfertigen könnten. Man muß sich über einen Punkt verstehen, der uns so nahe berührt.

Es ist mir selbst verdrießlich, so lange bei diesem Capitel verweilen zu müssen. Aber ich habe bereits gesagt, dieses Capitel ist gewissermaßen das ganze Werk; hat man die verschiedenen Untersuchungen, die es enthält, in

gehöriges Licht gestellt, so wird das Uebrige wie aus der Quelle fließen.

Man darf nicht übersehen, daß die königliche Macht in der gegenwärtigen Zeit nicht denselben Anlaß zu Besorgnissen finden kann, der damals vorhanden war; sie hat jetzt nichts als ihren eigenen Irrthum zu fürchten.

Sie hat nicht, wie zu jener Zeit, eine mächtige Geistlichkeit vor sich, die den Aufruhr predigen und leiten könnte; — sollten einige Fanatiker die Kanzel mißbrauchen, und aufrührerisches Geschrei erheben, so bedarf es nur eines Winkes, sie zum Stillschweigen zu bringen.

Sie hat keine Parlamente vor sich, welche sich das Recht anmaßen, ihre Befehle zu lähmen oder gar zu vernichten, und welche durch den Aufstand die usurpirte Macht rechtfertigen könnten.

Sie hat nicht die Körperschaften des hohen und niedern Adels vor sich, welche, zur Revolte stets geneigt, Herren in den Provinzen und vorzüglichsten Städten des Reichs, ehrgeizige, gierige Werkzeuge der fremden Intriguen waren, mitten im Frieden in Banden und Gegenbanden von mehreren hundert Bewaffneten selbst in Paris umher zogen, und jeden Augenblick bereit waren, sich in Schlachtordnung zu stellen.

Die Protestanten bilden nicht mehr im Staate eine Partei, die, im Besitz von Sicherheitsplätzen und vertretenden Versammlungen, geneigt wäre, für gemeinschaftliche Vertheidigung die Waffen zu ergreifen. Glücklich durch das große Ereigniß, welches ihnen die Freiheit des Cultus und die Bürgerrechte sichert, hat Frankreich keine bessern Bürger, der constitutionelle Thron keine eifrigern Vertheidiger, als die Protestanten.

Wie traurig ist die Lage eines Königs, der unaufhörlich, und selten mit Vortheil, gegen wüthenden Ehrgeiz und bewaffnetes Interesse, mitten unter allen Arten von Unordnung und Gewaltthätigkeiten kämpfen muß!

Wie traurig ist der Zustand eines Volkes, das zum Fußschemel solchen Unternehmungen dient, die keinen andern Zweck haben, als seine Unterdrückung und Beraubung; das alle Schläge empfängt, die ganze Ladung des Elends, dessen Dauer acht Jahrhunderte zählt!

Diesem schreckenvollen, widerlichen Bilde gegenüber, betrachte man ein Volk, das durch Gesetze regiert wird, in welche es selbst gewilligt hat, und die für alle gleich sind; ein Volk, das gesichert ist gegen Eigensinn und persönliche Willkühr selbst des Fürsten, in sofern er ein Mensch ist. Man betrachte auf der andern Seite die Stellung eines Königs von Frankreich, der sich auf die Gesetze stützt. Wie groß und schön ist diese Bestimmung! Welche Würde in seiner Macht! Es gibt kein Hinderniß mehr für den Monarchen, der im Namen der Gesetze spricht; rund um sich her erblickt er Ordnung und Harmonie. Mit Schnelligkeit wird sein Wille in allen Theilen des Reichs vollzogen. Keine kühne und profane Hand wagt es, seine Ausführung zu hemmen. Er sieht nur Menschen, die gleich frei und gleich gehorsam sind, weil keiner über die Gesetze erhaben ist. Er kann sich nicht täuschen, weil die allgemeine Regel ihn leiten soll, und diese Regel so viel Organe hat, als es Bürger gibt; man kann ihn nicht täuschen, weil er unaufhörlich in Verkehr mit dem Volke ist, sowohl durch den öffentlichen Rednerstuhl, als durch die Freiheit der Presse; weil alle Intriguen, womit man ihn umgeben möchte, in der Absicht, ihn irre zu leiten, sogleich von diesen beiden Fackeln beleuchtet werden.

Diese Regierung, die mächtigste von allen, ist zugleich die unangreifbarste, und gewährt der Obergewalt die meiste Sicherheit. Einzelne vorübergehende, örtliche Unruhen können Statt finden; eine ernsthafte Verschwörung, was auch ihre Ursache wäre, hat sie nicht zu fürchten.

Diejenigen sind also unredlich in ihren Angaben, oder seltsam durch ihre Vorurtheile geblendet, welche eben so viele Verschwörer sehen wollen, als es Menschen gibt, welche die Revolution befördert oder anerkannt haben.

Angenommen, es gäbe Unzufriedene unter der Menge, die der neuen Ordnung der Dinge aufrichtig ergeben ist, wo finden sie eine Stütze? Wo gibt es eine Körperschaft, die unabhängig und mächtig genug wäre, ihnen zur Vereinigung zu dienen? Wo finden sie Städte und Provinzen, die ihrem Befehl unterworfen wären? Wo Allianzen, die ihnen zu Hülfe kommen und sie unterstützen könnten? Welches ist in allen Ländern ihr persönliches Gewicht, in Absicht auf Vermögen und Credit?

Wenn man also von Revolutionselementen spricht, die stets bereit wären, sich zu vereinen und Complotte zu stiften: so kennt man entweder diese Elemente nicht, oder die Partei, die den ruhigen Bürgern solche Vorsätze unterschiebt, leiht ihnen die eigenen Absichten.

Bei den Leuten dieser Partei heißt Alles Complott und Verschwörung. Das erste Complott ist die Revolution selbst in Bausch und Bogen genommen; die Mittel, die man anwendet, um in verschiedenen Umständen Hindernisse zu überwinden, sind eben so viele Complotte; die Maßregeln, die man ihren gefährlichen Unternehmungen entgegensetzt, sind Complotte; selbst die Meinung, die man von ihrer Meinung und von ihrer Aufführung hat, ist, wenn man sie hört, aufrührerisch und revolutionär.

Dieß verdient eine Erklärung. In den schwierigsten Momenten der Revolution, als die Feinde sich von allen Seiten zeigten, kam es darauf an, Mittel zu erschaffen, wodurch sie besiegt werden konnten. Die Menschen aber, welche im Kampfe mit diesen furchtbaren Umständen begriffen waren, hatten keine früher vorhandene Regel vor sich. Hier oder nirgend war der Fall das Sprichwort anzuwenden: „So viel Köpfe, so viel Sinne.“ Jeder faßte einen Entschluß, je nach seinem Charakter, nach seiner Klugheit oder seinem Leichtsinn, nach seiner Energie oder seiner Furchtsamkeit. Hieraus entsprangen die verschiedenen Parteien in der großen Nationalangelegenheit. Es war ein Kampf bei der Nacht, wo jeder auf gut Glück und nach dem Grade seiner Stärke zuschlug. Als aber einmal die Resultate durch ein Grundgesetz geheiligt waren, da vereinigten sich alle Elemente wieder, die früher so gewaltsam getheilt zu seyn schienen. Will man jetzt noch die Abweichungen, die nur in der Vergangenheit vorhanden waren, als so viele stets fortwirkende Factionen darstellen, so zeigt man Chimären, die nur in ganz verwirrten und verkehrten Köpfen ihr Daseyn haben. Jene Parteien könnten noch vorhanden seyn, ohne die geringste Gefahr zu bringen; aber sie existiren nicht mehr.

Es gibt und gab seit dreißig Jahren in Frankreich nur zwei Parteien, die sich in ihren Gesinnungen und Ansichten stets gleich geblieben sind; die Freunde der neuen Ordnung nämlich, und ihre Feinde; die letztern sind die Anhänger der Privilegien des Adels und der Geistlichkeit.

Man ist in eine wunderliche Verwirrung gerathen; Rollen und Benennungen werden verwechselt. Die Aufrührer sind es, welche ruhige Bürger anklagen und als Verschworne darstellen. — Warum? weil diese Bürger

Besorgnisse zeigen, man möchte die constitutionelle Regierungsform, man möchte unser Grundgesetz angreifen.

Die Erfahrung und eine allgemeine Beobachtung hat uns gelehrt, daß nach dem Verfall der großen privilegirten Körperschaften, — diesen Nebenbuhlern der Obermacht und der gegenwärtigen Verfassung, — in Frankreich eine ernsthafte Verschwörung nicht nur nie gelingen, sondern auch nur in sofern versucht werden konnte, als sie eine Stütze in den großen Autoritäten des Staats fand. Ohne letztere Bedingung war jede Unternehmung dieser Art, selbst in den Zeiten der heftigsten Gährung, unausführbar. Man findet Beweise genug dafür, ohne weiter, als bis zum Nationalconvent, zurückzugehen. Kaum war diese Versammlung gebildet, als die heftigsten Parteien sich zu ihrem Angriff rüsteten. Trotz dem furchtbaren, völlig organisirten Bunde aber, der gleichsam vor den Thüren des Convents rathschlagte, hätte letzterer sich aufrecht gehalten, wenn seine Mitglieder einig in ihren Entschlüssen gewesen wären. Aber die Verschwörung fand in seiner Mitte Unterstützung, und diese verschworenen Mitglieder des Convents waren es, die am 31. Mai den Ausbruch leiteten. Mit weit größerer Ungeduld ertrug man das Joch des Comité's der öffentlichen Wohlfahrt vor dem 9. Thermidor; doch ward er nicht eher gestürzt, als bis die Mitglieder der Versammlung endlich selbst die Mittel dazu fanden. Eine starke Partei sah mit einem grausamen Unwillen die Abschaffung des Schreckensystems, das unter seinem eigenen Uebermaß gefallen war; gleichwohl konnte sie erst dann diesen Unwillen zum Ausbruch bringen, als Mitglieder des Convents sich an ihre Spitze stellten. In Folge dieses Ereignisses erschlafften alle Springfedern der Regierung. Die Faction der Privilegirten, die bisher

stark zusammengeschmolzen war, gewann neue Hoffnungen, und beeilte sich, sie möglichst zu realisiren. Man war genöthigt, die Zusammenberufung der Sectionen von Paris in regelmäßige Versammlungen abzuwarten, welche für den Augenblick ein sehr gebieterisches Corps bildeten. Ungeachtet dieser Unterstützung, welche ein unbegränztes Vertrauen einflößen mußte, ist es doch für jeden aufmerksamen Beobachter erwiesen, daß, ohne die Mitwirkung einiger Conventsglieder von Einfluß und anderer in wichtigen Aemtern stehenden Männer, die Ereignisse nicht Statt gefunden haben würden.

Von diesem Zeitpunkt an, bis zum 18. Fructidor, herrschte vollkommene Ruhe. Gleichwohl war weder die aristokratische Faction, noch die sogenannte anarchische Partei vernichtet oder bekehrt. Aber es war Uebereinstimmung in dem Zweck wie in den Maßregeln der großen Gewalten.

Die Ordnung wäre im Jahr 5 nicht gestört worden, wenn nicht die Faction, die im Jahr 4 unterlag, eine Anzahl ihrer Anführer in den Rath der Alten und in den Rath der Fünfhundert eingeführt hätte; und auch diese würden nichts ausgerichtet haben, wären sie nicht von Mitgliedern des Direktoriums unterstützt worden. Eine Veränderung war im Jahr 6 unvermeidlich, ohne das Gesetz vom 22. Floreal, das sich auf die Wahlen dieses Jahrs bezog. Aber die moralische Kraft, welche die Berathschlagung dieses Gesetzes möglich machte, war im Jahr 7 nicht mehr vorhanden. Die Catastrophe vom 30. Prairial war von einem Theil der Mitglieder der beiden Räthe vorbereitet und ausgeführt worden, und diese handelten in Uebereinstimmung mit einigen Gliedern des Direktoriums, dessen Daseyn bis zum 18. Brumaire

nur noch eine Agonie war. Der 18. Brumaire selbst war nur eine Folge der Ereignisse im Prairial.

Hätte in der letzteren Periode nicht ein Theil der beiden Räthe, durch die gefährliche Lage Frankreichs bestimmt, seine Einwilligung gegeben; wären die Mitglieder beider Senate einmüthig zum Widerstande bereit gewesen; so wäre Bonaparte, statt den consularischen Purpur zu erhalten, vors Gericht gezogen und als Deserteur der Armee verurtheilt worden; sein Stern wäre erbleicht vor der Entscheidung der Repräsentanten der Nation, die ihn angeklagt hätte.

Die Begebenheiten im Jahr 1815 sind ein neuer Beweis meiner Behauptung. Dieselben Menschen, welche zu dieser Zeit thätig waren, existirten früher, und existiren noch; sie haben dieselben Wünsche, dieselben Plane; ihr Geist regt und offenbart sich von allen Seiten; sie haben gewagt, blos weil sie mit Macht bekleidet waren; ein Wort hat sie wieder zerstreut; sie können noch jetzt Unruhen erzeugen, verfolgen, Aergerniß geben; aber sie sind außer Stande, unsere Institutionen umzustoßen.

Ich erkenne daher als allgemeine Regel, daß eine ernsthafte Verschwörung zum Umsturz des Gouvernements unmöglich ist, wenn nicht ihr wirkendes Princip in den großen Gewalten und in jedem Zweige der großen Gewalten vorhanden ist. Ich rede nicht von einem Complot, das auf das Leben des Souverains abgesehen wäre: diese Arten von Abscheulichkeiten, die fast nur von dem Fanatismus ausgebrütet werden, lassen sich keiner Berechnung unterwerfen. — Da in Frankreich Uebereinstimmung zwischen der Absicht und den Handlungen bei dem Oberhaupte der Regierung sich findet, so schließe ich daraus, daß der Erfolg jeder Verschwörung hier unmög-

lich ist. *) Die Nachsicht eines Ministers mit einer Faction könnte, durch falsche Richtungen oder üble Wahl, mehr oder weniger große Uebel verursachen; Beamte, wäre ihre Zahl auch bedeutend, die in einem der festgesetzten Ordnung widersprechenden Sinn zu Werke gingen, könnten Verwirrung herbeiführen; aber diese Verwirrungen würden nur einzeln und isolirt seyn; denn keiner dieser Agenten hat Spielraum genug, um die Elemente eines wahrhaft furchtbaren Ereignisses ausbreiten zu können.

Daraus darf man jedoch nicht schließen, daß eine Regierung in Frankreich Meister sey, zu thun was ihr beliebt. Es giebt eine Macht, die über den Willen Aller erhaben ist; dieß ist die Gewalt der Dinge. Was ist aber diese Gewalt der Dinge? Sie ist, wenn man so sagen darf, das Geheimniß der Vorsehung, ein Mysterium, das sich leichter fühlen als erklären läßt; es ist, wenn man will, eine von der Natur selbst jedem Dinge in einem gegebenen Momente mitgetheilte Richtung; es ist die Vereinigung aller einzelnen, verborgenen und offenbaren Kräfte zu Einem Zweck; es ist die Sonne, die erleuchtet; die Fluth, die verwüstet; der Donner, der zerschmettert.

Eine Regierung würde gegen die Gewalt der Dinge sich auflehnen, wenn sie dem Gei-

---

*) Nach dem vorherigen Raisonnement zu schließen, scheint diese etwas dunkle Stelle so viel sagen zu wollen, daß eine Verschwörung ohne Begünstigung der obersten Gewalt gegenwärtig in Frankreich unmöglich gelingen könne. Die Uebereinstimmung zwischen Gesinnung und Handlung des Oberhauptes wird als Bedingung der Sicherheit erkannt.

Anm. d. Uebers.

ste des Jahrhunderts widerstehen wollte, das heißt, den Ideen, in welchen der größere Theil der Menschen Ehre und Glück setzt. Dieß ist eine Regel, welche alle Schmeicheleien, alle Täuschungen der Welt nicht umstoßen werden.

Ich könnte diese Behauptung durch Beispiele unterstützen; ich begnüge mich, eine Unterredung anzuführen, von der ich zur Zeit der Höhe Bonaparte's, wo das, was man seinen Ruhm nannte, den höchsten Gipfel erreicht hatte, Zeuge war. „Man findet Alles dieses sehr schön," sagte einer von den Sprechenden; „da haben wir nun eine kolossale Macht, die über alle Ereignisse erhaben scheint! Dennoch! denken Sie an meine Worte: dieß ganze Gerüste von Ruhm und Macht wird eines Tages zu Wasser werden; alles wird wie ein Traum verschwinden, und keine Erinnerung zurücklassen, als die an eine Tyrannei, die aller Glanz nicht verhehlen konnte. Ich weiß nicht wann, wie und durch welche Begebenheit es geschehen wird; aber es ist unvermeidlich, wenn anders nicht der Mann bei Zeiten sein System ändert, welches nicht wahrscheinlich ist, weil in seinem Betragen durchaus nichts national ist, nichts, das im Sinn der Revolution wäre, deren Zweck ein regelmäßiges Gouvernement, eine weise Freiheit im Innern, eine offene Politik im Aeussern, ꝛc. ꝛc. ꝛc."

Der Gegensatz zwischen dem ehemaligen Frankreich, vor dem Ministerium Richelieus, und dem heutigen, berechtigt zu folgendem Schluß. In der früheren Zeit waren die großen Körperschaften stets zum Aufruhr geneigt, und überliessen sich ungestraft demselben; es waren also kräftige Maßregeln nothwendig, wollte man anders die Unruhstifter zur Ordnung bringen. Dagegen fehlt es in dem heutigen Frankreich an allen Mitteln zur

Verschwörung. Einzelne, wenn immer ärgerliche Unruhen, können keine ernste Besorgniß erwecken; überdem ist die Ursache derselben nur darin zu suchen, daß einige Leute in einem, dem allgemeinen Interesse entgegengesetzten Sinne dazu reizen, oder daß Unschicklichkeiten vorgebracht werden. Die Elemente, die seit der Restauration (der Bourbons) als gefährlich geschildert werden, sind gerade die Elemente des Bestandes, der Stärke und Garantie der Regierung, in ihrer gegenwärtigen Verfassung. Nichts würde also die Anwendung solcher Maßregeln rechtfertigen, die unter dem Cardinal Richelieu nothwendig waren. Auch handelte es sich, bei der furchtbaren Batterie, welche die Männer von 1815 aufdeckten, weit weniger darum, Schläge abzuwehren, als auszutheilen. Niemand hat sich darüber getäuscht.

Ich komme jetzt auf die Epoche, wo die königliche Autorität sich befreit fühlte, nicht zwar von einer nützlichen und weise berechneten Opposition, sondern von einer Rivalität, die stets, selbst wenn sie etwas Gutes hervorbringt, gefährlich ist, weil ihr Princip nichts taugt. Welche Anwendung wird diese königliche Autorität, bei der freieren Bewegung, von ihren Kräften machen? Wird sie mit größter Sorgfalt ihre neue Stellung studieren? Wird sie sich genaue Rechenschaft ablegen von der Stärke, wodurch sie siegreich wurde, und welche sie dahin geführt hat, wo sie sich gegenwärtig befindet? Wird sie, nach Erkenntniß des Sitzes dieser Stärke, (in der Nation) die Mittel aufsuchen, sie regelmäßig zu machen, und sich in steter Harmonie mit ihr zu erhalten, damit die Macht der Regierung an Ausdehnung und Sicherheit in dem Maße gewinne, als sie populärer und nationaler wird? Wird sie ihre prüfenden und wohlwollenden Blicke auf alle ihrer Verwaltung unterworfenen Theile

wenden: auf die Institutionen, um sie auszubilden, umzuschaffen und zu erneuern, wie solches die Veränderungen in der bürgerlichen Gesellschaft erfordern; auf die Gesetzgebung, um Fehler zu verbessern, und die Gesetze den Bedürfnissen anzupassen, die von einem höheren Grad der Freiheit und einer bereits fühlbaren Annäherung der Stände erzeugt wurden; auf die Verwaltung, um sie verständiger zu machen, und die anstößigen Unterschiede auszugleichen, welche aus den Privilegien der Provinzen, der Körperschaften und einzelner Männer entstehen; auf die eigenen Handlungen endlich, um die königliche Gewalt zu regeln und Launen und Willkühr davon zu entfernen? Thut sie dieß nicht, so wird hier ihr Unrecht beginnen; sie wird das Werk, das sie angefangen hat, unvollendet verlassen, und mit schrecklichen Katastrophen enden. Sie wird nur darauf bedacht seyn, ihre Unabhängigkeit zur unbeschränkten Gewalt umzuschaffen; und die Parlamente, diese schwachen und mehr prekären Schranken, werden ihr schon als zu große Hindernisse erscheinen. Statt ihre Stütze in der Mitte der Nation zu suchen, wie die Natur der Dinge gebietet, wird sie sich, um das Volk zu unterdrücken, hinter jene Aristokratie verschanzen, die ihr so viel Grund zu Klagen gab, und gegen welche, im Laufe von Jahrhunderten, alle ihre Kraft und Geschicklichkeit gerichtet war. — Der öffentliche Verstand, von der Philosophie geleitet, mit jedem Tage mehr aufgeklärt durch zahlreiche Entdeckungen in den Wissenschaften und Künsten, durch die Bemühungen und unermeßlichen Mittheilungen des Handels, — der öffentliche Verstand, sage ich, schreitet schnell vorwärts auf der eröffneten Bahn; doch statt sich in den Brennpunkt seines Lichtes zu stellen, und seine Strahlen zu leiten, verfolgt dann die königliche Autorität die Aufklärung

durch alle Mittel des Fanatismus, der Vorurtheile, der Unwissenheit und des Schlendrians. Sie maßt sich an, den Verstand rückgängig zu machen. Während die Mehrheit der Nation der Zukunft entgegenschreitet, und von Ideen geleitet wird, über deren Natur sich zu täuschen nicht mehr erlaubt ist, geht die Autorität in ihrer Blindheit rückwärts in die Vergangenheit.

Eine unter den Freunden der neuen Ordnung sehr verbreitete Meinung, welcher auch Frau von Stael beitritt, sucht die Ursachen der Revolution im Cardinal Richelieu, in seiner Tyranney, seinen blutgierigen Commissionen, seinen Verbannungen und in seiner Grausamkeit; ferner in Mazarin, dessen Ränke die Autorität herabwürdigten; in Ludwig XIV, in seiner Prachtliebe, seinen unnützen Kriegen, seinen Dragonaden, und unmenschlichen Gesetzen gegen die Protestanten; dann in den elenden Streitigkeiten der Parlamente und der Geistlichkeit unter Ludwig XV; in dem Einfluß der Maitressen und der Günstlinge, die aus den niedrigsten Ständen genommen wurden, in der Insolenz des Adels, in despotischen Ministern, endlich in der Erniedrigung des Volkes und seinem tiefen Elende.

Ich kann alle diese Ursachen nur für gelegentliche ansehen, und zwar nur bis zu einem gewissen Punkt, wenn ich jedes Ding auf seine wahre Verhältnisse zurückführe.

Unstreitig erhob sich die Nation nicht nach zweihundert Jahren, um Ungerechtigkeiten zu rächen, welche einige unter Richelieu verfolgte Große erduldeten. Mazarins List bezog sich auf Intriguen des Augenblicks und berührt uns nicht mehr. Es ist bereits oben gesagt worden, daß die letzten Regierungen die erträglichsten von allen waren, welche die alte Monarchie aufweisen konnte, es sey nun,

weil die Fortschritte der Civilisation unsere Sitten gemildert hatten, oder aus was immer für Ursachen. Unter Ludwig XV geschah allerdings allerlei, das lächerlich und schimpflich war; aber man kann seiner Regierung keine solche Gewaltthätigkeiten vorwerfen, wodurch die Nationen unmittelbar zum Aufstande gebracht werden; das Volk war weniger unglücklich, als in den früheren Zeiten; man kann sogar nachweisen, daß Frankreich in keiner andern Epoche größeres Glück genossen habe, als in den vierzig Jahren, die der Revolution vorausgingen. *) — Die Uebertreibung ist nirgends gut; man bringt durch sie die eigene Angelegenheit in Gefahr, und giebt Waffen gegen sich selbst dem Feinde in die Hände.

Die verschiedenen Ansichten der Vergangenheit haben auf die Gemüther nach ihrer vorhandenen Stimmung gewirkt; nie aber sind es unanwendbare, vergessene, zweideutige oder gleichgültige Begebenheiten der Vorzeit, welche die großen Catastrophen herbeiführen; höchstens können sie den Moment des Ausbruchs bestimmen, wie ein Funke, der das Pulver entzündet.

Die Ursache entspringt in diesem Fall aus der Sache selbst. Die Organisirung der Nation, von den Königen begonnen, wurde wieder in dem Augenblicke aufgegeben, als sie ihre eigene Macht von den Hindernissen derselben befreit hatten; sie vergaßen, wem sie die glücklichere Stellung zu danken hatten. Ihre Autorität, mit dem

---

*) Diese Behauptung wird auffallen und vielleicht für Sophisterei gehalten werden. Um dem Verfasser nicht Unrecht zu thun, vergesse man nicht, daß er nur behauptet, Frankreich sey in der angegebenen Periode glücklicher als in früherer Zeit gewesen. Diese Vergleichung schließt die zahlreichen Leiden nicht aus, welche Frankreich zur Revolution reif machten. A. d. Uebers.

Ueberrest der alten Aristokratie verbunden, schwebte gleichsam über der Nation, ohne in ihr einen Stützpunkt zu suchen. Auch ist die königliche Macht nicht natürlich zur constitutionellen Regierungsform gelangt; sie ist in weniger als einem Jahrhundert in dieselbe hineingefallen; und dieß war die nothwendige Folge der falschen Stellung, in welche sie sich versetzt hatte.

Man betrachte die Lehnsherrschaft: bei allen Fehlern hat sie sich Jahrhunderte lang erhalten, weil sie von einem herrschenden ersten Gedanken ausging und alles damit verbunden war. Zuerst zeigen sich die Ländereien, die nicht sterben; sie sind organisirt, untergeordnet, und so zu sagen in Regimenter getheilt; die Menschen sind an die Scholle gebunden, und den Gesetzen, die über diese verfügen, unterworfen. Die Herren, welche für Vasallen gelten, steigen von Stufe zu Stufe, in ununterbrochener Kette bis zum großen Lehnsherrn, welches der König ist. Hier ist in der That ein Gebäude, das auf festem Grunde ruht. Aber das Lehnswesen ist die Verfassung eines tausend-köpfigen Despotismus, und eins seiner Elemente ist die Knechtschaft der Gesammtheit der Menschen, mit Ausnahme einiger Begünstigten. Dieses Gewaltsystem kann nur mitten unter Convulsionen bestehen; nach einer mehr oder minder langen Dauer wird sein Fall unvermeidlich.

In Folge der Ereignisse werden die Leibeigenen von ihren Banden befreit. Es giebt keinen großen Vasallen mehr; nur die Erinnerung an einige Namen erhält sich. In diese einigen Namen hüllen sich die Könige und lassen zwischen sich und der Nation noch einen Schwarm von Edelleuten bestehen, welche, von nun an ohne Rechte, ohne Autorität, ohne Verpflichtung und Amt, noch die Manieren, Gewohnheiten, die Insolenz, den Stolz

und die Ansprüche ihrer ehemaligen Stellung beibehalten. Unterdessen erhebt sich die Nation, wächst an Größe und giebt das Schauspiel von zwanzig bis dreißig Millionen Menschen, welche allein die Dauer des Staates verbürgen können, welche seine Stärke und sein Ruhm sind. Diese zwanzig bis dreißig Millionen Menschen werden aber durchaus isolirt, sie werden ohne irgend eine gewöhnliche oder auch nur zufällige Communication mit dem Monarchen seyn, so lange dieser unter dem Einfluß einer Kaste gestellt ist, welche von sich glaubt, sie wäre von anderer Natur, als der Haufe, als die Heerde — möchte man sagen. Und man behauptet, daß ein solcher Stand der Dinge dauern könne, daß dieß nur ein Stand der Dinge wäre? Das heißt sich absichtlich betrügen.

Der König erhob freilich einige Leute in den Adelstand und vertheilte, was man sehr verbindlich die Seifenkugeln für den gemeinen Menschen (savonettes à vilain) nannte; aber diese gemeinen Menschen erwarben sich gar bald die Insolenz der Edelleute, ohne daß diese populärer wurden. Solche Gnadenbezeugungen waren dem Throne mehr schädlich als nützlich.

Hier ist nach meiner Ueberzeugung die wahre Ursache der Revolution. Die Irrthümer in einzelnen Maßregeln der Regierung waren, so viel ich einsehe, nur gelegentliche Ursachen; die Grundursache war in dem Gebrechen, in der Unzulänglichkeit ihrer Organisation, in ihrem Rückschritt zum alten Feudalwesen. Ein solches Streben ist durchaus dem Geiste entgegen, der sie hätte leiten sollen, und dessen ersten Anregungen sie anfangs gefolgt war.

Die Revolution war unvermeidlich, wie der Sturz, wenn man das Gleichgewicht verliert, und nicht wieder gewinnen kann. Bei der Feudalherrschaft konnte man nicht verweilen, weil es unmöglich ist, ewig in der Un-

ordnung zu bleiben; man konnte keinen asiatischen Despotismus einführen, weil unsere Sitten, unsere Religionen, und unsere Gewohnheiten sich demselben widersetzen; man konnte ebensowenig unter einem milden Despotismus ausdauern, weil er, auf ein dem jetzigen Geist der Nation widersprechendes Princip geimpft, zu viel vernünftige und zugleich zu viel absurde Dinge darbot; zu viel und zu wenig Freiheit; zu viel Bestand für das Schlechte, zu viel Unsicherheit und Wechsel für das Gute. Wollte man einen Zustand der Dinge erlangen, der Dauer und Sicherheit verbürgte, so mußte man die Obergewalt in nähere Berührung mit der Nation bringen, und mit dieser ein unwiderrufliches Bündniß schliessen. Da jedoch die Obergewalt sich auf der einen und die Stärke auf der andern Seite befand, so war die Ausgleichung nicht ohne einige Mißverständnisse und ohne etwas Lärm zu erwarten, was auch nicht anders eingetroffen ist.

Fasse ich diese ganze Untersuchung zusammen, so ergiebt sich, daß alle Veränderungen seit Ursprung der Monarchie nothwendig erfolgen mußten. Die Feudalherrschaft war zugleich die Geißel und die Schmach der Menschheit; die königliche Autorität konnte allein die Macht der großen Feudalherren angreifen, sie konnte dieß aber nur mit Hülfe des Volks. *) Zur Begründung

---

*) Es ist vielleicht zur Verstärkung dieses Satzes nöthig, daran zu erinnern, daß er keine neue Behauptung aufstellt. Wer die Geschichte studiert hat, weiß, daß die Könige nur mit Hülfe des Volks den Uebermuth der Großen dämpfen konnten. Man wird daher nichts beweisen, wenn man bemerkt, daß Hr. Bailleul als Revolutionär spricht. Robertson ist kein Revolutionär, doch finden sich in seiner Geschichte Carls V. Stellen genug,

irgend einer Dauer, war es unerläßlich, die großen Vasallen zu unterjochen. Die Anstrengungen, um zu diesem Ziel zu gelangen, sind also so viel öffentliche Wohlthaten. In diesem Sinne haben Ludwig XI und der Cardinal Richelieu zur Revolution mitgewirkt; sie riefen zuerst die Nation ins Leben. Gewaltthätigkeiten und Uebertreibungen, die man ihnen vorwerfen kann, kommen hier nicht in Betracht; wir halten uns daran, was sie Gutes gestiftet haben, es sey in guter oder böser Absicht. Ein Gleiches gilt von Ludwig XIV. — Die Könige, während der Feudalherrschaft, waren in ihrem Kreise stets unbeschränkt. Der Adel konnte nie als Zwischen-Stand zwischen König und Volk angesehen werden. Der Despotismus der Könige ist erträglicher und den Fortschritten der Civilisation weniger hinderlich, als der Despotismus beider, der Könige und des Lehnswesens, zugleich, nicht nur, weil ein einfacher Despotismus immer weniger drückend ist, als ein doppelter, sondern weil mit dem Despotismus der Könige, den unsere Sitten und irgend ein Schatten von Institutionen mildern, sich eher die Ordnung vertragen kann, als mit dem Lehnssystem, das alle Ordnung und Geistesentwickelung tödtet. Da endlich der Despotismus der Könige nur auf unvollkommenem Stand der Dinge ruht, so waren neue Crisen so oft zu erwarten, als die Obergewalt mit dem Geiste, den Rechten und Bedürfnissen der Nation in Widerspruch handeln würde.

Die Literatur und die Künste fingen an zu blühen unter dem Ministerium des Cardinals Richelieu, sie ver-

---

welche unwidersprechlich darthun, daß die Throne nur mit Hülfe des Volks gegen die Empörungen der Barone geschützt wurden und werden konnten. Anm. d. Uebers.

breiteten einen großen Glanz unter Ludwig XIV. Die Geschichte hatte bisher dem Minister und dem Könige diesen Ruhm zuerkannt; Frau von Stael aber will mit einem Federstrich beiden solche Ehre rauben. „Die großen Wiedergeburten des menschlichen Geistes, sagt sie, sind vielmehr das Werk der Zeit als eines einzelnen Menschen; denn sie gleichen einander alle, wie verschieden auch die Charaktere der gleichzeitigen Fürsten seyn mögen.“

Es ist bei dieser Gelegenheit auffallend, wie selbst die Thatsachen, über welche kein Streit möglich seyn sollte, die Farbe unserer Empfindungen annehmen und unsern vorgefaßten Meinungen unterworfen sind.

Frau von Stael sieht im Cardinal Richelieu nur einen Tyrannen, der sich abscheulicher Mittel bedient; sie wundert sich, daß man einen solchen Menschen jemals gelobt habe. Gleicherweise sieht sie in Ludwig XIV nur einen stolzen Despoten, der die Gelehrten vielmehr verfolgte, als die Literatur beförderte. Sie verfällt in diese Meinung, weil nach ihrer Ansicht der Despotismus durchaus nichts Gutes erzeugen könne, es sonach Thorheit wäre, zu glauben, man hätte ihm eine der glänzenden Epochen des menschlichen Geistes zu verdanken.

Ich bin so wenig als Frau von Stael ein Freund der Tyrannen und Despoten; aber ich denke anders über diesen Punkt. Ich sehe in Richelieu einen Minister, der den furchtbaren Stand niederwirft, welcher bisher die Geißel der Menschen im Ganzen und im Einzelnen war. Ich sehe etwas sehr Gutes in seinem System, und begreife, daß in Zeiten, wo die Menschheit befreit wird, von den Unordnungen der Anarchie, von der Oligarchischen Tyranney, einer nicht weniger, als die Willkühr eines Einzelnen, unerträglichen Last, ich begreife, sage ich, daß der Geist, in Augenblicken, wo er seine

Bande gelöst fühlt, Wunder thun könne, und daß die Menschen diese Wunder gern derjenigen Macht zuschreiben, der sie eine so günstige als unerwartete Ruhe verdanken. **Deus nobis haec otia fecit.**

Man denke eine Zeit, wo das Volk vom Druck der Großen sich frei fühlt, und wo der Despotismus des Einzelnen noch nicht in ein System gebracht ist; wer kann zweifeln, ob an solchem Tage, wo es Licht wird, das Volk sich ermannen, aufschwingen und seine Energie offenbaren werde.

Hat Richelieu sich gewaltsamer Mittel bedient, so ist's schlimm für ihn; das öffentliche Interesse sieht nur die Resultate, den Dienst, den er geleistet. Ich höre das Geschrei seiner Opfer; doch lauter tönt zu meinen Ohren das Wehklagen der Tausende, die unter dem Joch eben dieser Geopferten früher geseufzet haben. Ludwig XIV, demselben System folgend, sicherte die Entwickelung desselben. Nur gehörten diese glänzenden Erfolge nicht einer Zeit an, wo Ludwig zum Werkzeug eines fluchwürdigen Fanatismus herabsank; damals erst gab er jene Ordonnanzen gegen die Reformirten, von denen Frau von Stael sagt, „daß die Verbannung von zweimal hundert tausend Protestanten, die Dragonaden und der Krieg in den Cevennen nichts im Vergleich mit den Gräueln gewesen, die sich in den, nach der Zurücknahme des Edikts von Nantes, im Jahre 1684 erlassenen Ordonanzen befinden.“ „Die Gesetze,“ fährt sie fort, „die gegen die Reformirten geschleudert wurden, lassen sich in allen Stücken mit den Gesetzen des Convents gegen die Ausgewanderten vergleichen, und tragen denselben Charakter.“

Wir stehen noch nicht auf dem Boden der Revolution, gleichwohl ist hier bereits eine Zusammenstellung, die auffällt, bei der ich also verweilen muß. Hier beginnt die

große Schwierigkeit der Arbeit, der ich mich unterzogen habe. Ein Mensch, der in der Revolution eine Rolle gespielt, will von der Revolution sprechen! Welche Vergewegenheit! Welch ein Aergerniß! Diese Leute, wenn sie noch von dieser Welt sind, sollen darin nur so weit geduldet werden, als sie die Kunst besitzen, sich vergessen zu machen.

Es thut mir leid, aber diese Sprache bringt mich nicht aus der Fassung. Ich sehe keine Verbindlichkeit, Verdammungsurtheile zu unterschreiben, die von denjenigen Zeitgenossen zurückgenommen werden, welche durch Gradheit des Sinns, Rechtlichkeit und Bürgertugend sich auszeichnen. Ich gehöre nicht zu denen, welche die Revolution verläugnen, und zugleich von allen Wohlthaten derselben Vortheil ziehen wollen. Ich setze meinen Ruhm in dem Antheil, den ich an der Revolution genommen. Gerade unter dem Titel eines Theilnehmers halte ich mehr als jeder Andere mich verpflichtet, nicht zu schweigen, sondern zu reden und zu schreiben.

Hier ist der erste Angriff, den Frau von Stael gegen den National = Convent richtet; — es wird nicht der letzte seyn. Nichts ist leichter, als die Abwesenden zu beschuldigen und über Thatsachen abzusprechen, wenn die Umstände, von denen sie begleitet waren, nur in der Erinnerung weniger Menschen noch vorhanden sind. Dem Leichtsinn, der abspricht, kommt ein größerer entgegen, der zuhört. Dieß ist der Gang der Welt, und so werden Dinge gewogen, die selbst für die geübtesten Geister große Schwierigkeiten haben. — Man glaube jedoch nicht, daß ich die Apologie des Convents beabsichtige; Andere werden sich dieser Mühe unterziehen. Die Handlungen der Conventsglieder sprechen überdieß lauter zu ihren Gunsten, als es die schönsten Worte thun können. Meine Absicht

geht dahin, aufzudecken, was unrichtig, falsch und ungerecht ist; nicht weil Einzelne dadurch gekränkt werden könnten, sondern weil man in diesem Ideengange sich nicht den kleinsten Irrthum erlauben darf, ohne daß derselbe nicht Unruhe unter allen Classen der Gesellschaft verbreiten sollte.

Frau von Stael will durch die Zusammenstellung der Ordonanzen gegen die Protestanten und der Gesetze gegen die Ausgewanderten beide Maßregeln als gleich ungerecht verurtheilen. Ist aber wohl Billigkeit oder Verstand in der Vergleichung der Emigranten mit den Reformirten?

Doch, ich besinne mich, wie soll man heutiges Tages von der Auswanderung sprechen? Die Prinzen selbst sind ausgewandert; folglich sind alle Emigranten so viele kleine Heiligen, vor denen man sich beugen muß, Heiligthümer, die man nicht berühren darf, ohne vom Blitz erschlagen zu werden.

Man wird mich für einen Starrkopf, für einen verkehrten Menschen halten; denn grade, weil man sich fürchtet, von der Auswanderung zu sprechen, halte ich es für meine Pflicht, diese Stelle in dem Werke der Frau von Stael zu beleuchten. Ich habe es bereits in einer andern Schrift gesagt, aber es kann nicht genug wiederholt werden, daß das Interesse der Prinzen und das Interesse der ausgewanderten Edelleute in vollständigem Widerspruch zu einander stehen. Es ist sonach möglich, die Emigranten anzuklagen, ohne die Ehrfurcht zu verletzen, die man den Prinzen schuldig ist.

Die Revolution, die man nicht mit der revolutionären Crisis verwechseln darf, ist ganz zu Gunsten der Prinzen des regierenden Hauses, sie ist die Vervollständigung aller Bemühungen ihrer Vorfahren; dagegen ist sie gegen die

Privilegirten, deren Ansprüche sie vernichtet hat. Wenn diese vorgeben, die Rechte des Thrones zu vertheidigen, so wollen sie nur andere Interessen dadurch verdecken.

Auf welche Art können nun die Protestanten mit den Ausgewanderten verglichen werden?

Nach der Belagerung von La Rochelle wurde in Frankreich von den Protestanten nie der Friede gestört; auch früher hatten sie nur ihr Leben und ihren Glauben vertheidigt. Sie waren der arbeitsamste, industriöseste und, ich wage zu behaupten, der religiöseste Theil der Nation. Sie waren nicht nur durch die allgemeinen Gesetze, sondern auch durch besondere Verträge geschützt, die ihnen nach vielfachen Verfolgungen zugestanden wurden. Ohne einen andern Grund, als den abscheulichsten Fanatismus, dieser Ausgeburt widerlicher Frömmelei, welche Langeweile und Intrigue bei Hofe eingeführt hatten, und trotz dem feierlich gegebenen Wort, verfolgt, verbannt man sie, macht Jagd auf sie, wie gegen wilde Thiere, und tödtet sie.

Die Emigranten waren ausgewandert, weil sie ihren Nutzen dabei fanden; sie hatten gegen die Gesetze des Staats, gegen eine Regierung, die auf die regelmäßigste, legitimeste Art errichtet war, mit einem Wort, gegen die Nation die Waffen ergriffen. Man fand sie in den Reihen der äußern Feinde, die sie aufreizten, und unter den Empörern im Innern.

„Ihr nennt Empörer," wird man sagen, „die treuen Diener des Königs, die von ihm beauftragt waren, die Waffen zu ergreifen?" Ich antworte: dem ist nicht also. Der König hat zu keiner Zeit Befehl gegeben, zur Aufrechthaltung der Feudalität und der Privilegien sich zu bewaffnen. Der Aufruhr aber hatte keinen andern Zweck. Indem er dabei den geheiligten Namen des Königs miß-

brauchte, beging er ein Verbrechen mehr *). Ich werde in der Folge auf das Unglück dieses Irrthums zurückkommen. Man kann alles sagen, wenn man die Schranken des Anstands nicht überschreitet und reine Absichten hegt. Ich sage es also: Weil die Ausgewanderten überall waren, wo Frankreich verletzt werden konnte, so gebot die Nothwendigkeit, ihre Unternehmungen zu unterdrücken; oder man hätte die Sache des Vaterlandes und der Freiheit aufgeben, und sich unter das Joch der Priester und des Adels beugen müssen.

Die Gesetze gegen die Reformirten waren eine Proscription, jene gegen die Ausgewanderten nur Vertheidigungsmittel. Ob diese Maßregel hart und gewaltsam war, habe ich nicht zu untersuchen; genug, daß der Vergleich der Frau von Stael zu falschen Ansichten führt. Gegen die Protestanten erlaubte man sich Verbannung und Mord, im Widerspruch mit dem Interesse des Staats und der Menschheit; man hätte das Vorhandene achten und erhalten sollen. Die Emigranten dagegen waren der angreifende Theil; sie zurückzutreiben und zu strafen war Nothwehr und Gerechtigkeit. Was damals eine Wahrheit war, kann heute nicht ein Irrthum seyn; oder man würde in eine unselige Verwechselung der Worte und Begriffe gerathen. Hat man aber diese Verwirrung etwa

---

*) Die Privilegirten sehen im Könige nur das Haupt der Feudalcaste, deren Interesse er vertheidigen soll; der König ist aber das Haupt der Nation, deren Interesse auch das seinige ist und allein seyn kann. Die Feudalherren verfolgen ein der Nation nachtheiliges Interesse; sollte der König dieses beschützen, so müßte das Haupt der Nation zugleich der Feind der Nation seyn, welches ein Widerspruch in den Begriffen ist. Anm. d. Uebers.

nicht versucht? — Leider! und man mag daraus schließen, wie sich Frankreich unter dem Geist und der Herrschaft der Ausgewanderten befinden würde!

Ich will den alten Groll nicht nähren; den Gesetzen unterthan kenne ich keine gehässigen Namen. Die Liebe zum Frieden soll jedoch nicht Ungerechtigkeiten gut heißen; denn diese verfälschen die Meinung, weil nicht jeder über die Begebenheiten denkt, um urtheilen zu können.

Frau von Stael setzt Frankreichs blühenden Zustand beim Tode Heinrichs IV dem bedauernswürdigen Zustande am Ende der Regierung Ludwigs XIV entgegen. Sie bemerkt ganz richtig, daß die Zeit nach dem Tode der Könige die Offenbarung ihres Werthes sey; sodann fügt sie hinzu: „Das politische Uebergewicht des Adels und der Geistlichkeit endete in Frankreich mit Ludwig XIV; beide mußten seiner Macht dienen; nach ihm waren sie ohne Band mit der Nation, deren Bedeutsamkeit mit jedem Tage größer wurde.“

Genau genommen hatten die Edelleute und Geistlichen keine politische Autorität, welche regelmäßige und gesetzlich bestimmte Verhältnisse voraussetzt; sie hatten nur den Einfluß einer Faction, wie solche sich im Aufruhr offenbart. Dieser Einfluß war es, der mit Ludwig XIV endete. Dagegen behielten Adel und Geistlichkeit noch ein sehr großes Uebergewicht, wodurch dem Geiste der Regierung das Gepräge des hochmüthigen und verachtenden Lehnswesens aufgedrückt, wodurch er antinational wurde. Statt sich der Nation zu nähern, deren Bedeutsamkeit größer wurde, entfernte sich die Regierung mit jedem Tage mehr von ihr.

Endlich gelangt Frau von Stael zu den Begebenheiten des achtzehnten Jahrhunderts. Sie läßt den großen Schriftstellern, welche den Ruhm desselben gründeten,

Gerechtigkeit wiederfahren. Dann aber liest man nicht ohne Verwunderung folgende Zeilen: „Einige Schriftsteller, und vor allen Voltaire, verdienen getadelt zu werden, daß sie, bei den Angriffen gegen den Aberglauben, das Christenthum nicht genug ehrten.“

Verdienen getadelt zu werden! — Der Ausdruck ist stark und die Ausübung des Rechts, das sich Frau von Stael anmaßt, nicht wenig mißlich. Ehe man sich einen so entschiedenen Ausspruch erlaubt, wäre es schicklich gewesen, zu bestimmen, wo in Religionsangelegenheiten der Aberglaube anfängt. Die Untersuchung kann in Verlegenheit setzen; denn auf dieser Gränze läßt sich lange streiten, ohne daß man sich versteht. — Wie hat Frau von Stael bei ihrem Geiste und in unserm Zeitalter nicht gefühlt, daß, wenn in Religionsangelegenheiten alle Meinungen, wenigstens aus Artigkeit und Anstand, geehrt werden müssen, es eben so rathsam sey, sich des Tadels zu enthalten, wo von einer Meinung die Rede ist, die man vielleicht nicht theilt, über die man sich aber noch irren kann! Eine Bemerkung, wie die ihrige, wäre zu entschuldigen, wenn sie aus dem Munde eines dem Seminarium Entsprungenen, oder aus der Feder eines Schriftstellers hervorginge, der aus Spekulation Albernheiten zu Tage fördert.

Hier ist eine noch stärkere Aeußerung. Frau von Stael ist zuerst so gütig, den Voltaire zu entschuldigen, sintemal er einen reizbaren Charakter hatte, und die reizbaren Charaktere fast ein Bedürfniß haben den Stärkeren zu attakiren, — was jedoch nicht hindert, daß die reizbaren Charaktere jedesmal Unrecht haben, so oft der Stärkere Recht hat; — sodann erklärt sie sich wie folget:

„Wir haben in der Revolution empfunden, wohin der Unglauben führt und die wilde Wuth, womit man ihn

verbreiten wollte; aber dieselben großmüthigen Empfindungen, welche sich mit Abscheu gegen die Proscription der Geistlichen am Ende des achtzehnten Jahrhunderts erklärten, erzeugten fünfzig Jahre früher den Haß gegen die Unduldsamkeit des Clerus."

Es thut mir leid für Frau von Stael, aber es ist offenbar, daß bei dieser Beschuldigung des Unglaubens alle Sykophanten, welche gegen die Revolution zu Felde ziehen, ihre Vor- und Nachtreter sind.

Was nennt Frau von Stael Unglauben? Was versteht sie unter diesem Wort?

Ist die Rede von einer Lehre, durchaus Nichts zu glauben? In diesem Fall läugne ich das Factum; denn in keinem Zeitraum der Revolution hat man ein System des absoluten Unglaubens gelehrt, oder Maßregeln zur Verbreitung desselben getroffen.

Gab es kein anerkanntes, geschlossenes System des Unglaubens, so gab es auch keine wilde Wuth, womit es verbreitet wurde. Hier ist aber unstreitig eine wüthende Anklage wenigstens derjenigen Männer im Volke, welche nähern Antheil an der Revolution genommen haben.

Was nennt Frau von Stael Unglauben? Ein Protestant ist ein Ungläubiger im Verhältniß zum Katholiken, weil er nicht an die reelle Gegenwart im Brode glaubt; das heißt dann Gott läugnen. Ein Deist ist ein Ungläubiger in den Augen des Katholiken und des Protestanten. — Sind es diese Arten von Ungläubigkeit, welche Frau von Stael verwirft, oder spricht sie vom absoluten Unglauben, den man Atheismus nennt? Letzterer ist eine rein persönliche Sache, an welche ich nicht glaube, — ich, der doch einen Atheisten gesehen.

Ein gewisser Jacob Düpont, Mitglied des Convents,

mit dem ich nie ein Wort gesprochen, von dem ich aber als von einem durchaus rechtlichen Mann sprechen hörte, betrat, ich erinnere mich nicht bei welcher Gelegenheit, eines Tages die Tribüne. Er war groß und abgezehrt, das Gesicht lang, die Stirne hoch und kahl, die Haut kupferfarbig, die Augen hohl, der Blick finster, der Kopf erhaben mit ernster Miene. Mich dünkt, ich sehe ihn noch. Sein bloßer Anblick erregte Aufmerksamkeit. Er gebietet Stille, und bald herrscht tiefes Schweigen. Hierauf spricht er im Trauerton, mit einer Grabesstimme, doch feierlich, diese Worte: „Ich bin Atheist.“ — In meinem Leben habe ich kein so seltsames, und zugleich so komisches Schauspiel gesehen, als das Erstarren, wovon jedermann bei dieser schönen Erklärung ergriffen wurde. Wäre Frau von Stael gegenwärtig gewesen, sie hätte sich überzeugt, daß die Mitglieder des Convents, wenn auch nicht auf ihre Art fromm, doch weit entfernt waren, mit dem Atheismus vertraut zu seyn.

Frau von Stael nennt es dieselben großmüthigen Empfindungen, „welche sich mit Abscheu gegen die Proscription der Geistlichen am Ende des achtzehnten Jahrhunderts erklärten, und welche fünfzig Jahre früher den Haß gegen die Unduldsamkeit des Clerus einflößten.“

Auf diese Art ist es unmöglich, sich jemals zu verständigen. War der Clerus am Ende des achtzehnten Jahrhunderts toleranter, als in der Mitte desselben? Von dem Augenblick an, als große Veränderungen in der politischen Ordnung nothwendig wurden, mußte man erwarten, daß die Geistlichen sich widersetzen würden; und sie widersetzten sich. Ist aber eine Körperschaft, in Folge zahlloser Usurpationen, und im Widerspruche mit ihrer ursprünglichen Einrichtung, dahin gelangt, daß sie Meister ist im Staate, den sie beunruhigt, tyrannisirt:

darf man alsdann über Verfolgungen klegen, wo die Gesetze ein solches Corps der gesellschaftlichen Ordnung unterwerfen? Wenn die Geistlichen in ihrem Widerstande die heiligsten Dinge mißbrauchen, um die Gemüther irre zu führen und zum Aufruhr zu reizen: ist es erlaubt, ihre Gegner als Verfolger auszuschreien, während diese nur die Wahl haben, jene zu zähmen oder sich ihrer Eitelkeit, ihrem Stolz, ihrer Anmaßung zu unterwerfen? Sollten sie Verzicht leisten auf das große Werk der öffentlichen Wiedergeburt, dessen größtes Hinderniß diese Geistlichen waren, die man jetzt bejammern zu müssen glaubt? Konnte denn der ehemalige Clerus sich mit der Freiheit und irgend einer geregelten Staatsverfassung vertragen? Ein Cardinal, glaube ich, hat gesagt, „daß die katholische Geistlichkeit ein Muster sey der Knechtschaft," — in Worten, vorausgesetzt daß er in der That herrscht — hätte er hinzufügen sollen.

Jene Maßregeln waren ohne Zweifel eine traurige Nothwendigkeit. Auch ist es meine Absicht nicht, von den Verbrechen zu reden, die einzelne Menschen sich zu Schulden kommen ließen. Aber man will nicht darauf achten, daß es hier war, wie in einer Schlacht, wo es unmöglich ist, den Grad von Gewalt zu bestimmen, der schicklicherweise gebraucht werden darf; daß es sich nicht darum handelte, Individuen dieser oder jener Meinung zu unterwerfen; sondern zu verhindern, daß die eingeführte Ordnung nicht gestört oder gar vernichtet würde. Bis jetzt ist es noch Niemanden eingefallen, einem Feldherrn Vorwürfe zu machen, daß er zu viel Kanonen habe abfeuern lassen, daß er zu viel Menschen in die Schlacht geführt, da er den Sieg ohne so große Opfer hätte erfechten können.

Diejenigen, welche Alles verdammen, haben wenig-

stens den Vorzug, daß sie nicht in Inconsequenz verfallen; Frau von Stael aber billigt die Resultate und unterzeichnet mit demselben Pinselstrich ein Proscriptions-Edikt gegen alle diejenigen, die mit so schwierigen Umständen zu kämpfen hatten. Diese Rolle ist bequem; man genießt die Früchte der Begebenheiten, weil sie wohlthätig sind; aber man tadelt die Begebenheiten, weil sie von unangenehmen, wiewohl unvermeidlichen Umständen begleitet wurden. Auf solche Art erzeugt man seinem Verstande und zugleich seiner Empfindsamkeit gehörige Ehre. Bei dieser Berechnung ist Alles Vortheil. Auch kenne ich viele ehrliche Leute, welche sich daran halten, und sich wohl dabei befinden. Man jammert mit den Klagenden und freut sich mit den Lobenden. Man hat in dem ganzen Laufe der Ereignisse keinen Gedanken gehabt, der falsch befunden wäre; man hat alles vorausgesehen, jeden Mißgriff, jede Albernheit; man hat sich nie eine zweideutige Handlung erlaubt, worüber man getadelt werden könnte; man ist also sehr mit sich zufrieden, und darf sich dessen rühmen. *)

*) Ich habe bereits oben die Gründe der unverhältnißmäßigen Ausdehnung dieses Capitels angegeben; ich bitte den Leser, deshalb nicht ungeduldig zu werden, und überzeugt zu seyn, daß ich die Grenzen, welche ich mir gesetzt, und welche ich angezeigt habe, nicht überschreiten werde.

Anm. d. Verf.

Drittes Capitel.

Ueber die öffentliche Meinung in Frankreich zur Zeit der Thronbesteigung Ludwigs XVI.

Dieses Capitel, die Fortsetzung des vorigen, hat den Zweck, aus den unzähligen Fehlern der Regierung Ludwigs XV zu beweisen, daß, welche Tugenden auch nach ihm den Thron bestiegen hätten, „es schwer gewesen wäre, die Menschen von der Ueberzeugung zurückzubringen, daß Frankreich gegen die Zufälle des erblichen Thrones durch festbestehende Institutionen gesichert werden müsse.“ Diese Bemerkung ist gegründet; nicht weniger die folgende: „Nie waren die unseligen Folgen der Willkühr in höherem Grade fühlbar geworden, als unter einer Regierung, die, ohne tyrannisch zu seyn, durch fortwährende Inconsequenz sich auszeichnete. — Der Proceß über Frankreichs Verfassung war unter Ludwig XV auf die rechtsbeständigste Weise unter den Augen der Nation zum Spruche eingeleitet worden.“

Es offenbart sich bereits in diesem Capitel, daß die allgemeinen Ideen der Frau von Stael von einem besondern Zweck durchkreuzt werden. Die Vertheidigung ihres Vaters, des Herrn Necker, wird vorbereitet; daher die Behauptung, daß die königliche Autorität *vor* seinem Ministerium bedroht wurde, sie sagt: „Aus der Geschichte des 18ten Jahrhunderts ersieht man leicht, daß es die aristokratischen Körperschaften in Frankreich waren, welche zuerst die königliche Macht angriffen, nicht weil sie den Thron umstürzen wollten, sondern weil auch sie der öffentlichen Meinung nicht widerstehen konnten.“ Wei-

ter unten heißt es; „Alle Worte und alle Handlungen, alle Tugenden und alle Leidenschaften, alle Empfindungen und alle Eitelkeiten, der öffentliche Geist und die Mode, Alles strebte im Verein nach demselben Ziele.“

Der Ausdruck: Angriff der königlichen Macht, bezeichnet nicht genau die Art von Widerstand, den einige aristokratische große Körperschaften bisweilen dem Willen des Königs entgegensetzten. Es fiel ihnen nicht ein, die königliche Macht anzugreifen: sie erlaubten sich wohl, die Maßregeln derselben zu prüfen, und das Publikum that ein Gleiches; doch freilich war prüfen bei diesem Regierungs-System in der That so viel als die Autorität angreifen, wobei man jedoch nicht sowohl der öffentlichen Meinung nachgab, als seiner eigenen, falls man sich die Freiheit nahm, eine Meinung zu haben. Ohne daß man es ahnete, standen hier Absicht und Erfolg in offenbarem Widerspruch. Ich will versuchen, mich deutlicher zu erklären.

Dieser Widerspruch hat seinen Grund in der Natur der öffentlichen Macht und im Charakter der Nation.

Ein asiatischer Despotismus erhält seine Stärke vom religiösen Glauben. Sind die Regierungen blind, so sind es die Völker nicht weniger. Ein Contrast zwischen den Handlungen der Macht und der Geistesstimmung der Sklaven ist dort unmöglich; es fehlt den letzteren an Einsicht zur Beurtheilung, wie am Willen zum Widerstand. Die Regierung findet kein Hinderniß, weil der Geist, in welchem sie befiehlt, auch der Geist ist, in welchem ihre Befehle angenommen werden. Anders ist es in unsern nordischen Gegenden. Der Despotismus befindet sich hier mit seiner stehenden Natur in der Mitte eines beweglichen Lebens; man glaubt nicht an seine Unfehlbarkeit. Ein großer Theil der Menschen hat durch

Bildung oder Erfahrung mehr Einsicht erlangt, als die Mitglieder im Rathe der Könige besitzen. Was entsteht daraus? Die Anordnungen der Autorität werden ein Gegenstand der Prüfung, und zwar noch mehr bei den Privatleuten, als bei den großen aristokratischen Körperschaften; diese urtheilen, weil sie als solche ein Recht der Beurtheilung zu haben glauben; jene, weil die Natur ihnen die Fähigkeit gab, zu sprechen und sich einander ihre Gedanken mitzutheilen. Keine Macht der Welt kann dieses hindern, sobald die Geister einmal eine solche Richtung genommen, und nicht etwa einem Glauben sich hingegeben haben, der jeden Aufschwung erstickt. Es waren also die Verordnungen der despotischen oder willkührlichen Regierung in Frankreich factisch einer Prüfung unterworfen; aber nicht vor, sondern nach Bekanntmachung derselben. Werden nun von den aristokratischen Körperschaften oder von einzelnen Privatleuten die Handlungen der Autorität mit einer gewissen Einstimmigkeit in der Meinung angegriffen: so heißt dieß in der That eine Rivalität aufstellen, wodurch die Obermacht compromittirt, geschwächt, und um ihr Ansehen gebracht wird. Dieser Geist der Unzufriedenheit aber, den Frau von Stael der Nation vorzuwerfen scheint, und von dem sie behauptet, Ludwig XV hätte ihn seinem Enkel vermacht, ist nichts anders, als der Gebrauch ganz gewöhnlicher Fähigkeiten, angewendet auf Dinge, die uns am meisten interessiren, — auf die Handlungen des Gouvernements.

Die Revolution, deren Zweck war, jedes Ding an seinen natürlichen, von der Vernunft angewiesenen Platz zu stellen, hat dem Königthum und der Nation dadurch einen ausgezeichneten Dienst erwiesen, daß sie alle Oppositionen organisirte und die Prüfung der Gesetze vor ih-

rer Annahme und Bekanntmachung anordnete. Auf solche Art verkündet die Macht nichts, was nicht allgemein für weise und nützlich erkannt wurde. Finden sich noch einige Widersacher, so müssen sie doch eingestehen, daß sie zur Minderzahl gehören. Ueberdem sagen sie nichts, was nicht schon bekannt wäre; der Eindruck ist sonach weniger gefährlich. — Es ist offenbar, daß diejenige Prüfung, die erst erfolgt, wenn die Verordnungen bereits verkündet sind, untergräbt und schwächt; während diejenige, welche ihnen vorausgeht, erhält und stärkt.

Hier zeigt sich eine sehr einfache, und dennoch in ihren Folgen unermeßliche Wirkung der Revolution. In dee That erschuf sie nichts Neues: die Prüfung der öffentlichen Angelegenheiten fand früher Statt, es sey bei den großen Körperschaften oder bei den Individuen; aber sie war gefährlich und zerstörend. Die Revolution hat sie organisirt und ihr die gebührende Stelle angewiesen. Sie ist jetzt die stärkste Garantie der Macht und der Freiheit.

Unabhängig von den im vorigen Capitel angegebenen Gründen, warum sich eine unumschränkte Regierung in Frankreich unmöglich erhalten könne, muß noch bemerkt werden, daß ihr stets zwei Bedingungen fehlten, ohne welche keine Dauer zu hoffen war, und deren Abwesenheit allen Mißgriffen und Verirrungen den Zugang gestattete; diese Bedingungen sind Geschicklichkeit und Wahrheit.

Die Agenten eines willkührlichen Gouvernements werden fast immer von der Intrigue gewählt; Talente, Gradheit und Rechtlichkeit sind das Letzte, wonach gefragt wird. Anders ist es, wenn die Beamten der Oeffentlichkeit ausgesetzt sind. Dann wird dem Aufgeblasenen oder dem Dummkopf, der nichts für sich hat, als

einen Titel, bald durch das Lächerliche sein Recht zu Theil werden.

Die Wahrheit gelangt unter Herrschaft der Willkühr so wenig zu den Ministern, als zu den Königen; das Daseyn der einen ist fast so geheimnißvoll, als der andern. Auch die Minister haben ihren Hof, ihre Schmeichler, ihre Eitelkeit und besonders die Furcht, ihr Ansehen zu verlieren; vielleicht auch den Wunsch, sich höher zu schwingen. Wo ist hier Platz für die Wahrheit?

Ein Volk, das täglich an Erleuchtung gewinnt, und eine unwissende Regierung, die nicht weiß, was unter ihren Augen geschieht, können sie wohl lange neben einander bestehen?

Es scheint mir sonach, daß Frau von Stael zu weit und nicht weit genug geht, wenn sie behauptet, die großen aristokratischen Körperschaften hätten die unbeschränkte königliche Autorität angegriffen. Das Uebel war ungleich größer. Diese Autorität war zu gleicher Zeit drei bedeutenden Nachtheilen ausgesetzt: der unzeitigen, doch unvermeidlichen Prüfung, der Ungeschicklichkeit ihrer Agenten, und der Unmöglichkeit, die Wahrheit zu kennen.

So führten allerdings alle Meinungen zur Revolution; doch wurden die Meinungen solcher Menschen, die in öffentlichen Aemtern standen, vor andern bemerkt.

„Es war, nach Frau von Stael, zu hoffen, daß ein Monarch, (Ludwig XVI) von so ängstlicher Gewissenhaftigkeit, sich glücklich schätzen würde, auf irgend eine Art die Verantwortlichkeit der öffentlichen Geschäfte mit der Nation theilen zu können. Dieß wäre ohne Zweifel stets seine Art zu denken gewesen, wenn von der einen Seite die Opposition gleich Anfangs mehr Achtung gezeigt hätte, und wenn nicht von der andern Seite gewisse Publicisten bemüht gewesen wären, den Königen

ihre Macht als einen Glaubensartikel darzustellen. Die Feinde der Philosophie suchten den Despotismus als eine Lehre der Religion geltend zu machen" ꝛc.

Die Feinde der Philosophie haben um so mehr Unrecht, als die königliche Macht keineswegs in ihrem Wesen dadurch angegriffen wird, daß man behauptet, sie müsse zu ihrem eigenen und zum Wohl der Unterthanen auf diese oder jene Art organisirt seyn. Doch diese Rücksicht ist es nicht, welche meine Aufmerksamkeit auf die angezogene Aeußerung der Frau von Stael gerichtet hat; sie erweckt Betrachtungen von höherem Interesse, besonders für den gegenwärtigen Zeitpunkt. Ich werde in einem andern Capitel darauf zurückkommen, wo sie sich natürlicher darbieten werden; und habe diese Stelle hier nur als Note abgeschrieben, an die man sich später wird erinnern müssen.

Es ist wahr, die Geister waren vor der Revolution in großer Bewegung, besonders seit dem Ministerium und dem Bankerott des Abbé Terray, und seit Aufhebung der Parlamente. — Zwei Staatsmänner von seltenem Verdienst, wie Frau von Stael sagt, wurden ins Ministerium gerufen, weil man eine große Idee von ihren Tugenden und Einsichten gefaßt hatte; diese Wahlen waren der Nation angenehm; aber ihre Verabschiedung, die bittern Critiken ihrer Plane, und die Widerrufung der Maßregeln, welche früher auf ihren Rath zum großen Nutzen des Staats genehmigt waren, bewiesen, daß die Regierung unter einen Einfluß gerathen war, der jede ernsthafte Verbesserung unmöglich machte, indem sie sich gezwungen sah, Minister wieder zu verabschieden, welche sie doch der Verbesserung wegen berufen hatte. — Die Regierung war also der Hof, und der Gegenstand der Vorsorge der Regierung war wiederum diese Art von Na-

tion, welche den Hof und die Caste der Privilegirten bildeten. Die wahre Nation galt nur als nutzbares Eigenthum. Hatte die Opposition, — um den Ausdruck der Frau von Stael beizubehalten, — die dem Könige Ehrfurcht schuldig war, etwa dieselbe Verpflichtung gegen den Einfluß des Hofes, der so verderblich war, und eine dem Interesse und den Wünschen der Nation ganz entgegengesetzte Richtung genommen hatte? Diejenigen, welche die Grundsätze der unbeschränkten Gewalt predigten, mußten diese Opposition um so schneidender machen; aber wessen war die Schuld?

Viertes Capitel.

Ueber den Charakter des Herrn Necker als Staatsmann.

Die Bewunderung der Frau von Stael für ihren Vater ist natürlich; eine Tochter darf stolz auf einen solchen Vater seyn. Indessen theile ich ihre Bewunderung nicht, und stimme noch weniger in die Herabsetzung seiner Gegner. Herr Necker war ein wohlwollender Mann. In einer Republik geboren, und fruhzeitig in einen großen Kreis von Geschäften gezogen, hatte er sich schöne Kenntnisse in den Finanzen und politischen Wissenschaften erworben, zu einer Zeit, als in Frankreich nur kaum noch eine kleine Zahl von Adepten sich damit beschäftigte. Er hatte während seines ganzen Lebens, wie Frau von Stael sehr gut bemerkt, stets mit wirklichen Dingen zu thun, und dadurch jene Erfahrung erlangt, die nicht über die Grundsätze erhebt, wohl aber ihre richtige Anwendung erleichtert. Frau von Stael gesteht, daß er eine übertriebene Liebe zum Ruhm und zur Popularität hatte. Dieß ist eine Verkehrtheit, die zum Laster oder zum Ehrgeiz unter trügerischer Hülle werden kann. Man soll nur das Gute lieben, es thun, wenn man kann, und nicht weiter an Ruhm oder Gefahr denken.

Herr Necker hatte Fähigkeiten. In Vergleichung mit den Menschen seiner Zeit, konnte er sich allerdings für sehr stark halten; hätte er aber daran gedacht, sich mit den Dingen zu messen, — wo die große Klippe aller Eitelkeit und Anmaßung, — so hätte er vielleicht erkannt, wie schwer es war, den wichtigen Umständen, mit denen er zu thun hatte, das Gleichgewicht zu halten; er hätte

eingesehen, daß es für die Tugenden, wie für den Gedanken verschiedene Regionen giebt; daß es darauf ankomme, in der höchsten Platz zu nehmen, um die Hindernisse in ihrer Gesammtheit aufzufassen, und die Mittel zu ihrer Ueberwindung kennen zu lernen.

„Herr Necker fand kein Vergnügen an Neuerungen als solchen."

Diese Versicherung gleicht nicht übel den Schriftstellern, welche, obschon aufrichtige Anhänger der neuen Ordnung, gern mit dem Schein prahlen, als wären sie keine Anhänger der Revolution. Nicht wahr, dieß ist ein schönes Verdienst? — Ich lebe seit dreißig Jahren in dem Tumult der Ereignisse, und ich kann versichern, daß mir noch kein Mensch vorgekommen, der Neuerungen oder Revolutionen als solche geliebt hätte. Diese Art sich den Lohn ohne die Last zu sichern, kann weder die Feinde der Sache verführen, noch ihren Freunden großes Zutrauen einflößen; sie ist eine indirekte Anklage, so unredlich als grundlos, zum Gebrauch für die Schlechtigkeit; und bezweckt nichts weniger, als die Autorität in Unruhe zu setzen. Wer sich rühmt, daß er die Revolutionen nicht liebe, gibt zu verstehen, daß andere Leute Geschmack daran finden.

„Obgleich Herr Necker ein entschiedener Gegner der Privilegien war, z. B. der Feudalrechte, der Steuerfreiheit ꝛc., so wollte er doch mit den Besitzern dieser Privilegien in Unterhandlung treten, damit nicht ohne Schonung gegenwärtige Rechte einem künftigen Gute aufgeopfert werden möchten."

Man kann nicht redlicher zu Werke gehen! Wie aber, wenn diese Besitzer nicht unterhandeln wollen, oder wenn nur ein Theil sich dazu versteht? dann werden die Mißbräuche bis ins Unendliche fortwachsen, oder der Staat

wird ein buntscheckiges Ansehen haben, dessen geringster Nachtheil die Ungerechtigkeit seyn wird. Wer wird die Bedürfnisse eines Volkes so der Bequemlichkeit oder den Launen einiger Individuen Preiß geben? Die Gesetze der constituirenden Versammlung waren in Absicht auf Interesse ganz zum Vortheil der Privilegirten: wie wurden sie befolgt? — Die Tugenden des Herrn Necker befanden sich schon nicht mehr in der Region, wo sie hätten nützlich werden können.

„Herr Necker mißfiel sowohl den Anhängern des Despotismus, als den leidenschaftlichen Freunden der Freiheit. Er hat nicht nur die königliche Macht, sondern selbst das auf Mißbrauch gegründete Eigenthum der privilegirten Classen vertheidigt. . . . Er befand sich in Verhältnissen, die denen glichen, in welche der Canzler de l'Hopital zwischen Catholiken und Protestanten gestellt war.“

Dieser Vergleich ist durchaus unpassend. Was ist ein auf Mißbrauch gegründetes Eigenthum anders, als Mißbrauch selbst und Usurpation? Warum bemühte sich Herr Necker, einen großen Akt der Gerechtigkeit, eine dringende, von der ganzen Nation geforderte Maßregel aufzuhalten? Giebt es eine andere Antwort, als weil diejenigen, die in der Nähe und mächtig waren, einen größeren Eindruck auf ihn machten, als die Entfernten und durch Vereinzelung Schwachen!

Frankreich forderte eine Wiedergeburt und Bürgschaft durch Institutionen. Wo ist die Analogie zwischen diesen Wünschen der Nation und den Händeln der beiden Sekten, wovon eine die andere ausrotten will? Hier handelte sich's nur um Ausrottung der Mißbräuche.

Ich bin mit Frau von Stael vollkommen einverstanden, daß die Moral einem Staatsmanne unentbehrlich seye;

und alle Welt wird es billigen, daß Herr Necker ihre Vorschriften nie vergessen habe. Die Moral aber gebietet nicht, Plane zu verfolgen, die für unausführbar anerkannt wurden. Dieß thut man jedoch, wenn man halbe Maßregeln ergreift, im Betragen einen schiefen Gang nimmt, und sich demüthig fremdem Irrthum unterwirft. Man mußte auf den Zweck verzichten oder andere Mittel ergreifen. Unterdessen entfloh die Gelegenheit, die Gemüther erhitzten sich, — — und so setzt man auf Rechnung der andern, was ein Resultat eigener Unvorsichtigkeit war. Daraus, daß man das Gute habe thun wollen, ist noch nicht zu schließen, daß man gut gethan habe.

Fünftes Capitel.

Von den Planen des Herrn Necker in Bezug auf die Finanzen.

Frau von Stael entwickelt in allgemeinen Ausdrücken die Grundsätze, welche ihren Vater bei Verwaltung der Finanzen geleitet haben, und antwortet auf die Vorwürfe, welche dieser Verwaltung gemacht wurden. Als Tochter des Meisters schildert sie mit vieler Klarheit die ökonomischen und politischen Vortheile des Credits, dieser großen Erfindung, welche die Regierungen mit den Völkern verbunden hat. Es ist jedoch zu zweifeln, ob ihre Gründe zu Gunsten des Anlehens auf Leibrenten, das unter Herrn Necker eröffnet wurde, genügen werden.

Der aus der Moral entlehnte Vorwurf ist der schwächste unter allen, die vorgebracht werden können. Nicht deswegen allein, weil es die Väter verleitet, im Voraus das Vermögen zu verzehren, das sie ihren Kindern hinterlassen sollten, wurde das Anlehen getadelt; sondern weil es, im Verhältniß zu den Anlehen, die nicht mit dem Tode erlöschen, eine doppelte Last wird, folglich die Hülfsquellen vermindert, und überdem eine Last ohne Schadloshaltung ist. Ein Anlehen beabsichtigt, Geld gegen Zinsen zu erhalten. Dasjenige Verfahren, welches ein doppeltes Capital für die gleiche Summe der Zinsen verschafft, ist in jeder Rücksicht vorzuziehen. Folglich steht das Anlehen auf Leibrenten wenigstens um die Hälfte im Nachtheil gegen das beständige Anlehen.

Bei den Leibrenten ist das Capital verloren; bei dem

stehenden Anlehen wird es erhalten, es circulirt, und leistet im Umlauf denselben Nutzen wie Gold und Silber, oder wie das solideste Eigenthum. Unter diesem Gesichtspunkt hört aller Vergleich auf, und zeigt sich die Unmöglichkeit, das Anlehen auf Leibrenten zu vertheidigen.

Das Beste, was ich über das Neckersche Anlehen gehört habe, und wovon Frau von Stael schweigt, ist, daß zu einer Zeit, wo der Gebrauch des Credits in Frankreich als etwas ganz Neues erschien, Herr Necker, um die Bedürfnisse zu decken, sich genöthiget sah, gleichsam an alle Thüren anzuklopfen, sich in die verschiedenen Ansichten der Capitalisten zu fügen, und mancherlei Vorurtheilen nachzugeben. Dieß ist Thatsache, und über Thatsachen streitet man nicht. Indessen ist es auch wahr, daß ein vorübergehender Umstand nichts in den Grundsätzen ändert.

Ich kann dem Reiz nicht widerstehen, folgende Stelle abzuschreiben, nicht um sie zu widerlegen, sondern weil sie mir in der Folge zu Vergleichungen Gelegenheit geben wird, und weil sie schon hier nützliche Bemerkungen veranlassen kann.

„Ist es nöthig, auch denen zu antworten, welche Herrn Necker tadeln, daß er nicht das System der Abgaben verändert und die Salzsteuer abgeschafft, daß er nicht die Staats-Länder *), welche davon ausgenommen waren, gleichfalls einer Auflage auf das Salz unterworfen habe? Es war nicht weniger als die Revolution selbst erforderlich, um die besonderen Privilegien abzuschaffen. Ein

*) Pays d'état wurden in Frankreich die am spätesten mit der Krone vereinten Provinzen genannt, welche durch Provinzial-Landstände verwaltet wurden. A. d. Uebers.

Minister, der gewagt hätte, sie anzugreifen, hätte nur einen dem königlichen Ansehen schädlichen Widerstand geweckt, ohne irgend ein nützliches Resultat zu erhalten. Die Privilegirten waren vor vierzig Jahren in Frankreich allmächtig, nur das Interesse der Nation war ohne Kraft. Die Regierung und das Volk, die doch zwei wesentliche Theile des Staats sind, vermochten nichts gegen diese oder jene Provinz, gegen diese oder jene Körperschaft; ein buntscheckiges Gewebe von Vorrechten, die Erbschaft ehemaliger Ereignisse, hinderten selbst den König, etwas für das allgemeine Beste zu thun."

Ich nehme diese Anerkennung der Frau von Stael zu den Akten. Wir werden bald sehen, in wie weit sie sich dieses so stark als deutlich ausgesprochenen Eingeständnisses erinnern wird.

Schon in diesem Capitel, einige Zeilen weiter unten, will Frau von Stael Herrn Necker vertheidigen, daß er seinen compte rendu öffentlich bekannt gemacht. Da heißt es: „Herr Necker befand sich, wie ich bereits gesagt habe, in einer Lage, die jener des Canzlers de l'Hopital ähnlich war. Er that keinen Schritt auf der politischen Bahn, ohne daß ihm die Neuerer seine Bedächtigkeit, und die Anhänger der alten Mißbräuche seine Verwegenheit zum Vorwurf machten."

Es läßt sich, wie auch ich bereits gesagt habe, die Lage des Canzlers de l'Hopital durchaus nicht mit jener des Herrn Necker vergleichen, am allerwenigsten zur Zeit des compte rendu. Unter l'Hopital befanden sich Katholiken und Protestanten in offenbarem Kriege; der Hof war für die Katholiken, und politische Interessen kamen hinzu, die Unordnung und Verwirrung zu vermehren. L'Hopital war der einzige Mann, der das

Bedürfniß des Vaterlands und der Menschheit verstand. Er hatte mit tagtäglichen Uebeln zu thun, und die Noth heischte in jedem Augenblick Mittel zur Abhülfe. Wer zwang aber Herrn Necker, seine Rechnung dem Publikum vorzulegen? Die Nothwendigkeit etwa, den Credit herzustellen oder zu befestigen? Seine Operationen waren geendet, als er den compte rendu drucken ließ. — Oder das Zutrauen, das an seinen persönlichen Einfluß gebunden war? Er war nicht mehr Minister. Ich für meine Person freue mich über diese Bekanntmachung; was auch ihr Bewegungsgrund seyn mochte, es war eine glückliche, und eine sehr glückliche Neuerung; aber es war eine Neuerung, die überdieß Niemand erwartete. Herr Necker war also selbst ein Neuerer. Und was ist denn Böses dabei, wenn man ein Neuerer ist, wo es auf Verbesserung des Schicksals der Völker ankommt? Diejenigen unserer Könige, welche sich am meisten ausgezeichnet, die Minister, welche den größten Ruhm erworben haben, von Saint-Eloy und den Abbee Suger an bis auf Herrn Necker, waren insgesammt sehr große Neuerer.

Welch ein Unterschied ist nun zwischen Herrn Necker und den Neuerern, deren Lob Frau von Stael wohl nicht beabsichtet, indem sie ihnen diesen Namen giebt? Warum schildert sie sie als Antagonisten ihres Vaters? Sie wollten höchstens die Privilegien der Provinzen und der in Frankreich allmächtigen Körperschaften aufheben. Und diese Privilegien waren ja unverträglich mit den von Herrn Necker gefaßten und vor der Revolution bekannten Planen. Entweder hatte Herr Necker Unrecht, daß er diese Plane entwarf und publizirte, oder die Neuerer hatten Recht, daß sie die Mittel wollten, wodurch allein sie ausgeführt werden konnten; sie waren um nichts

mehr Neuerer als Herr Necker, aber sie sahen heller. Es ist jetzt nicht die Zeit, ihnen ein Verbrechen daraus zu machen; die Nation hat, wenn nicht die Plane, doch die Absichten des Herrn Necker feierlich angenommen. Will Frau von Stael ihren Vater entschuldigen, so soll sie diejenigen nicht gehässig machen, die wie er dachten, und nur besser sahen. Ueberdem ist ihre Mühe doch bei den Herren verloren, um deren Versöhnung es ihr zu thun ist; sie werden trotz allen Erklärungen der Frau von Stael fortfahren, ihren Vater zu verdammen.

Furchtsame Gemüther beginnen die Revolutionen; die kühneren Geister, welche sie fortsetzen und vollenden, würden sie vielleicht nicht angefangen haben, weil sie mit einem Blick die Größe der Unternehmung und der Hindernisse überschauen; sie zeigen sich erst, wenn bereits überall Unsicherheit, Schrecken und Unordnung vorhanden; und ihre Vorgänger selbst, die den ersten Anstoß gegeben, verdammen sie. In dieser Gattung von Ereignissen hält sich Jeder für den Mittelpunkt, und glaubt, sein Kopf sey der Maßstab aller menschlichen Einsicht. Daher die unklugen Vorwürfe von Seiten solcher Menschen, die nicht einmal wissen, in welchen Zustand sie selbst die Dinge gesetzt haben; die noch weniger begreifen, wenn man sie vor Spott und Schande rettet; — denn je größer die Unternehmung, um so schimpflicher ist es, sie aufzugeben, oder gelassen zuzusehen, wenn sie eine dem vorgesteckten Ziele entgegengesetzte Richtung nimmt.

Frau von Stael befindet sich in einem noch auffallenderen Widerspruch mit ihrer Meinung über die Privilegien, wenn sie sagt:

„Herr Necker leistete also der Krone einen ausgezeichneten Dienst, als er die Kosten des Kriegs durch Er-

sparnisse und verständige Schonung des Credits deckte; denn neue Lasten reizten die Nation und populariſirten das Parlament, dem ſie Gelegenheit zum Widerſtande gaben. Ein Miniſter, der eine Revolution dadurch verhüten kann, daß er das Gute thut, ſoll ſich davon nicht durch ſeine perſönliche politiſche Meinung ableiten laſſen. Herr Necker ſchmeichelte ſich, er würde durch Ordnung in den Finanzen die drohende Criſis wenigſtens noch um einige Jahre abwehren können. Hätte man ſeine Plane in der Verwaltung befolgt, ſo wäre dieſe Criſis vielleicht eine gerechte, allmählige und heilſame Reform geworden."

Frau von Stael ſagt im Anfange ihres Werkes, die Revolution ſey unvermeidlich geweſen; ſo eben haben wir geleſen, daß die Privilegirten mächtiger als der König waren; daß die Revolution allein ſie zur Vernunft bringen konnte, und hier, Dank ſey es den Einſichten des Herrn Necker, bringt Frau von Stael auf die liebreichſte Art von der Welt, Reformen zu Stande, die ſie einige Zeilen weiter oben für unmöglich hielt. So macht man Bücher, — ſelbſt mit viel Geiſt!

Ich habe auch über die Revolution gedacht, und immer nur ein einziges Mittel geſehen, einer langen, beſchwerlichen und grauſamen Criſis vorzubeugen. Alle Angaben, wie man ſie hätte verhindern, oder auf eine weniger raſche, mildere, Allen angenehmere Art hätte leiten können, kann ich nur für Täuſchungen erkennen, die nicht einmal möglich geweſen wären, wenn man die letzten Begebenheiten, die wir erlebt haben, mit einiger Aufmerkſamkeit geprüft hätte.

Man nehme an, daß eine Regierung, oder vielmehr ein König, durch unzweideutige Zeichen von ſeiner ganz ungewöhnlichen Lage benachrichtet, in der Abſicht, ſie beurtheilen zu können, und zu erfahren, welche Maßre-

geln er zu ergreifen habe, sich über alle gemeinen Rücksichten hinaussetze. Er sieht, daß im Staate nichts mehr in Harmonie sey mit der Stimmung der Gemüther, oder mit der öffentlichen Meinung, welche nichts anders ist, als der herrschende Begriff von dem allgemeinen Interesse. Eine Reform in der politischen, sittlichen und religiösen Ordnung, in der Gesetzgebung und Verwaltung scheint ihm unvermeidlich; er übersieht ihren ganzen Umfang, indem er überall ihre Nothwendigkeit findet. Er erschrickt nicht vor Schwierigkeiten des Unternehmens, vor Art und Zahl der Hinderniße; indem er die Theile seiner weitausgedehnten Plane gehörig einander unterordnet, vergißt er nicht die Mittel zur Ausführung vorzubereiten. Nachdem alle Einleitungen getroffen, erschallt endlich seine Stimme. Sein Wille wird offenbar; die neue Ordnung ist in demselben Augenblick eingeführt und proklamirt. So entsprang Minerva gerüstet aus Jupiters Haupte. Alle Maßregeln sind so weise berechnet, daß jeder Widerstand überwunden ist, ehe er sich noch zeigen kann. Moses, begeistert vom Ewigen, stark durch die Kraft seines Armes, verkündet die Gebote, die er unter Blitz und Donner empfing; er schmettert nieder, was sich ihm widersetzt; er gründet das System, das sich durch Jahrhunderte durchgeschlagen hat, und noch in einem zerstreuten, heimathlosen Volke uns in Erstaunen setzt.

Die gesammte Nation wäre in Frankreich der Arm des Ewigen gewesen; doch wo war vor dreißig Jahren der Mann, der sich zu dieser Höhe erhoben hätte? Wir waren schwache, der Ohnmacht preißgegebene Creaturen, die kaum verstanden, von der Thorheit des vorigen Tages einigen Nutzen zu ziehen. Wollten wir vorwärts schreiten? — der Weg führte durch tausend Hinderniße, tausend Gefahren. Nur mühselig, von Miß-

griff zu Mißgriff, von Sturz zu Sturz, konnten wir zu dem großen, erwünschten Resultat gelangen, das keine Weisheit eines Einzelnen uns gleich Anfangs zu verbürgen vermochte.

Das ersehnte Gut aber von Ferne zeigen, es in kleinen Theilen, in langen Zwischenräumen abreichen, und überdieß verlangen, daß die Menschen es gleich bezahlen, wie Herr Necker nach seiner Weisheit und Moral sich vorsetzte; und wie Frau von Stael für sehr möglich hielt; — heißt sich schlecht auf die Würdigung so gebieterischer Umstände verstehen. Lieber sich ganz davon entfernt gehalten!

Sechstes Capitel.

Von den Planen des Herrn Necker in der Verwaltung.

Frau von Stael will in diesem Capitel vorzüglich zwei Dinge beweisen: Erstens, daß die Provinzial-Versammlungen, an die bereits Turgot gedacht, mit denen aber einen Versuch zu machen Herr Necker den Muth gehabt, weder den Grundsätzen der Monarchie, noch der königlichen Autorität im geringsten zu nahe traten; daß diese Versammlungen dem hohen Adel seinen Einfluß auf die Provinzen wiedergeben, und dadurch den Einfluß der Stadt Paris auf das übrige Frankreich mindern sollten; daß Herr Necker durch ihre Zusammenberufung keineswegs den Parlamenten das Nützliche ihrer politischen Macht rauben wollte, weil er zu gleicher Zeit eine Steuer-Vermehrung ihrer Sanktion unterwarf.

Zweitens sucht sie zu beweisen, daß diese Provinzial-Versammlungen die willkührliche Herrschaft beschränkt, daß sie nach und nach alles Gute herbeigeführt, alles Böse entfernt, und die Zusammenberufung der Reichsstände nicht gehindert hätten; daß sie im Gegentheil, ohne gewaltsame Sprünge, unmerklich zur repräsentativen Regierung geführt haben würden; daß sie für den Augenblick ein kräftiges Mittel waren, die öffentliche Meinung zu befriedigen. Mit einem Wort, die Provinzial-Stände sind ihr die politische Universalmedizin. Es läßt sich nicht angenehmer träumen!

Indessen war der hohe Adel mit dieser Art von Bestand nicht zufrieden, und die Parlamente fanden sich wenig durch die Gunst des Herrn Necker geschmeichelt;

sie widersetzten sich vielmehr der Neuerung. Auch die Hofleute erhoben ein großes Geschrei, und die Geistlichkeit, gewohnt, sich in Alles zu mischen, was sie nichts angeht, prophezeite Unheil. So war diese Institution nichts, als ein neues Räderwerk in der Maschine, das nur die Stockung vermehrte und alle andere Theile in Verwirrung brachte. Der Grund davon ist einfach: die Provinzial-Versammlungen waren bis zu einem gewissen Grade ein volksthümliches Element, das die Privilegirten zurückstoßen mußten; und dann wollten die Parlamente über ihre Vorrechte und persönliche Sicherheit sich in keinen Vergleich einlassen. Schon in seiner Anlage also konnte das Vorhaben des Herrn Necker keine Hoffnungen begründen; noch weniger können wir gegenwärtig bedauern, daß es mißglückte. *)

Ich halte mich nicht länger bei diesem Capitel auf, das im Grunde keinen andern Zweck hat, als zu zeigen, die Weisheit des Herrn Necker sey ohne Beispiel und seine Voraussicht ohne Grenzen gewesen; er verdiene daher den Dank aller Stände, von den höchsten bis zu den niedrigsten. Ich will darüber nicht streiten; halte mich jedoch verpflichtet, einige Unrichtigkeiten in den einzelnen Sätzen nachzuweisen.

Frau von Stael nimmt z. B. als Grundsatz an, daß die Abwesenheit des Glücks zur Unsittlichkeit führt; sie macht daher den Schluß: Weil

---

*) In einem deutschen Staate, wo man sich vielleicht noch nicht stark genug für eine National-Versammlung fühlte, wollte man, zur Beschwichtigung der öffentlichen Meinung, einstweilen Provinzial-Stände berufen. Als ob anderswo als in der Einheit die Stärke zu finden wäre. Es scheint fast, daß die Lehren der Geschichte ganz ohne Nutzen gegeben werden. A. d. Ueb.

Elend und Unwissenheit in Frankreich gleich groß waren, so habe deswegen das französische Volk sich so grausam in der Revolution gezeigt. Ich bitte Frau von Stael, deren Andenken ich keineswegs beleidigen will, tausendmal um Verzeihung, aber ich muß es sagen, daß nichts ungerechter seyn kann, als eine solche Anklage. In dem fürchterlichen Brande der Revolution, den der strafbarste Widerstand gegen das Heil des Vaterlandes erregt hatte, wurden ohne Zweifel Ausschweifungen begangen; es konnte nicht anders seyn. Wenn aber in einer Feuersbrunst Diebe die unvermeidliche Unordnung und Verwirrung benutzen, darf man alle Menschen, welche sich dabei für das allgemeine Wohl den größten Gefahren aussetzen, eben auch für Räuber erklären? Daß die Feinde der Revolution, diese ewigen Geißeln des Vaterlandes, die noch zur Stunde seine Schande sind, eine solche Sprache führen, wird Niemanden befremden; aber Frau von Stael! — Ich bin überzeugt, sie würde diese unwürdigen Worte ausgestrichen haben, hätte sie ihr Werk von Neuem durchsehen können.

Und ist die ungebändigte Vorliebe für den hohen Adel, wovon dieses Werk mehrere Beweise liefert, nicht auch eine Verkehrtheit in der Tochter des Herrn Necker?

„Die Großen, sagt sie selbst, waren in Frankreich ziemlich unwissend, weil sie nichts dabei gewannen, wenn sie unterrichtet waren.“ — Weil sie die Kenntnisse unter ihrer Würde hielten. — „Die Anmuth in der geselligen Unterhaltung, wodurch sie sich am Hofe beliebt machten, führte unfehlbar zu Ehrenstellen.“ — Ein Beweis der Armseligkeit, welche in diesem Lande herrschte, und eine hinreichende Erklärung, warum der Staat so gut regiert wurde. — „Diese oberflächliche Erziehung verursachte zum

Theil den Untergang des Adels.“ — Welches Uebel hat denn dieser Untergang herbeigeführt? War ohne denselben Erleichterung für die andern Bürger zu hoffen? — „Er konnte nicht mehr den Kampf gegen den dritten Stand aushalten.“ — Und wäre er fleißiger und geschickter gewesen, hätte er, wenn man die Zahl der Köpfe in Anschlag bringt, besser mit Hülfe der Talente, als mittelst der Stärke, gekämpft? *) — „Er hätte suchen sollen, sie zu übertreffen.“ — Wo ist hier die Nothwendigkeit! Besser wäre der Rath gewesen, daß die Edelleute hätten suchen sollen, vernünftige Menschen und gute Bürger zu werden. „Die Provinzial-Versammlungen hätten allmählig die Großen dahin gebracht, daß sie durch Kenntnisse der Verwaltung den Vorrang behauptet hätten.“ — Noch einmal, was wäre durch diesen Vorrang gewonnen worden, da der Adel ohnehin schon den übrigen Theil des Menschengeschlechts mit Uebermuth und Verachtung belastete? — „Wie sie einst durch den Degen die Ersten waren.“ — Als sie allein das Recht hatten, das Schwert zu führen. — „Der öffentliche Geist in Frankreich würde der Errichtung freier Institutionen den Weg gebahnt haben.“ Auf solche Art hätte man, um freie Institutionen zu erhalten, warten müssen, bis die

*) In gewöhnlichen Kämpfen sind die Talente allerdings von großer Bedeutung; in dem fürchterlichen Sturm der Revolution aber konnten sie nur dann den Sieg befördern, wenn sie für das allgemeine Interesse stritten, das nun einmal, wie durch eine Naturnothwendigkeit oder ein Gottesurtheil, über den Widerstand der Privilegirten, auch ohne Hülfe der Talente, triumphiren sollte. Natürlich war der Untergang des Adels um so unaufhaltsamer, da sich die Talente in die Reihen seiner Gegner stellten. A. d. Ueb.

Provinzial = Versammlungen eingerichtet waren, bis sie ihre Wirkung geleistet, und bis die großen Herren die Gefälligkeit gehabt, sich zu etwas tauglich zu machen. *)

Die Hauptsache, worauf alles ankommt, ist, daß die Regierung sich darauf verstehe, in der Verwaltung nur geschickte Männer, wo immer sie zu finden sind, anzustellen, unter der Bedingung, daß die großen Herren nie einen Vorrang vor ihnen haben sollen. Die Großen waren unsere politische Krankheit. Dieß ist es, was Frau von Stael nicht eingesehen, und was ich im zweiten Capitel bewiesen zu haben glaube.

---

*) In Deutschland haben auf den adelichen Landtagen die sogenannten großen Herren Gelegenheit genug gehabt, sich mit den öffentlichen Angelegenheiten bekannt zu machen; auch soll hier der Adel, (wenigstens nach der Versicherung eines berühmten Redners), vor den Bürgerlichen den Vorsprung der Bildung voraus haben. Gleichwohl bemerkt man nicht, daß, wo der Adel herrscht, er sich die Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes sehr zu Herzen nähme. Bailleul scheint also Recht zu haben, daß es ungefähr gleichgültig sey, ob der Adel unwissend oder unterrichtet sey; überall setzt er sich den Ansprüchen des Volks entgegen, welches doch nur seine von Gott ihm ertheilten Menschenrechte reklamirt. Die ehrenvollen Ausnahmen Einzelner vom Adel machen die Anmaßung der großen Mehrheit nur um so unleidlicher.

Anm. d. Uebers.

Siebentes Capitel.

Der Amerikanische Krieg.

Sehr ernste Untersuchungen ließen sich über dieses Capitel anstellen. Ich glaube nicht, daß selbst jetzt, da wir die Begebenheiten kennen, es allgemein entschieden sey, Ludwig XVI habe Unrecht gehabt, sich in den Krieg zwischen Amerika und England zu mischen. Auch ohne unmittelbaren Antheil an den Begebenheiten jener Gegenden zu nehmen, hätten sich die Franzosen für sie interessirt. Der Geist, von welchem sie ausgingen, wäre in Frankreich bekannt geworden, auch wenn nicht einige enthusiastische französische Krieger uns persönlich Bericht darüber erstattet hätten. Dieß gehört nur zu den kleinern Zuschüssen, wodurch sich der Parteigeist verstärkt, und die der besonnene Mann auf ihren wahren Werth, d. h. ungefähr auf nichts, zurückführt.

Die französische Regierung hatte nicht zu erwägen, ob, „nach den Grundsätzen der Monarchie, es ihr gestattet sey, die Empörung zu begünstigen;“ es war genug, daß sie in England ihren Feind und die Gelegenheit günstig fand, diese Macht in ihren Unternehmungen zu hemmen.

England hatte mehr als einmal ohne vorherige Kriegserklärung Feindseligkeiten gegen unsern Handel ausgeübt und ihn zerstört. Vierzehn Jahre vor dem Kriege mit seinen amerikanischen Kolonien vernichtete es unsere Etablissements in Indien; es hatte sich Canada's und unserer Fischereien von Neufoundland bemächtigt. Wie viel war nicht für unsere Besitzungen auf den Antillen von

einer unersättlichen Macht zu besorgen, die Meister war aller Nordamerikanischen Küsten, von der Baffin-Bai an bis zum Mexicanischen Meerbusen? Es war also kein Krieg der bloßen Rivalität, wie Frau von Stael behauptet; es war ein Krieg der Vorsicht und für die Sicherheit.

Ihre Ansicht ist nicht richtiger, obgleich sehr verbindlich für England, wenn sie vorgibt, „Frankreich hätte größere natürliche Quellen des Wohlstands, und viel weniger Macht und Erfahrung zur See; daher es im Frieden erstarke, und durch einen Seekrieg in Verfall gerathe.“

Solche Vorurtheile sind eine wahrhaft heillose Sache; noch verderblicher ist die Wuth, welche sie unterhält und fortpflanzt. Gibt es da natürliche Quellen des Wohlstandes, wo es keine verhältnißmäßigen Ausgänge gibt? Und gibt es gesicherte Auswege, wo das Meer von einem mächtigen Nachbar geschlossen werden kann? Weil man irgend einen Vorzug hat, soll man deswegen einen andern, der uns ebenfalls zu Gebote steht, vernachlässigen? Haben wir nicht eine große Ausdehnung der Küsten an drei Meeren? Fehlt es uns an Menschen oder an Muth? Haben unsere Seeleute nicht in hundert Schlachten Beweise von Geschicklichkeit abgelegt? Die Fehler, die man uns vorwerfen kann, sind die Fehler einer Regierung, der es an Organisation gebrach; es sind die Folgen verderblicher Institutionen, die nicht mehr existiren.

Wir werden zur See seyn, was wir zu Lande waren, so bald man uns die Erlaubniß dazu gibt. Es erfordert keinen großen Aufwand von Geistesanstrengung, um Vortheil von Franzosen zu ziehen: man lasse sie nur gewähren. Man entferne von den Häfen die Intrigue und

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

die Unwissenheit, und man wird sich bald überzeugen, was ein Seekrieg in den Händen freier Franzosen sey.

Der Friede kann eine schwache Macht verderben. Ein Seekrieg, wenn er nothwendig geworden, kann nur dann in Verfall bringen, wenn er unvorbereitet überrascht, und wenn er schlecht geführt wird.

Achtes Capitel.

Entlassung des Herrn Necker im Jahr 1781.

Frau von Stael will fortwährend beweisen, daß ihr Vater, wenn er das Ministerium behalten hätte, eine Revolution, wenigstens so lange Ludwig XVI lebte, verhindert haben würde; indem er keinen andern Zweck hatte, als den König zu vermögen, selbst alles das Gute zu thun, was die Nation verlangte. Das heißt: er hätte selbst alles Gute thun sollen, das er zu thun außer Stande war, und welches, nach frühern Aeußerungen der Frau von Stael, ohne Revolution nicht geschehen konnte. Mit andern Worten: Herr Necker hätte die Revolution verhindert, oder auf spätere Zeiten verschoben, wenn er die Revolution im Namen Ludwigs XVI gemacht hätte. Frau von Stael kommt immer wieder auf diesen Gedanken zurück. „Hätte er (Hr. Necker) den Tod des ersten Ministers abgewarret, so hätte er dessen Stelle erhalten;“ (nichts ist weniger sicher). „Die Regierung Ludwigs XVI wäre wahrscheinlich friedlich gewesen, und die Nation hätte sich unter einer guten Verwaltung, (der sich alle mächtigen Körperschaften widersetzten) zu der Mündigkeit vorbereitet, die ihr gebührte . . . . . Zu der Bestürzung über Neckers Entlassung gesellte sich eine dunkle Furcht vor der politischen Krise, womit man bedroht war, und welche die Weisheit des französischen Ministeriums allein verzögern oder verhindern konnte. — Vielleicht hätte der König, unterstützt von der großen Popularität Neckers, noch alle die Ver-

besserungen ins Werk setzen können, die zur Herstellung der Ordnung in den Finanzen nothwendig waren. — Als der Erzbischof von Sens ins Ministerium gerufen wurde, that es ihm (Necker) noch weh, nicht ernannt zu seyn; als ich aber im Jahre 1788 ihm nach Saint-Ouen die Nachricht brachte, daß er Minister sey, sagte er: „Ach, warum hat man mir nicht diese fünfzehn Monate des Erzbischofs von Sens gegeben! Jetzt ist es zu spät!“

Dennoch nahm er die Stelle an.

Und dieselbe Frau ist es, welche dreißig Jahre nach den Ereignissen, in demselben Werke (Seite 125 u. 126 des Originals) schreibt:

„Wir wollen, sagen die einen, daß die politischen Veränderungen bei einem gewissen Punkt Halt machen; nein, sagen die andern, man muß noch etwas weiter gehen. — Ganz Recht, aber die Bewegungen in einem großen Volk lassen sich nicht nach Willkühr unterdrücken. Fängt man einmal damit an, seine Rechte anzuerkennen, so ist man genöthigt, alles zu bewilligen, was die Gerechtigkeit fordert.“

Hier ist eine noch auffallendere Stelle: „Endlich sah sich das Ministerium genöthigt, die Reichsstände im Namen des Königs zu versprechen; aber es setzte die Zusammenberufung auf fünf Jahre hinaus, als ob die öffentliche Meinung in diesen Aufschub ihres Sieges hätte willigen können!“

Diese öffentliche Meinung, aufgeregt durch so viele Ursachen, und namentlich durch die Ideen, Druckschriften und Neuerungen des Herrn Necker, nachher durch die weise Langsamkeit seiner Berechnungen geleitet, hätte also wohlwollend ihre Mündigkeit bis zu dem von Herrn Necker festgesetzten Zeitpunkt aufgeschoben?

Der Leser sieht ohne Zweifel, daß ich nur deswegen von Herrn Necker spreche, weil es hier auf den Grund der Ereignisse ankommt. Es ist nicht genug, wenn ich sage, daß dieser Minister sich in seinen Ansprüchen und Hoffnungen täuschte; ich kann es, nach dem, was man so eben gelesen, nicht verschweigen, daß er, weit entfernt, das Geheimniß zu besitzen, Revolutionen zuvorzukommen oder ihnen eine andere Richtung zu geben, nicht einmal einen Begriff hatte von dem Charakter, der Tiefe und Gewalt des Widerstandes, mit welchem er zu kämpfen hatte. Er war so gütig, für seine persönlichen Feinde solche Menschen zu halten, die sich wenig um seine Person bekümmerten, aber mit sehr offenen Augen auf einen Protestanten sahen, der sich mit neuen Ansichten ankündigte. — Von der Zeit des Ministeriums der Herren Turgot und Malesherbes muß man die Bildung, oder vielmehr den nähern Verein der Anhänger jener beiden Parteien herrechnen, welche noch gegenwärtig in Frankreich kämpfen: der Anhänger der philosophischen und jener der unphilosophischen Ideen; des Volks und der Aristokratie; der Nation und der Privilegirten. Sonach war die herrschende Partei bereits damals, als Herr Necker zum erstenmal ins Ministerium kam, fest entschlossen, ihn zu beobachten und in Allem zu bekämpfen, was den Anschein einer Neuerung haben würde. Diese Partei wollte sich nicht nur durchaus auf keine Aenderung, die man für Verbesserung ausgeben würde, einlassen; sie beabsichtete vielmehr, Alles zur frühern Finsterniß zurück zu führen, weil diese allein die Aufrechthaltung ihrer Vorrechte begünstigen konnte.

Frau von Stael behauptet in diesem Capitel, ihr Vater wäre durch Herrn von Maurepas entfernt worden, und in den ersten Zeilen des neunten Capitels, es wären

die Parlamente gewesen, welche die Entlassung der Herren Turgot und Necker bewirkten. Necker kannte die Opposition der Parlamente, und gleichwohl schmeichelte er sich: man würde ihm erlauben, seine Verbesserungsplane ruhig zu entwickeln; die vornehmen Herren würden, aufmerksam auf das gegebene Signal, sich ruhig an den Platz stellen, den ihnen Herr Necker anweisen möchte! Die Eitelkeit allein hätte seine Absichten vereitelt; wie viel andere Interessen widersetzten sich ihnen! Herr Necker hatte so wenig als Frau von Stael einen deutlichen Begriff von dem wahren Charakter der großen Körperschaften vor und seit Ludwig XIV.

Ich habe mich bei diesen Widersprüchen der Frau von Stael aufgehalten, weil sie die gewöhnliche Klippe der leichten oder schwachen Geister sind, und weil sie selbst Menschen irre leiten, die tiefer denken, die aber mehr zu thun haben, als entfernten Epochen nachzuforschen. Es hängt indessen alles in den Begebenheiten zusammen; verliert man einmal den Faden, so ist's unmöglich, ihn wieder zu finden.

Der erste Nachtheil, der daraus hervorgeht, ist die Begünstigung der Vorurtheile über Gang und Nothwendigkeit der Ereignisse, wobei man sie so ansieht, als wären sie von dem Willen und der Person eines einzigen Menschen abhängig gewesen.

Der zweite, nicht weniger bedeutende Nachtheil besteht in der Verbreitung des Glaubens, als könne man also, wenn die politischen Verhältnisse auch bis zu einer gewissen Reife gelangt sind, die Begebenheiten beherrschen, sie verändern, aufhalten, vielleicht gänzlich verhindern; ein Irrthum, der die Quelle vieler ungerechten Beurtheilungen der Vergangenheit und vieler Mißgriffe in Absicht auf die Zukunft seyn muß.

Ich berühre kaum den besondern Umstand, an den Frau von Stael lobpreisend erinnert, daß nämlich Herr Necker, zum guten Beispiel für andere, auf jedes Gehalt seiner Stelle verzichtet hatte. Sie wundert sich, daß diese Uneigennützigkeit nicht den Zorn der Männer entwaffnete, welche ꝛc. . . . Sie ward ihm im Gegentheil sehr übel ausgelegt, und mußte es seyn. Noch heute erscheint, in Bezug auf den König, auf den Staat, auf die andern Minister und Beamten der Regierung, jene Großmuth als eine anstößige Unschicklichkeit. Der Wind, der die Segel des Herrn Necker spannte, muß sehr betäubend gewesen seyn, sonst hätte er es selbst gefühlt.

Frau von Stael berichtet, wie unter dem Einfluß des Herrn von Maurepas, ersten Ministers, Schmähschriften gegen ihren Vater im Publikum verbreitet wurden; wie Herr Necker vom Könige, als Entschädigung und Trost, einen öffentlichen Beweis seines Wohlwollens und seiner Gunst erbat, weil er ohne diese Bedingung das Ministerium nicht behalten zu dürfen glaubte. — Der König hörte ihn nicht. — Bei dieser Gelegenheit sagt Frau von Stael: „Je schwächer die Regenten sind, desto treuer hängen sie an gewisse Grundsätze von Festigkeit, die man ihnen in ihrer Kindheit beigebracht hat ꝛc.“ Ueber die Anwendung dieser Bemerkung ist kein Zweifel möglich. Gleichwohl hatte sie, Seite 25 gesagt: „Gewiß, wenn man einmal ohne Einschränkung von dem Willen eines Souverains abhängen soll, so verdiente Ludwig XVI mehr als jeder andere, was eigentlich kein Mensch verdienen kann.“

Entweder ist das Lob übel angebracht, oder der Tadel ist ungerecht.

Es ist unschicklich, so ernste Gegenstände mit diesem

Leichtsinn zu behandeln. Man soll weder den Königen schmeicheln, noch sie verläumden. Wenn Rücksichten, über welche man sich unmöglich hinaussetzen kann, nicht erlauben, die Wahrheit zu sagen, dann bleibt noch das Schweigen übrig.

Ich beschließe dieses Capitel mit einer Betrachtung, die vielleicht nicht ohne Interesse ist, besonders weil noch lange sich Gelegenheit finden dürfte, sie in Anwendung zu bringen.

Welche Begebenheit für Herrn Necker und für seine Angehörigen muß diese Verabschiedung aus dem Ministerium gewesen seyn! Man sieht aus dem Ton und den Ausdrücken der Frau von Stael, die vierzig Jahre nachher davon spricht, daß sie noch davon ergriffen ist, daß es ein Donnerschlag für die ganze Familie, der Gegenstand eines ewigen Bedauerns war. Frau von Stael spricht von der Geistesstärke ihres Vaters, und gesteht gleichwohl, „daß er auf seinen langen Spaziergängen zu Saint-Ouen oft wiederholte, wie er sich selbst verzehre durch sein Nachsinnen und seine Bedenklichkeiten," (weil er sich seine Entlassung als einen Fehler vorwarf). Sie erzählt, „daß er bitter den Verlust seiner Stelle beklagt hätte;" fügt jedoch hinzu: „weil er damals sicher war, viel Gutes zu stiften." — Man soll den Menschen Gutes thun, wenn man kann; wenn man es nicht kann, oder nicht mehr kann, so heißt es die Güte übertreiben, wenn man sich darüber todt grämt. Ueberdem setzt man sich der Gefahr aus, schlimmen Leuten zu nicht sehr verbindlichen Anmerkungen Gelegenheit zu geben. Turgot und Malesherbes waren eben verabschiedet worden, und dennoch hielt sich Herr Necker für unerschütterlich auf einem so gefährlichen Posten! Es ist eine Unschuld, eine

Naivetät in diesem Vertrauen, welche uns zeigt, wie unsere stärksten Geister noch sehr jung für etwas häkliche Geschäfte waren.

Herr Necker übernimmt zum zweitenmal das Ministerium (im Jahr 1788) obgleich zu spät, um Gutes thun zu können. Der Verlust dieses zweiten Ministeriums ergreift ihn nicht weniger als sein Rücktritt im Jahr 1781. Man höre die ersten Zeilen eines Buches, das er bei dieser Gelegenheit 1791 bekannt machte:

„Ein unglückliches Opfer einer Reihe von Ungerechtigkeiten, wie die Jahrbücher der Geschichte wenig Beispiele aufweisen, empfand ich die Last der bittersten Erinnerungen, und dennoch wollte ich meine schmerzlichen Empfindungen nicht verbreiten.“

Man muß das Loos der Menschen beweinen, wenn man dergleichen Verkehrtheiten selbst bei einem ausgezeichneten Manne wahrnimmt. Niemand soll über sich selbst und die Welt so durchaus falsche und ausschweifende Begriffe bewahren. Mehr Vernunft wäre dabei gewesen, wenn er ausgerufen hätte:

„Mein Gott! wie bin ich so glücklich! Geboren in der Dunkelheit, empfing ich von der Natur einige Geistes-Anlagen, die ich mit Fleiß und Mühe ausgebildet habe. Ich erlangte Geschicklichkeit, und hatte Gradheit des Herzens genug, ein ehrlicher Mann zu werden. Zu einem ehrbaren Geschäft angeleitet, hatte ich Gelegenheit, sehr reich zu werden. Mein Fleiß, meine Talente, mein guter Ruf und mein großes Vermögen zogen die Aufmerksamkeit des Ministers in einem schönen Königreiche auf mich. Vielleicht war ich weder der geistreichste, noch der geschickteste Mann; ich ward darum nicht weniger an die Spitze der Geschäfte in diesem Reiche gestellt. Ich liebte die Popularität, den Ruf, den Ruhm; ich gewann

die Liebe des Volks, erlangte Ruhm, und mein Name ertönte durch die Welt. Als ich meine Stelle verlor, (was früher oder später so kommen mußte, und was natürlicher und gewisser, als meine Erhebung war) blieb mir das Bedauern eines ganzen Volks, das mit Recht oder Unrecht mir Bewunderung geschenkt hatte. Ich habe nachher Bücher geschrieben, die jederman kauft und liest. Ich gelange von Neuem ins Ministerium, und dießmal nicht ohne Widerwärtigkeiten; doch was thut dieß, in Vergleich dessen, was mir hätte begegnen können, wenn mein guter Genius mich nicht ans Gestade meines schönen See's geführt hätte, in meine Einsiedelei, wo ich von den Winden gewiegt werde, die zu gleicher Zeit in den Blättern des nahen Haines rauschen. Mein Gott! wie bin ich so glücklich, und wie danke ich dir!"

So zeigen sich die Dinge unserm Geiste anders, nach dem Gesichtspunkte, aus welchem wir sie betrachten. Das ganze Leben des Herrn Necker, wenn er ein wenig bei der Vernunft angefragt hätte, bestand aus Elementen des Glücks.

Ich hoffe, man wird mir diese Abschweifung verzeihen; viele Leute könnten sich eine Lehre daraus nehmen. Auch erklärt sich, wie Frau von Stael manchen Widerspruch hätte vermeiden können, wenn sie ein wenig wahre Philosophie mit der Erinnerung an ihren Vater, seine Familie und seine Person, verbunden hätte.

Neuntes Capitel.

Umstände, welche die Zusammenberufung der Reichsstände herbeiführten. — Ministerium des Herrn von Calonne.

Frau von Stael sagt ausdrücklich, daß die Parlamente (von der Bildung der Provinzialstände durch ein von Hrn. Necker dem Könige überreichtes Memoire benachrichtigt,) weder in Aufhebung der Steuerfreiheit, noch in die Provinzialversammlungen willigen wollten. Man mußte also der Hoffnung entsagen, die Steuerfreiheit der Privilegirten aufzuheben; man durfte noch viel weniger daran denken, alle andere Privilegien anzutasten; man mußte selbst die Idee von Provinzialständen aufgeben, — dieses, (wie Frau von Stael meint) große Instrument aller Verbesserungen, wodurch allein die an Fehlern reiche Vergangenheit mit einer standhafteren, glücklichern Zukunft verbunden werden konnte.

Frau von Stael fügt hinzu: „Es lag im Geiste dieser Beamten, oder vielmehr der Körperschaft, wozu sie gehörten, keinen Fortschritt irgend einer Art zuzulassen .... Das Parlament von Paris war und blieb hartnäckig jeder neuen Idee fremd.“ — Um Fortschritte, und wären sie noch so geringe, machen zu können, mußte man diese Körperschaft auflösen: — da hätten wir also schon eine Katastrophe, eine Revolution? Wie soll man nun diese Nothwendigkeit und die Verbesserungen zusammen reimen, wodurch eine Revolution verhindert, oder wenigstens verzögert wäre?

Frau von Stael erkennt: „Es sey etwas ganz Anderes mit den Repräsentanten des Volks, welche

durch die von allen Seiten sich immer erneuernden Einsichten aufgeklärt sind, welche Theil haben an der sich immer erneuernden Kraft der Nation, die sie vorstellen.“

Da sind wir in dem Raum einiger Zeilen in ein viel weiteres, von Stürmen ungleich heftiger beunruhigtes Meer gerathen, als bei den Provinzialständen, von denen die herrschende Partei schon nichts wissen wollte.

Man täusche sich nicht: es gilt hier eine der wichtigsten Fragen. Wenn die großen Verbesserungen dadurch möglich waren, daß ein geschickter Minister sie wollte: so ist es ein Unglück ohne Gleichen, daß sie nicht auf diese Art zu Stande kamen; — man muß es ewig bedauern. Wenn aber erwiesen ist, daß sie so schlechterdings unmöglich waren, warum will man sie stets in entgegengesetztem Lichte zeigen, wodurch man die Einbildungskraft der Schwachen betrübt und schmerzhafte Erinnerungen wieder aufweckt? Diese widersprechenden Wirkungen bringt gleichwohl Frau von Stael nach einander hervor. Wenn sie an ihren Vater denkt, so soll alles dem Einfluß seines Genies weichen; wendet sie den Blick aber auf die Dinge, so sieht sie nichts als Hindernisse. Auf diese Art muß man bei ihrer ewigen Aengstlichkeit ihren bisweilen außerordentlicher Scharfsinn mit ihrer Aufrichtigkeit in Versöhnung bringen. Einfacher wäre es gewesen, ihre Vertheidigung nur auf die Absichten des Herrn Necker einzuschränken; diese waren unstreitig rein. Die Argumente der Unerfahrenheit, des Vorurtheils und des Unverstandes hätte sie ihm nicht aufbürden sollen.

Herr Necker erlaubt sich noch eine bemerkenswerthe Neuerung. Der König verbietet ihm, eine Denkschrift drucken zu lassen, welche die Anklag- beantwortet, die Herr von Calonne in der zweiten Ver-

sammlung der Notabeln vorgebracht, als hätte Necker in seinem Compte rendu nicht die Wahrheit gesagt; — und Herr Necker läßt das Memoire drucken.

Es genügt nicht, wenn Frau von Stael zur Rechtfertigung eines solchen Ungehorsams sagt: „Allerdings rieth der Ehrgeiz, sich dem Willen des Königs zu unterwerfen; da aber Neckers Ehrgeiz der Ruhm war, so machte er sein Buch bekannt.“ Ganz gut! die Bekanntmachung selbst konnte eine Handlung des Muthes seyn; in einem Lande aber, wo die Angelegenheiten des Staats zunächst als Angelegenheiten des Königs angesehen wurden, war der Ungehorsam gegen einen diese Staatssachen betreffenden Befehl etwas Unerhörtes, das nur bei anderm Geiste, bei andern Grundsätzen der Regierung gestattet seyn konnte. Es war eine Neuerung, die zu einer fremden Zukunft führte. — Ich mache deshalb Herrn Necker keinen Vorwurf; sein Unternehmen war nützlich, weil es dahin zielte, die Bande zu lösen, die uns von allen Seiten fesselten. Man muß aber die Dinge nicht anders darstellen, als sie sind. Dieß Faktum und die Rechtfertigung in den Ausdrücken, deren sich Frau von Stael bedient, sind ein neuer Beweis, daß sie in ihrem Werke oft den Faden verliert, der sie allein durch das Labyrinth führen konnte.

Zehntes Capitel.

Fortsetzung des vorigen. — Ministerium des Erzbischofs von Toulouse.

Die Weigerung der weltlichen und geistlichen Großen, Sitzung in der Cour pleniere zu nehmen, die der Erzbischof von Toulouse (de Brienne) errichten wollte, beweist von Neuem, daß sie entschlossen waren, jede Art von Neuerung zurück zu weisen. Diese Bemerkung führt zu einer andern von allgemeinerem Interesse.

Die Regierung konnte die Abgaben ohne neue Auflagen nicht bestreiten. Das Parlament versagte jede Zustimmung; und die Großen, statt sich mit dem Ministerium zu vereinen, mißbilligten laut seine Absichten. Wie sollte man hier einen Ausweg finden? Etwas Neues mußte vorgebracht werden. Und dieß waren die Reichsstände, die zuerst vom Pariser Parlament, sodann von der Geistlichkeit, und endlich von allen Classen der Bürger verlangt wurden. Frau von Stael hat sehr Recht, wenn sie behauptet, daß man diesen Entschluß nicht dem Herrn Necker zuschreiben könne. Gerechter aber gegen ihn, als seine Tochter, behaupte ich, daß er großen Antheil an den Ursachen hatte, wodurch die Gemüther in heilsame und unerläßliche Bewegung gesetzt wurden.

Eilftes Capitel.

Hatte Frankreich eine Verfassung vor der Revolution?

Es ist gewiß, was Frau von Stael nur zu glauben geneigt ist, daß die allmählige Vereinigung der, in Gewohnheiten und Ansprüchen verschiedenen Provinzen, eine der Hauptursachen war, warum „unter allen neuern Monarchien in Frankreich die willkührlichsten und wandelbarsten politischen Institutionen angetroffen wurden.“

Ich bedaure, daß sie diese Bemerkung nicht weiter ausgedehnt; sie hatte bereits gesagt, daß die königliche Autorität nichts gegen die Privilegien der Provinzen vermogte. In gewisser Rücksicht hätte dieß ein Schutzmittel gegen willkührliche Gewalt seyn können; von der andern Seite aber mußten Unordnung und Ungerechtigkeit daraus hervorgehen, wie auch die Erfahrung täglich bewies *). Diese Privatregierung in den Provinzen taugt schon an sich nichts; noch verwerflicher ist sie, wenn man sie in Bezug auf das Ganze betrachtet. Die Lasten waren un-

*) In Deutschland ist die Verwirrung, die aus den verschiedenen Provinzialrechten hervorgeht, wo möglich noch größer, als sie in Frankreich war. Nicht nur in jedem der 37 souverainen Staaten gilt ein anderes Gesetz, sondern oft selbst in den einzelnen Städten desselben Staates. So kann z. B. in Leipzig Recht seyn, was in Bautzen Unrecht ist. — Die Idee eines gemeinsamen Vaterlandes ist unter den Deutschen erwacht; aber, großer Gott! wie viel fehlt noch, bis in der Wirklichkeit diese Idee irgend Körper und Gestalt gewinnt! Anm. d. Uebers.

gleich vertheilt; die Begünstigungen der einen Provinz waren der andern unbekannt; die Privilegien, an sich schon eine Ungerechtigkeit, die einigen Landschaften vor den andern einen Vorzug gab, wurden ein Hinderniß mehr, die Verbesserungen einzuführen, welche die nicht privilegirten Provinzen verlangten. Betrachtet man einen solchen Zustand der Dinge, selbst abgesehen von vielen andern Rücksichten, so muß man fragen, ob er nicht den Grund und die Nothwendigkeit einer Revolution in sich schloß? *)

*) Obige Frage auf Deutschland angewendet, gibt zu sehr ernsten Betrachtungen Anlaß, die dadurch nicht unnütz werden, daß es gefährlich ist, sie öffentlich bekannt zu machen. Und warum ist es gefährlich? Weil, indem man warnt, man leicht für einen Revolutionär gehalten wird. Dieß ist Thorheit: kein Mensch ist so toll, daß er eine Revolution wünscht, und wäre er so toll, er könnte in seinem Wahnsinn keine Revolution machen, — so wenig als ein Arzt das kalte Fieber machen kann, wenn er auch weiß, daß dasselbe in gewissen Krankheiten heilsam gewesen ist. Es ist durchaus zweierlei; eine Revolution wünschen oder befördern, und eine Revolution voraussehen. Letzteres haben in Deutschland bereits mehrere Schriftsteller gethan, die nicht in den Verdacht kommen werden, Revolutionäre zu seyn. Ich erinnere nur an Herrn von Stourdza. Seine Gründe sind unzulänglich, und seine Vorschläge, die Revolution zu verhindern, sind es noch mehr. Nicht, weil es unruhige Studenten, Pöschelianer ꝛc. gibt, ist eine Revolution vorauszusehen; sondern weil bei der immer wachsenden Macht anderer Staaten Deutschland in seiner gegenwärtigen Verfassung nicht stark genug ist, seiner eigenen politischen Bewegung zu folgen; weil es nach wie vor sich an den Sieger anschließen muß, um einen Schein

Darf man erwarten, daß bei einem Volke, wo die Bildung sich immer weiter verbreitet und immer reicher entwickelt, die Gemüther nicht von solchen empörenden

---

von Selbstständigkeit zu retten: darum wird es, unter Umständen, die Niemand voraussehen kann, entweder eine Beute für die Fremden werden, oder im Sturm und Drang die Elemente seiner Stärke vereinen, und — wozu es von der Natur bestimmt zu seyn scheint, — eine Macht der ersten Größe werden. Es ist nicht von heute oder morgen die Rede, — ein Jahrhundert kann wie im Traume vorübergehen. Aber die ächte Politik soll voraussehen. Nicht die augenblickliche Stimmung der Gemüther, nicht die persönliche schöne Gesinnung der Fürsten entscheidet, sondern das Interesse, welches auf der Sicherheit beruht, fremden Zwecken die eigene Wohlfahrt nicht opfern zu müssen. Dieses Interesse, rein von allen Zufälligkeiten, aufzufassen, ist die erste Forderung, die an den Politiker ergeht. Wie wollte er die Sorge für die Bedürfnisse übernehmen, wenn er diese Bedürfnisse nicht kennt? — Und wird die Mehrzahl der Bürger ewig dieses Interesse verkennen? — Es ist hier noch nicht von dem Mittel der Befriedigung die Rede. Die Lage Deutschlands ist so sonderbar, daß mancher wohlwollende, friedliebende Mann erschrecken könnte, wenn er an die Mittel denkt, welche allein Deutschlands Selbstständigkeit sichern können. Prometheus sah auch schreckliche Dinge, die dadurch nicht verbessert wurden, daß er davor erbebte. Die Gutmüthigkeit täuscht sich leicht, und ist leicht zu täuschen. Aber Täuschung ist nicht Rettung, und ein Strafprediger wird dadurch nicht widerlegt, daß man ihn in Banden schlägt. — Die Zeit ist ernst. Der Leichtsinn, der sich über alle Bedenklichkeiten hinwegträumt, hat diese noch nicht überwunden; er hat großes Unrecht, auf die

Ungleichheiten ergriffen seyn werden? Wie? die Glieder desselben Staates sollen weder gleiche Gesetze, noch gleiche Rechte, weder gleiche Verwaltung, noch gleiche Lasten haben? Können so viele Ungereimtheiten und Ungerechtig-

---

Stimme der Warnung nicht zu achten. — Solche Warnungen, wie Herr von Stourdza anbringt, können freilich nur erbittern, weil sie auf einer falschen Ansicht der Dinge beruhen, und die Besorgnisse erwecken, als würden die Bedürfnisse, Rechte und Ansprüche des Volks, das doch wenigstens ein Theil des Staates ist, von den Vornehmen für ein Zeichen der Bösartigkeit angesehen, — als sey also keine Hoffnung auf Gewährung. — Eben so sind seine Vorschläge, wie man die Revolution verhindern solle, verwerflich. Den Fortschritten des menschlichen Geistes sind keine Dämme entgegenzusetzen; sie sind vielmehr zu befördern. Die Wissenschaften sind nicht nach Ordonanzen, sondern in der Freiheit des Gedankens zu bearbeiten. Die Presse ist nicht zu sperren, sondern von allen Banden der Willkühr zu befreien. Doch, durch alle diese, von der Vernunft gebotene, Maßregeln wird Deutschlands politische Lage noch nicht geändert. Wodurch diese auf eine, der geistigen und sittlichen Würde, der Civilisation der Nation angemessenen Art gegen fremden Druck gesichert werden könne? — Dieß ist die große Frage, zu deren Lösung alle guten Geister berufen sind. — — Niemand verlangt den Rath des Einzelnen zu hören, und Niemand wird ihn befolgen. Gleichwohl scheue ich mich nicht, meine Meinung öffentlich zu bekennen: daß ich nur Rettung für Deutschland sehe, wenn überall repräsentative Verfassungen eingeführt werden, und wenn aus den ständischen Abgeordneten der einzelnen Staaten eine zweite Kammer am Bundestage gebildet wird. — Die Zukunft wird entscheiden, ob ich mich geirrt habe. A. d. Uebers.

keiten anders als durch einen mächtigen Willen abgeschafft werden? Und war weniger erforderlich, als jene Entfaltung aller Kräfte, die nur in den Revolutionen möglich sind? Darum muß denn anerkannt werden, daß die Revolution, (welche Alles denselben Gesetzen unterwarf, damit das Recht überall gleich sey,) das Werk der Jahrhunderte vollendet hat. Seit dieser denkwürdigen Zeit gibt es in Frankreich erst ein Volk, eine Nation. Ehedem gab es Gascogner, Normänner, Picarder, Auvergner ꝛc.; jetzt sind wir Franzosen. Schon jetzt übt diese Verschmelzung einen mächtigen Einfluß auf unser Schicksal; sie hat das kostbare Geheimniß unserer Stärke offenbart, sie hat gezeigt, welcher Energie wir fähig sind. Welche Resultate wird sie erst in der Zukunft bringen, in Bezug auf unsere Institutionen, auf Sittlichkeit und Vaterlandsliebe?

Frau von Stael beweist, daß es in Frankreich nicht nur keine Constitution gab, und in diesem Punkt sich alles auf den einzigen Artikel: Erblichkeit des Thrones, beschränkte; sondern daß auch, in Bezug auf die einzelnen Körperschaften, nichts Festbestehendes angetroffen wurde, weder in ihren Rechten, noch in ihrem Wirkungskreise; und daß diese Unbeständigkeit sich in den größten wie in den kleinsten Dingen kund macht.

Diese Bemerkungen endet sie mit der Anerkennung dessen, was ich bereits im zweiten Capitel bewiesen zu haben glaube, daß es nämlich in Frankreich keine vermittelnde Körperschaften, so wenig als eine wahre Opposition gegen den Despotismus der Könige gegeben habe.

Noch in andern Punkten findet sie sich im Widerspruch mit sich selbst. So hatte sie z. B. gesagt, daß die Autorität der Könige nichts gegen die Privilegien der Provinzen und der großen Körperschaften vermocht hätte;

in diesem Capitel aber läßt sie die königliche Autorität sowohl die Privilegien der Provinzen als jene des Adels unterdrücken; sie läßt in der That nichts übrig, als Schattenbilder, „Förmlichkeiten beibehalten oder übergangen nach dem Belieben der Minister.“

Ungeachtet dieser Fehler aber, gegen welche der Leser auf seiner Huth seyn muß, ist fast dieß ganze Capitel sehr schön, wie alles, was Frau von Stael in diesem Werke schreibt, wenn sie sich nicht gerade täuscht; und sie täuscht sich nur, wenn ihre Zuneigungen nicht ihr Urtheil verfälschen. Freilich sind ihre Zuneigungen sehr zahlreich.

Zwölftes Capitel.

Herrn Neckers Zurückberufung im Jahr 1788.

„Ach, warum hat man mir nicht die fünzehn Monate des Erzbischofs von Sens gegeben! Jetzt ist es zu spät!“

Wir haben diesen Ausspruch Neckers bereits im achten Capitel citirt. Es war zu spät, dennoch ward er Minister? Wie konnte er die Stelle annehmen, da es zu spät war? Es wäre eine schöne Aufgabe für die liebevolle Tochter gewesen, über diesen delikaten Punkt den Vater zu rechtfertigen. Spricht sie vom Herrn Necker nur wie es der Anstand zuläßt, so tolerirt man dieß wohl; ein wahrhaftes Interesse aber wäre erweckt worden, wenn sie mit Hinweisung auf diesen ehemaligen Minister eine nützliche Lehre aufgestellt hätte.

Also hielt sich Necker, als er das Ministerium annahm, für stärker, als die Umstände? Worauf gründete er sein Vertrauen? Sah er in diesem Augenblick heller, als er früher und später gesehen? Schwerlich! — Folgt man aufmerksam den Begebenheiten unter seinem zweiten Ministerium, so zeigt sich vielmehr, daß er nicht einmal die Elemente gewahr wurde, aus welchen der Zustand des Staates sich gebildet hatte. Auch Frau von Stael, nach allen nachfolgenden Erfahrungen, wirft noch immer diese Elemente durch einander.

Nehmen wir an, das Wort: Es ist zu spät! — sey ernsthaft, in seinem natürlichen Sinn gesprochen. Warum war es zu spät? Es gibt kein Uebel, das an sich nothwendig wäre. Die Uebel sind kein Princip, sie

sind nur Folge der Dinge, oder entstehen aus der Verblendung, Hartnäckigkeit und Anmaßung der Menschen.

Wie belehrend hätte Frau von Stael seyn können, welches Licht hätte sie über diese Epoche unserer Geschichte verbreitet, wenn sie ihrem Vater abgehorcht hätte: worin die wahre innere Ursache der offenbaren Hindernisse bestanden; und welcher Schimmer von Hoffnung ihm gleichwohl noch Muth gab? — Denn man muß, aus Achtung für seinen Verstand, und im Glauben an seine Aufrichtigkeit, annehmen, daß, wie dunkel der politische Horizont ihm erschien, er dennoch irgend einen Punkt entdeckte, von welchem aus das Heil des Staats noch befördert werden konnte.

Nach Frau von Stael ward Necker durch die Gewalt der öffentlichen Meinung ins Ministerium zurückgerufen. Da seine Absichten mit dieser Meinung übereinstimmten, worin lagen die Schwierigkeiten? Einige versteckte Stellen in ihrem Werke deuten sie vielleicht an. Frau von Stael aber erklärt sich nicht unumwunden genug; daher denn diese Stellen kein Ersatz für andere sind, wo sie gerade herausspricht, und zwar, wie der seichteste Kopf, mit erbärmlichen Vorurtheilen angefüllt, nicht anders sprechen würde. Ich wage, zu behaupten, daß es nicht schicklich sey, auf solche Art historische Gegenstände zu behandeln; Gegenstände, an welche das künftige Schicksal der Völker geknüpft ist.

In Egypten wurden die Könige nach ihrem Tode feierlich beurtheilt. Ihre Nachfolger glaubten nicht, solidarisch für die Fehler und Irrthümer der Vorfahren verpflichtet zu seyn. Das Schauspiel dieses Todtengerichts mußte für sie zugleich furchtbar und heilsam seyn. Wahrlich! Die Menschen, deren hohe Bestimmung sie zur gefährlichen Ehre ruft, den Nationen zu gebieten,

sollten keine andere Familie als die Nation, kein anderes Interesse als das ihrige haben. Ludwig XII sagte: „Ein König von Frankreich rächt nicht die Beleidigung des Herzogs von Orleans.“ Ein großes Wort, das diesen Fürsten auf die Höhe seines erhabenen Amtes stellt! Bei dieser Lossagung von allem Privat-Interesse würden die Könige keine Aufklärung fürchten. Sie würden die nützlichen Wahrheiten um so sorgsamer aufsuchen, wenn sie verborgen sind, oder wenn Höflinge sich bemühen, sie ihnen zu verheimlichen. Sie würden sich selbst nicht verhehlen, daß von allen Mächten, die gebieterisch-ste, unerbittlichste, und gleichwohl die bescheidenste, die Wahrheit sey. Sie würden sie ehren über Alles. — Sie ist nicht zudringlich, nicht begierig sich zu zeigen; sie ist sicher, daß sie ist; daß ohne sie das Gute unmöglich, und daß sie nie ungestraft verkannt wird. *)

Was konnte die Bemühungen Neckers unnütz machen? Seine eigenen Täuschungen. Was führte die Katastrophen herbei? Die stets mit Hartnäckigkeit und zuweilen mit Schimpf zurückgestoßene Wahrheit. Was verlän-

---

*) Gewiß! Jeder sollte die Wahrheit lieben, denn sie ist das heiligste Geschenk, das Gott, aus der Fülle seiner Allmacht, dem Menschen auf Erden mitgegeben; und doch, wo ist das Land, wo nicht schon derjenige, der zeigt, was nicht Wahrheit ist, und nie seyn kann, sich allen Verfolgungen aussetzen würde? Darum hat die Wahrheit, die nicht so schwer zu erkennen ist, als die List, oder ein mißdeuteter Scepticismus behauptet, wenig Bekenner; für sie will Niemand sich opfern. Der Irrthum dagegen findet um leichten Sold tausend Knechte, die für ihn Gut und Blut daran zu setzen bereit sind. — Dieß ist eine sehr ernste Sache, über welche ernsthaft nachzudenken, Jedem anzurathen. A. d. Ueb.

gerte diese Uebel? Es waren wieder dieselben Irrthümer, dieselben Täuschungen, dieselben Nachgiebigkeiten, Kriechereien und Treulosigkeiten. — Der Schleier sey in seiner ganzen Ausdehnung zerrissen; die Dinge sollen gelten, was sie werth sind, ohne Ansehen der Person. Es kommt hier nicht auf Gegenwirkung, noch auf Rache an, sondern auf das Interesse der Fürsten und der Völker. Erscheint die Wahrheit in ihrem ganzen Glanze, so wird das Licht, das sie über die Vergangenheit verbreitet, auch der Zukunft Strahlen zuwerfen, und die Vorausicht, von ihr erleuchtet, wird mit festem, sicherm Schritte auf heller Bahn fortschreiten.

So kann es aber nicht seyn, wenn man durchaus sich Täuschungen machen, oder jedes Licht von den wichtigsten Angelegenheiten entfernen will. Die furchtbarsten Katastrophen werden folgen, — doch leider! nur als nutzlose Beispiele der Züchtigung, welche die Wahrheit jedem bereitet, der sie verkennt!

Um einen Begriff von der Höhe zu geben, zu welcher sich die Seele Neckers zur Zeit seines zweiten Ministeriums erhoben hatte, erinnert Frau von Stael an sein damals eben erschienenes Werk: Ueber die Wichtigkeit religiöser Meinungen. „Es war das erstemal, sagt sie, daß ein Schriftsteller, aufgeklärt genug, um Philosoph genannt zu werden, die Gefahren des irreligiösen Geistes im achtzehnten Jahrhundert bezeichnete.“

Ich erkenne die ganze Wichtigkeit religiöser Meinungen; aber ich kann den Mißbrauch nicht achten, den man damit getrieben hat, und noch alle Tage treibt. Das achtzehnte Jahrhundert als irreligiös anklagen, scheint mir nicht nur unklug, weil es den Feinden des gesunden Menschenverstandes und der Vernunft eine Stütze leiht; und weil die Anklage ungegründet ist; ich vermisse

darin auch ein verständiges Urtheil in Bezug auf die Natur des Gegenstandes, und jede richtige Wahrnehmung, in Bezug auf die Thatsache.

Im achtzehnten Jahrhundert sind, wie zu jeder Zeit, einige anti-religiöse Werke erschienen; aber die Irreligiosität war weder der allgemeine Geist des Volks, noch solcher Schriften, welche den meisten Beifall fanden, oder am meisten auf die Gemüther gewirkt haben.

Das Institut, welches vor Allem, (selbst vor der willkührlichen Regierung, vor den lettres de cachet, den Verbannungen und der Bastille,) die Aufmerksamkeit des hellsehenden Beobachters auf sich ziehen mußte, war die Körperschaft, die mit dem Unterricht und der Erhaltung der religiösen Lehren beauftragt war. Ihre Organisation, ihre Disciplin, ihre Macht, hatten zu allen Zeiten eine zu bedeutende Stelle in der bürgerlichen Gesellschaft eingenommen, als daß man nicht ihre Ansprüche, ihre Handlungen und ihren Einfluß hätte einer ernsten Prüfung unterwerfen sollen.

Ist von Religion die Rede, so muß man das, wodurch sie wirklich zur Religion wird, nicht mit den Auslegungen, den Zufälligkeiten und der Richtung verwechseln, welche ihr im Lauf der Zeit, durch den Eigennutz und den Ehrgeiz der Priester, gegeben wurden. Es läßt sich vielleicht kein einziger äußerer Akt dieser ausschließend bei uns mit der Aufbewahrung der Religion beauftragten, furchtbaren Körperschaft aufweisen, der nicht ein Angriff auf die öffentliche Vernunft, auf die Rechte der Regierung und der Menschen gewesen wäre. Ein Feind alles Lichtes, Urheber der abscheulichsten Verfolgungen, der grausamsten Kriege, hat die Priesterschaft nie aufgehört, Unruhen im Staate zu verbreiten, selbst zu Zeiten, wo eine Art von öffentlicher Schaam sie hätte zurückhal-

ten sollen. Dieses Corps, fanatisch ohne Andacht, und die Kenntnisse mit der Fackel verfolgend, welche sie selbst ihm geliehen hatten, mußte sich als ein Gegenstand ankündigen, der das ernste Gericht der Philosophie gegen sich aufrief. Bei der Prüfung eines Instituts, das so viele Gebrechen zeigte, war es schwer, eine gerechte Mitte zu halten. Die Schriftsteller, welche dasselbe angriffen, mögen Vorwürfe verdienen. Dieß berechtigt nicht, das Jahrhundert anzuklagen. Um hierzu befugt zu seyn, hätte die Priesterschaft selbst vorwurfsfrei seyn müssen. Von dem Augenblick aber, wo sie gegründeten Tadel verdiente, und wo sie, in ihrer Gesammtheit, mit jeder verständig eingerichteten, politischen Ordnung unverträglich wurde, war weder dem Jahrhundert noch der Nation das Unrecht einiger Individuen Schuld zu geben.

Der Forschungsgeist des achtzehnten Jahrhunderts war für die Religion, oder für die Religionen überhaupt, was er für die Politik war; er hat das Absurde, die Verfolgungen, den Fanatismus proscribirt, und das Vernünftige, Anständige, Nützliche gesucht. Weit entfernt, die Anklage der Irreligiosität zu verdienen, ging die Tendenz dieses Geistes vielmehr dahin, die religiösen Meinungen in ihrer ganzen Reinheit wiederherzustellen. Der Moment, wo eine solche Läuterung fühlbar wird, ist ein Moment des Zweifels, den flache Geister für Unglauben halten. Prüft man die Dinge in der Nähe und ohne Vorurtheil, so sucht man nur Zweifel über Zufälligkeiten, welche Vergangenheit und Zukunft scheiden. Dieß ist unvermeidlich, wo Richtung und Zweck der politischen Thätigkeit sich ändern. Man wollte nichts, als daß der Priester ein gehorsamer Unterthan werde. Gegenwärtig sollte nur davon die Rede seyn, wie man einen Ehrenmann aus ihm mache; einen in Bezug auf seine Fami=

lie und den Staat religiösen Menschen. Dieß ist der Grund des Unglaubens, den man dem achtzehnten Jahrhundert vorwirft!

Uebrigens ist jener große Prozeß abgeurtheilt; doch liegen die Akten noch vor Augen, und der Spruch der Meinung aller, welche in Frankreich Verstand besitzen, soll noch vollzogen werden. — Fragt, zu welchen Lehren man sich in einigen geistlichen Schulen bekennt; hört, was gewisse Missionäre vortragen, und sagt, ob man ungläubig sey, wenn man die Meinung dieser Leute nicht theilt, oder sie mit Kummer und Schrecken zurückweist? Ich habe aus Neugier einigen dieser frommen Uebungen beigewohnt, nachdem man mir wunderliche Dinge davon erzählt hatte. Ich habe sie mit gepreßtem Herzen wieder verlassen, und dachte an nichts, als an das Gute, das man nicht thut. Welcher Mißbrauch und welche Profanation des Heiligen! Ein gesunder Kopf wird das richtige Maß für die religiösen Ideen suchen, nicht aber vor diesen Rasenden vom Unglauben sprechen, weil sie daraus Anlaß nehmen, Unruhen im Staat und in den Familien zu verbreiten.

Ich scheue mich nicht, hier als eine Wahrheit, die mit jedem Tage mehr Evidenz erhalten wird, zu verkünden, daß das achtzehnte Jahrhundert für die religiösen Ideen, wie für alle Institutionen der Wissenschaften und der Politik, die Epoche der Wiedergeburt seyn wird.

Dreizehntes Capitel.

Benehmen der letzten Reichsstände zu Paris im Jahr 1614.

Dieses Capitel enthält blos eine kurze Uebersicht der absurden und für den dritten Stand beleidigenden Ansprüche des Adels und der Geistlichkeit während der Versammlung dieser Stände. Es erhellet daraus, daß sie vernünftigerweise nicht zum Muster für die Stände von 1789 genommen werden konnten, wie doch Adel und Geistlichkeit unbedingt verlangten.

Vierzehntes Capitel.

Eintheilung der Generalstaaten nach Ständen.

Die Vergangenheit konnte über diesen Punkt keine Regel aufstellen. Nach dem Geist der Zeit und der fast allgemeinen Meinung aller Classen der Gesellschaft war es unmöglich, dem dritten Stande nicht eine Repräsentation zuzugestehen, deren Anzahl jener des Adels und der Geistlichkeit zusammen genommen gleich wäre. Herr Necker ist also vollkommen darüber entschuldigt, daß er die doppelte Zahl der Repräsentanten des dritten Standes vorschlug und im Geheimenrathe des Königs (am 27. December 1788) in Ueberlegung nehmen ließ, obgleich die von neuem versammelten Notabeln dagegen waren.

„Man hat Herrn Necker den Vorwurf gemacht, daß er die Notabeln zu Rathe zog, um nachher ihr Gutachten nicht zu befolgen. Es war allerdings ein Fehler, daß er sie zu Rathe zog; allein, wer konnte sich vorstellen, daß die Privilegirten, die den Tag vorher so gewaltig gegen den Mißbrauch der königlichen Macht eiferten, den Tag nachher alle Ungerechtigkeiten ihrer eigenen Macht mit einem Ingrimm vertheidigen würden, der in geradem Widerspruch mit der allgemeinen Meinung stand?“

Im Gegentheil, wie konnte man sich einbilden, daß es anders seyn würde? Die Personen, welche sich dieß nicht vorstellten, waren also weit entfernt, an viele andere Dinge zu denken, die vorauszusehen gleichwohl unerläßlich war. Die traurigsten Folgen haben es bewiesen. Die Privilegirten unterstützten vor, während und nach dieser Epoche das königliche Ansehen nie anders, als nur

in sofern sie dadurch ihre persönlichen, ausschließenden Vortheile befördern konnten. Für sie ist ihre eigene Meinung die allgemeine. — Man hört es noch alle Tage. — Hätte man mit einiger Aufmerksamkeit den gewaltigen Eifer gegen den Mißbrauch der königlichen Macht näher geprüft, so hätte man gesehen, daß er nur gegen solchen Gebrauch gerichtet war, der entschieden der Masse des Volks hätte zu Gute kommen können.

„Dieß ist noch nicht Alles. Wer waren zu dieser Zeit die Gegner des königlichen Ansehens? Die Privilegirten waren es.“ — Wie zu jeder Zeit.

In dem Bericht, der dem Protokoll des Geheimen-Raths vom 27. December beigefügt war, gibt Necker Alles an, worauf der König zu verzichten geneigt wäre:

„nie hat eine vom Thron ausgegangene Entschließung größeren Enthusiasmus erzeugt.“

„Um aber von dieser Begeisterung des Volks Nutzen zu ziehen, hätte man standhaft auf derselben Bahn fortschreiten sollen. Ein ganz entgegengesetzter Plan ward sechs Monate nachher vom Könige befolgt. Wie kann man also Hrn. Necker die Begebenheiten Schuld geben, die daraus entstanden, daß man seinen Rath verwarf und den der entgegengesetzten Partei befolgte?“

Noch viel weniger soll man die vielen andern Leute beschuldigen, die damals weder das Unrecht, noch das Verdienst hatten, irgend einen Vorschlag gemacht zu haben.

„Warum hat Herr Necker nicht den König veranlaßt, die Entschließung auszusprechen, daß die Deputirten der drei Stände in zwei Kammern rathschlagen sollten; nachdem einmal die doppelte Zahl dem dritten Stande bewilliget war? Er hat es nicht gethan, weil er glaubte, daß eine solche Veränderung mit den Repräsentanten der Nation verabredet werden müsse; er hat

sie vorgeschlagen, so bald diese Repräsentanten versammelt waren. Unglücklicherweise widersetzte sich die aristokratische Partei, und stürzte Frankreich ins Verderben, indem sie sich selbst den Untergang bereitete."

Man hat in Europa wohl bemerken können, daß Frankreich nicht so gänzlich ins Verderben gestürzt war, um sich nicht schnell wieder erheben zu können. Wer begreift aber, wie Herr Necker so abwesend seyn konnte, zu hoffen, sein später Vorschlag der zwei Kammern würde irgend einen Erfolg bringen? Nimmt man an, es wäre nach Ständen gerathschlagt worden, wie man bei Eröffnung der Reichsstände allgemein glaubte: so hätte man zum Adel, der stets die Vergangenheit festhalten wollte, sagen müssen: die Vergangenheit wird für euch nicht mehr existiren; euer Adel verliert seinen ursprünglichen Charakter; diejenigen unter euch, welche Mitglieder der Kammer der Pairs seyn werden, müssen ihre Ansprüche auf die der Kammer ertheilten Rechte beschränken; ihr andern Herren vom Adel aber, die ihr nicht Mitglieder der Pairskammer werdet, ihr seyd künftig schlechtweg nur Gentlemen; die Pairs selbst sind, nach Aufhebung des Lehnswesens, nur große Eigenthümer, sind nicht mehr gnädige Herren (**Seigneurs**). — Zur Geistlichkeit, welche, nach Frau von Stael, sich schon beklagte, nicht Antheil genug an den öffentlichen Angelegenheiten zu haben, hätte man sagen müssen: Ihr seid fortan im Staate kein Stand mehr; Edelleute und Priester habt ihr zu überlegen, daß das, was bisher euern politischen Bestand bildete, nicht mehr existirt. —

Noch einmal, wie war es möglich, sich auch nur einen Augenblick bei einer solchen Idee aufzuhalten?

Nimmt man an, was auch geschah, daß die drei Stände nur Eine Versammlung bildeten; so ist es nicht

erlaubt, die Augen zu schließen, und nicht vorauszusehen, daß die gleich Anfangs einer unerfahrenen, von so viel entgegengesetzten Leidenschaften aufgeregten Versammlung hingeworfene Frage von zwei Kammern nothwendig die Veranlassung der gewaltsamsten Bewegungen werden müsse. Man glaubt wohl, daß die aristokratische Partei den Vorschlag verworfen habe; wird man aber glauben, daß die National-Partei, welche die für unentbehrlich anerkannten Reformen verlangte, in die Bildung einer Kammer willigen würde, welche aus Personen bestand, die alle dabei interessirt waren, jede Verbesserung zu verwerfen? Denn dieß ist, nach der entgegengesetzten Richtung der Geister, die Lage, in welcher man sich befand. Man hätte vor der Zusammenberufung der Deputirten die Frage entscheiden sollen. War aber auch dann die Ausführung leicht? Ich werde diese Frage im folgenden Capitel untersuchen.

Wenn ich an alle diese Beweise von Mangel an Voraussicht denke, wenn ich mich der Reden erinnere, die Herr Necker damals hielt, seines nachherigen Bedauerns; so kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß er, im Vertrauen zuerst auf die Reinheit seiner Absichten, und dann auf die Stärke seiner Mittel, überzeugt gewesen, er könne die Versammlung zu Allem bringen, was er für gut hielt. Ist dem also, so muß man das erste Gefühl ehren, in Bezug auf das zweite aber ist die Anmaßung unverzeihlich. Der König selbst hatte Neckers Plane aufgegeben; wo war denn seine Stütze? In der öffentlichen Meinung? Diese konnte nur durch solche Mittel eine Stütze werden, die Necker nie anwenden wollte. Es blieb ihm nichts übrig, als sich ehrfurchtsvoll zurückzuziehen.

„Die ganze Nation, einige Tausend Individuen aus-

genommen, theilte damals Neckers Meinung über die doppelte Zahl des dritten Standes. Seitdem sind nur die Freunde der Gerechtigkeit und der politischen Freiheit, wie man sie bei Eröffnung der Reichsstände verstand, mit=ten unter fünf und zwanzigjährigem Unbestand stets sich gleich geblieben; ihre Zahl ist klein, und täglich mindert sie die Sichel des Todes, ꝛc.“

Wenn der Letzte verschwindet, werden also in Frank=reich keine Freunde der Gerechtigkeit und politischen Frei=heit mehr zu finden seyn? Diese Aussicht muß uns Alle niederschlagen. — Wer waren denn jene so seltenen Freun=de der Gerechtigkeit und Freiheit, jene Auserwählten ei=nes neuen Geschlechts? Wie konnten sie in so geringer Anzahl bleiben? Warum haben sie sich nicht rekrutirt? Schwere Aufgaben für den Geschichtschreiber!

Ein Satz, der eine so unbedingte Ausschließung mit sich führt, ist nothwendigerweise Uebertreibung und Irr=thum. Es ist unbegreiflich, wie Frau von Stael dieß nicht gefühlt. Ist es möglich, eine ganze Nation zu verdammen, damit man einige Freunde desto mehr loben könne? Ist nicht im Gegentheil völlig klar, daß in die=sem Augenblick Tausende von Menschen sich besser auf die Freiheit verstehen, als bei der Eröffnung der Reichsstände? Die Ideen sind reifer, fester begründet, und in den Ge=müthern findet man so viele Elemente der Ordnung, als damals Keime der Gährung und Unruhe vorhanden waren.

Fünfzehntes Capitel.

Oeffentliche Meinung in Europa zur Zeit der Zusammenberufung der französischen Reichsstände.

Frau von Stael findet, daß, nach der allgemeinen Stimmung der Gemüther, „Herr Necker Recht hatte, in dem Protokoll des Geheimenraths vom 27. December zu sagen: viele leise Stimmen Europa's rufen den König auf, in die Wünsche der Nation zu willigen. — Die englische Verfassung, die sie damals wünschte, fordert sie noch heute."

Ehe ich diesen Satz prüfe', muß ich den Zweck angeben, den ich mir bei dieser Untersuchung vorgesetzt. Ich fürchte immer, daß der Leser mich falsch verstehe, bei aller meiner Mühe, meine Absicht deutlich zu machen. Von Frau von Stael werden alle Ideen der Vertheidigung ihres Vaters untergeordnet. Sie will beweisen, daß er kein Neuerer sey, daß er nichts angefangen habe, daß er nur zu schwierigen Verhältnissen hinzugekommen sey, als ein weiser Vermittler, mit Heilmitteln gegen Uebel, die man ihm keinesweges zuschreiben darf. Ich bin nicht immer der Meinung der Frau von Stael, aber ich bin, was wohl zu merken, auch nicht der Gegner ihres Vaters; ich lasse seinen Gesinnungen Gerechtigkeit widerfahren, und stimme den Vorwürfen nicht bei, welche ihm von Feinden der Revolution gemacht werden. Ich will nur zwei Dinge beweisen: einmal, daß er die Umstände unrichtig beurtheilte; zweitens, daß seine Maßregeln unüberlegt, zur Unzeit, und schlecht berechnet waren. Dabei will ich Herrn Necker

nicht verdammen; die Redlichkeit verdient nie verdammt zu werden; ich will nur die Ereigniſſe erklären. Die Frage, die ich hier unterſuche, wird den Beweis davon liefern. Frau von Stael bezieht alles, was ſie ſagt, auf den Ruf ihres Vaters; ich alles, was ich ſchreibe, auf die Wahrheit und den öffentlichen Nutzen. Die Schattirungen in den verſchiedenen Vorſchlägen, die in den erſten Augenblicken der Revolution vorgebracht wurden, müſſen gehörig erwogen werden; in ihnen liegt der Unterſchied zwiſchen Wahrheit und Irrthum.

Ich muß wieder von den Privilegirten und dem Adel ſprechen, — es wird nicht das letztemal ſeyn. Dieſes Werk handelt von politiſchen Begebenheiten, in denen ſie die Hauptrollen ſpielen. Doch muß ich ein für allemal erinnern, daß ich keine Perſönlichkeiten im Sinn habe. Jeder mag ſich nach ſeinem Gewiſſen beurtheilen. Nach meiner Ueberzeugung müſſen diejenigen Privilegirten und Edelleute, welche zu geſunden Ideen zurückgekommen, ehrenvoll ausgezeichnet werden. Was auch ihr früheres Betragen war, ſie haben das doppelte Verdienſt der Vernunft zu huldigen, und des Muthes, dieſes zu bekennen.

Ich kehre zu meinem Text zurück. Alſo, Herr Necker hatte die engliſche Conſtitution vorgeſchlagen, und wäre dieſe angenommen, ſo hatte die Arbeit ein Ende. Gewiß, eine ſehr ſchöne Entdeckung!

Was iſt aber eine Conſtitution? Iſt es zum Genuß dieſer Wohlthat hinreichend, einem deliberirenden Körper Geſetze und den Namen eines Parlaments zu geben; ſodann dieſes in zwei Kammern zu theilen, wovon eine das Oberhaus, die andere das Unterhaus genannt wird? Iſt es für die conſtitutionelle Ordnung gleichgültig, welche Eigenſchaften die Menſchen beſitzen; von welchem Geiſte ſie beſeelt ſind; was ihre Vorurtheile, ihre Anſprüche ſind?

Kommen die verschiedenen Körperschaften nicht in Betracht; nicht ihre Organisation, ihr Wirkungskreis? Nicht der Zustand der Gesetzgebung in Beziehung auf Sicherheit der Personen und des Eigenthums? Nicht die Eintheilung des Landes; nicht die verschiedene Art der innern Verwaltung? Oder sind es vielmehr alle diese Gegenstände des Detail's, welche die Constitution ausmachen, als deren Gipfel nur die deliberirenden Körperschaften und die ausübende Gewalt anzusehen sind?

Demnach, fragt sich, welche Analogie im Jahr 1789 zwischen unserm moralischen Zustand und unserer politischen Organisation, und zwischen England, in was immer für einer Periode seiner Geschichte nachgewiesen werden kann?

Unstreitig war unsere Nation, obgleich der große Haufe damals wenig Kenntniß von der englischen Verfassung hatte, geneigt, alles anzunehmen, was der Freiheit günstig war. Aber was ist eine Nation, der es an Organe fehlt, und an deren Spitze eine Regierung steht, die gern in alle Verbesserungen willigen würde, wenn sie nur am Herkommen nichts ändern, besonders nichts an den schlechtesten Seiten des Herkommens? — eine Regierung, die unter einem antinationellen Einfluß steht, da sie von Interessen bestimmt wird, die dem öffentlichen Wohl völlig fremd sind? Eine solche Nation ist ein Körper ohne Leben, oder eine Maschine, die nur durch äußere Mittel in Bewegung gesetzt werden kann.

Wer, unter den regierenden Individuen, wollte die Freiheit? Eine kleine Anzahl. — Wer verstand, was sie seyn sollte? Eine noch kleinere Anzahl. — Wer verlangte die englische Constitution? Niemand. — Dennoch soll, nach Frau von Stael, klar seyn, daß man diese Verfas-

sung nur hätte zeigen dürfen, — so wäre sie mit Jubel angenommen worden?

Gesetzt einmal, die ersten Bewahrer der öffentlichen Macht wären dieser Meinung gewesen; sie hätten sich den Entwürfen des Ministers günstig gezeigt: welche Vorbereitungen hatte man getroffen, um wie durch Zauberei alle unerläßlichen Veränderungen in den Gemüthern und in den Dingen hervorzubringen?

Die Elemente der englischen Constitution und Gesetzgebung müssen in den entferntesten Zeiten aufgesucht werden. Man schreibt Alfred dem Großen die Institution der Geschwornen-Gerichte zu; die Versammlungen der Nation dagegen sind nicht sein Werk; sie existirten vor seiner Regierung, und alle seine Anstrengungen zur Herstellung der Ordnung bestanden nur darin, daß er die alten Gesetze wieder ins Leben rief. Montesquieu sucht diese verschiedenen Elemente in den Sitten der Germanen, wie Tacitus sie beschreibt, darum sagt er: dieß schöne System ward in den Wäldern aufgefunden.

Die Versammlungen des Maifeldes in Frankreich waren weit entfernt von einem volksthümlichen Charakter; sie erinnern nur an die Eroberung, an das Joch und an die Unterdrückung.

Das Lehnssystem ward in Frankreich durch Usurpation eingeführt, durch Raub an König und Volk. Es hatte so viel verschiedene Schattirungen als Launen und Verkehrtheiten im Geiste der Chefs sich wirksam zeigten.

In England hatten sich die alten Einwohner und die Normänner, die Wilhelm hinführte, mehrmal empört; der Eroberer schlug mit einem Schlage auf Sieger und Besiegte, und versetzte beide in gleichen Zustand. Er bemächtigte sich aller liegenden Gründe, vertheilte und

unterwarf sie der Feudalherrschaft, um sicherer der Herr der Menschen und der Dinge zu bleiben.

Hugo Capet ist den Beleidigungen der Großen ausgesetzt.

Wilhelm unterdrückt sie.

In England vereinigen sich die Großen mit den Gemeinden, um den Despotismus der Könige zu bekämpfen.

In Frankreich rufen die Könige die Gemeinden zu Hülfe, um den Unternehmungen und der wilden Tyranney der Großen Einhalt zu thun.

In England machte sich eine zur Gewohnheit gewordene Verbindung und ein stetes Wohlwollen zwischen den Großen und dem Volke, was dieser Nation eine ganz eigene Physiognomie gibt: Popularität bei den Großen, und Würde bei den einfachen Bürgern.

In Frankreich sah man von einer Seite nichts als Beleidigung und Verachtung; von der andern nichts als Haß und Mißtrauen. Mehrere bürgerliche Kriege hatten keine andere Ursache. Namentlich war dieß bei dem Kriege der Fall, der unter dem Namen der Jacquerie bekannt ist.

England bildete nur einen Staat, in Folge der einfachen und gleichmäßigen Constitution, die Wilhelm dem Lande gab, um es desto sicherer zu beherrschen; — was jedoch nachher ein Mittel der Freiheit wird.

In Frankreich gab es so viel Staaten als Provinzen; verschieden in den Gewohnheiten und Gesetzen, in der Verwaltungsart, den Vorrechten und Privilegien, — waren sie vollkommen abgesondert und vereinzelt.

In England war die despotische Gewalt der Könige zu bekämpfen.

In Frankreich mußte man den Geist und die Herrschaft der Privilegirten besiegen, und überdem noch die

willkührliche Gewalt der Könige festen Regeln unterwerfen.

Unter diesen Gegensätzen gibt es keinen, der nicht ein mächtiges Hinderniß gewesen wäre, — und ich habe noch lange nicht alle aufgezählt.

Was hatte Herr Necker gethan, die Menschen und die Dinge so zu stellen, daß sie die Erfüllung dieser großen Absicht, Einführung der englischen Verfassung in Frankreich, hätten befördern müssen?

Frau von Stael will unparteiisch untersuchen, welche Stürme Frankreich von diesem Hafen entfernt haben, dem einzigen, wo Ruhe zu finden ist.

Sechzehntes Capitel.

Eröffnung der Reichsstände den 5. Mai 1789.

„Niemals, sagt Frau von Stael, werde ich den Augenblick vergessen, als man, den Tag vor Eröffnung des Reichstags, zwölfhundert Abgeordnete Frankreichs in Procession nach der Kirche ziehen sah.“ Sie gibt summarisch die Ursachen an, welche in dieser Zeit das Ansehen der Geistlichkeit und des Adels geschwächt hatten, und fährt fort: „Die Wichtigkeit der Abgeordneten des dritten Standes ward dadurch erhöht; ihre schwarzen Kleider und Mäntel, ihre zuversichtlichen Blicke, ihre imponirende Zahl zogen die Aufmerksamkeit auf sie .... Unter den sechshundert Abgeordneten des dritten Standes gab es, Mirabeau ausgenommen, noch keinen berühmten Namen, wohl aber viele achtungswerthe Männer, und viele, die zu fürchten waren. Der Factionsgeist schwebte schon über Frankreich; nur durch Weisheit und Gewalt konnte er gebändigt werden.“

Warum so früh mit den gefährlichen Menschen? Warum schon jetzt dieser Factionsgeist, der über Frankreich schwebt, da noch Niemand den Mund geöffnet? Ist hier von bösartigen Genien die Rede, die aus Instinkt Feinde alles Guten sind?

Es gibt allerdings von der Geburt an verkehrte Menschen, aber sie sind selten; sie täuschen die Welt nur, wenn außerordentliche und unglückliche Umstände sie begünstigen; und diese Umstände sind nicht ihr Werk; denn man läßt sie nicht gewähren.

Es gehört zu dem großen Unrecht, dessen sich diejeni-

gen schuldig gemacht, welche über die Revolution geschrieben, daß sie nur die eine Hälfte ihrer Geschichte sahen. Frau von Stael nimmt schon beim ersten Auftritt ihren Theil an diesem Unrecht.

Um wahr zu seyn, um nicht gleich Anfangs einen falschen Begriff von der Stimmung der Gemüther zu geben, nicht Gehässigkeit auf Menschen zu werfen, welche die edelsten Rechte der Nation zu vertheidigen bereit waren, hätte sie vielmehr sagen müssen: Jederman wußte, daß am Hofe selbst eine antinationelle Partei wirksam war; es mochte Verblendung, Unwissenheit, Bosheit oder Irrthum seyn, — genug diese Partei existirte. Die Faction der Privilegirten, aller Verbesserung Feind, hatte sich kund gemacht, sowohl in den Versammlungen der Notabeln, als in zahlreichen Schriften, und durch Handlungen, die wenigstens unklug waren. Die Abgeordneten des dritten Standes wußten dieß, und waren nun um so fester entschlossen, die Rechte der Nation geltend zu machen. In der großen Anzahl mußten sich wohl heftige Charaktere finden, denen jener Widerstand die gefährlichsten Entschlüsse eingab.

Dieß ist die reine Wahrheit. Auf solche Art ist alles gekommen, und so sind die Folgerungen zu ziehen. Der Factionsgeist war nicht im dritten Stande; er hatte einzig und ausschließlich seinen Sitz unter den Privilegirten. Nach dieser Seite hin war die Aufmerksamkeit der Regierung zu lenken. — Die Mitglieder des dritten Standes werden, in der Absicht, die Sache der Nation zu vertheidigen, sich vereinen, und wieder trennen, je nachdem sie glauben, daß es sicherer zum Zwecke führt. Vielleicht verfallen sie auch in Factionen. Zur Zeit der Eröffnung des Reichstags aber gab es unter ihnen keine Faction; man müßte denn die Anerkennung des National-Interesse

eine Faction nennen, was nicht zugegeben werden kann. Es gab nur Vorsätze, mehr oder minder weise Vorsätze; alle, wenn nicht gerechtfertigt, wenigstens erklärt durch die Gegenwart einer leider! unläugbaren Faction unter den höhern Ständen.

Herr Necker sprach in der ersten Sitzung nur von Finanzen und der Verwaltung. Er erlaubte sich eine Bemerkung, die in dem Munde des Königs gut gewirkt haben würde; in dem seinigen war sie unschicklich. Indem er die Versammlung gegen Uebereilung verwahren wollte, sagte er: „Seyn Sie nicht neidisch auf die Zeit.“ Dieser Lehrton mißfiel; auch gesteht Frau von Stael, die Volkspartei hätte sich beklagt, daß Herr Necker die Reichsstände wie Provinzialversammlungen behandle, „indem er nur von solchen Maßregeln mit ihnen spräche, die zur Sicherung der Staatsschuld und zur Verbesserung des Abgabensystems erforderlich wären.“

Die Volkspartei beklagte sich über etwas viel Wichtigeres, wie wir sehen werden, wenn wir auf die berühmte königliche Sitzung vom 23. Juni kommen. Neckers Politik, die, nach dem Ausdruck der Frau von Stael, zwischen zwei Extremen sich Bahn machte, entging Niemanden. Dieses Betragen, nach einem Maßstab berechnet, der mit den Umständen nicht mehr im Verhältniß stand, konnte in dieser Zeit nur Unheil erzeugen.

Siebzehntes Capitel.

Widerstand der Privilegirten gegen die Forderungen des dritten Standes im Jahr 1789.

Der Adel verwarf die Theilung der Reichsstände in zwei Kammern, die auch mit dem Geiste dieser Caste in der That unverträglich waren. Aus der oben bemerkten Verschiedenheit in der Stellung der Großen in England, und jener in Frankreich ergibt sich, daß der Adel dort die Freiheit beförderte, und hier ein Hinderniß derselben war. Hätte der Adel, wie Herr de la Luzerne vorschlug, sich in eine Art Pairskammer vereinigt; so würde er nicht weniger jede, seine Interessen und Ansprüche bedrohende Reform verworfen haben. Man hätte sich dann in der Nothwendigkeit befunden, einen Machtspruch zu thun, wobei der doppelte Nachtheil, daß man eine Krise mehr, und überdieß ein starkes Vorurtheil gegen die Eintheilung in zwei Kammern erweckt hatte.

Nachdem die Theilung der Kammern verworfen war, verlor man nicht weniger Zeit mit unnützen Debatten über die Art der Berathschlagung. Herr Necker, der Geld brauchte, schlug einen Mittelweg vor, der, nach Frau von Stael, alles ausgleichen konnte; sie sagt nicht, worinn er bestanden; ich glaube, daß nach seinem Plane über Gegenstände eines allgemeinen Interesse von allen Ständen vereint, wo aber von ihrem besondern Interesse die Rede sey, von jedem Stande abgesondert gerathschlagt werden sollte. Dieß war unausführbar und entschied nichts. Wer sollte bestimmen, ob eine Frage das allgemeine oder besondere Interesse beträfe?

Da diese und viele andere Schwierigkeiten nicht schnell und im Voraus beseitigt waren, so konnte nur das eigene Gewicht der Dinge entscheiden. Diese gehörten aber nicht mehr der Macht oder Weisheit einiger Individuen. Man sieht, wenn gesündigt wurde, so ist es nicht einem Uebermaß an Weisheit oder Voraussicht zuzuschreiben.

Das große Gewicht, das Frau von Stael auf diejenigen Species des Adels legt, welche sie historische Familien nennt, ist bereits erwähnt worden; zur Schadloshaltung spricht sie dagegen sehr unehrerbietig von den neufabrizirten Edelleuten, und hält es für einen auffallenden Widerspruch, daß man am Hofe für den alten Adel die größte Ehrfurcht hegte, indem im Wagen des Königs nur solche Edelleute aufgenommen wurden, deren Stammbaum über vierzehnhundert Jahre alt war, und daß man zugleich eine so große Wichtigkeit auf das Vorrecht des Königs legte, adeln zu können. Verfällt aber von ihrer Seite Frau von Stael nicht selbst in einen Widerspruch, wenn sie die historischen Namen so hoch erhebt, wenn sie sich lustig macht über die Marquis von der Garonne und die Barone von der Loire, und zugleich „die stufenweise Vereinigung der verschiedenen Stände für eine der bewundernswürdigsten Vorzüge der englischen Verfassung“ erklärt? In England ist ein Lord, der den Tag vorher Kaufmann, Fabrikant oder Advokat war, ein so guter Lord, als einer, dem dieser Titel seit tausend Jahren gebührt; was auch sehr vernünftig ist.

Hier eine noch seltsamere Aeußerung:

„Keine menschliche Macht, sagt Frau von Stael, kann einen wahren Edelmann machen; es hieße über die Vergangenheit gebieten wollen, was doch selbst der Gottheit unmöglich ist; nichts war aber in Frankreich leichter,

als ein Privilegirter zu werden ꝛc.“ Den Adel auf die historischen Familien beschränken, die Frau von Stael auf höchstens zweihundert annimmt, und beweisen, daß zu keiner Zeit neue Edelleute gemacht werden konnten: wäre kein ungeschickter Kunstgriff solcher Leute, welche die Auszeichnungen nicht lieben; gleichwohl ist der Satz der Frau von Stael nicht so ganz beruhigend. Ich begreife, wie keine menschliche Macht einen wahren Edelmann machen könne, d. h. wie keine menschliche Macht im Stande ist, zu machen, daß ein Mensch etwas anders sey, als ein Mensch; aber ich verstehe nicht, was ein wahrer Edelmann ist, so lange sein Titel nicht beweist, daß er von Gott, als eine eigene, von dem übrigen Menschengeschlecht verschiedene Gattung erschaffen wurde. Dann gäbe es wohl ein unbestreitbares göttliches Recht. Was hat den wahren Edelmann gemacht? Die Eroberung. Nun läßt sich allerdings nicht machen, daß der Sieger nicht Sieger sey; man kann auch in die Zahl der Sieger nicht diejenigen aufnehmen, welche erst hundert oder vierhundert Jahre nachher auf die Welt gekommen. Ist aber das Recht des Siegers noch immer ehrwürdig und heilig, nachdem die Gewalt, die jenes Recht unterstützt, nicht mehr existirt? Wie? weil ihr die Unterdrücker meiner Voreltern wart darum bin ich euch eine ewige Unterwürfigkeit schuldig? Keine irdische Macht kann künftig einen Menschen euch gleich setzen? Ihr habt in der Natur selbst einen Vorrang genommen, den Niemand erreichen kann? — Dieß sind unverschämte Ansprüche; und dennoch wurden wir durch den Geist derselben regiert. — Diese Namen, durch so viele Privilegien und Begünstigungen Jahrhunderte lang erhalten, — haben sie gegen die Nation durch große Dienstleistungen das Unrecht ihres Ursprungs verwischt und zu Ehren ge-

bracht? — Was mich betrifft, so erregt nur das Eine mein Erstaunen: daß der Adel, der so sehr dem Lichte der Welt ausgesetzt war, eine so kleine Anzahl von Männern aufzuweisen hat, welche in seltenen Fällen sich die Achtung unbefangener Geister erworben haben.

Die historischen Namen übrigens sind nicht Namen der Sieger; viele Edelleute waren nur die demüthigen Diener einiger andern Edelleute, die selbst wiederum die Diener einiger andern waren. In den Memoiren der Fronde sagt ein großer Herr: „Mein Vetter, der Ritter von ... welcher Domestik ist bei dem Prinzen von ...“ — Ich weiß wohl, bei den Großen ist nichts klein, indessen beweist es doch, daß wir uns eine falsche Vorstellung vom Adel machen. Er hatte eine zugleich knechtische und militärische Einrichtung; der heutige Adel, die historischen Namen mit einbegriffen, ist nur ein entstellter Ueberrest dieser Einrichtung, und künftig ganz ohne Zweck.

Ein neues Zeitalter beginnt. Eine Pairskammer ist errichtet. Hier gilt es, die richtige Bemerkung der Frau von Stael anzuwenden: „Die Privilegien sind nur ehrwürdig, wenn sie zum Wohl des Staates dienen.“ Was sollen die historischen Namen, die nur zur Demüthigung der Nation dienen? Die Nation hat endlich auch historische Namen — und zwar zu ihrem Ruhm geheiligt.

Achtzehntes Capitel.

Benehmen des dritten Standes während den ersten zwei Monaten der Sitzung der Reichsstände.

„Einige Individuen aus dem Adel und der Geistlichkeit neigten sich stark zur populären Partei:“ — warum erklärten sie sich nicht aufrichtig für dieselbe, und zwar so, daß jeder Verdacht einer im Hinterhalt zurückbehaltenen, anderweitigen Absicht beseitigt wurde?

„Die Unwissenheit des Volks in der Hauptstadt und noch mehr in den Provinzen, diese Frucht der langen Unterdrückung und der wenigen Sorgfalt für Erziehung der untern Classen, die Unwissenheit, sage ich, bedrohte Frankreich mit allem Uebel, die es nachher empfunden hat.“

Die Unwissenheit der untern Classen in Frankreich war ohne Zweifel sehr zu beklagen; doch wessen Werk war sie? Haben die historischen Familien keinen Antheil daran? Wer kämpft noch heute gegen die Verbreitung eines vernünftigen Unterrichts? Wer hat sich's einfallen lassen, die Symbole der Unwissenheit wieder hervorzusuchen, von denen es schwer ist zu sagen, ob ihr Sinn abgeschmackter, oder ihre Einkleidung lächerlicher sey? Es war immer dieselbe Faction. Die Uebel, die man den untern Classen vorwerfen könnte, sind die Schuld der obern Classen. Es ist also ungerecht, wenn man jene anklagt. Haben die niedern Stände die Winkelzüge der Regierung verschuldet, ihre Streitigkeiten mit den Parlamenten, ihr so unzeitiges, als in seinem Zwecke tadelnswürdiges Auskramen der Gewalt, wodurch nicht nur die

untern, sondern alle Classen erschreckt, und bald darauf zum Aufruhr gebracht wurden? Alle Widerspänstigkeit, jede Aufhetzung war das Werk der vornehmen Leute; also sind ihnen auch die Uebel beizumessen, die Unordnungen, welche ihren Unternehmungen folgten. Ihr erstes Unrecht dabei war, daß sie nicht verstanden, fünf und zwanzig Millionen Menschen zu zählen.

Die Revolution hat bewiesen, wie eine schlechte Erziehung gefährlicher ist, als der Mangel aller Erziehung. — In dem Stolze, der, es koste was es wolle, herrschen will, in der Gewohnheit, die Menschen zu verachten, wodurch man über deren wirkliche Kräfte blind wird, — dort ist die Quelle der Catastrophen zu suchen. Stolz und Menschenverachtung, diese wüthenden Leidenschaften haben sich über alle Rücksichten hinausgesetzt, wodurch sonst die Menschen gezähmt werden, über Eigenthum, Humanität, Vaterland, und selbst über das Gefühl der eigenen Sicherheit. Da war kein Zügel mehr für diese Einzelnen, an welche fünf und zwanzig Millionen Menschen einen Anspruch machten, — — und welchen? — die Gleichheit vor dem Gesetz!

Die Forderungen des dritten Standes waren begründet; Frau von Stael erkennt dieß an: „Der öffentliche Geist, sagt sie, unterstützte mit Energie diese Wünsche; aber der dritte Stand, als der stärkste, konnte nur ein Verdienst erwerben, das der Mäßigung; unglücklicherweise wollte er nicht darein sein Verdienst setzen.“

War diese Mäßigung dem dritten Stande möglich gemacht? Man urtheile aus den eigenen Worten der Frau von Stael (Seite 195 des Originals): „Wenn der dritte Stand in einem höhern Tone sprach, wenn er seine Stärke zeigte, die in dem Wunsch aller Franzosen bestand, so beugte sich der Hofadel und gab nach, denn

er ist gewohnt, der Gewalt zu weichen; so bald aber der Sturm sich zu besänftigen schien, zeigte er sich sogleich wieder in seiner ganzen Arroganz, und schickte sich an, den dritten Stand zu verachten, wie er zu den Zeiten gethan, als die Leibeigenen von den gnädigen Herren um ihre Freilassung flehten." — Es ist unmöglich, eine bestimmtere Antwort zu geben.

Wahrlich, der dritte Stand hat oft große Geduld gezeigt; er wollte immer mit Mäßigung zu Werke gehen, und er bewies sie mehr als man, nach dem Benehmen seiner Gegner, von ihm zu erwarten berechtigt war.

„Unter den Abgeordneten dieses Standes gab es zwei Parteien; bei der einen standen Mounier und Mallouet, bei der andern Mirabeau und Sieyes als Hauptanführer an der Spitze. Die erste wollte eine Constitution mit zwei Kammern, und blieb der Hoffnung treu, diese Veränderung vom Adel und dem Könige auf dem Wege der Uebereinkunft zu erhalten; die andere wurde vielmehr von Leidenschaften als von Meinungen geleitet, obgleich man ihr den Vorzug der Talente zugestehen konnte."

Folgt man der Revolution, so findet man, daß ihre Fortschritte mit den Namen von Männern bezeichnet sind, welche die Umwälzung hervorriefen, unterstützten, und nachher wieder aufgaben; — der eine früher, der andere später. Diese Art von Glaubensverläugnung muß dem Grade von Voraussicht und Energie, der den verschiedenen Geistern zu Theil wurde, zugeschrieben werden. Die Herren Necker, Mounier und Mallouet hatten sich's in den Kopf gesetzt, daß die Revolution die Gestalt annehmen müsse, die sie ihr vorgezeichnet hatten; daß sie die von ihnen abgesteckten Grenzen nicht überschreiten dürfe. Ueber diese Grenzen hinaus sahen sie nur Auf-

wiegler. Warum gaben sie sich nicht die Mühe, zu untersuchen, was diese angeblichen Aufwiegler vorhatten, ob ihre Absichten wirklich beunruhigend waren, und ob sie einen andern Vorwurf verdienten, als daß sie die Menschen und die Dinge richtiger beurtheilten, als es den Herren Necker, Mounier und Mallouet gegeben war.

Frau von Stael, die nichts vor Augen hatte, als die englische Constitution und die Errichtung von zwei Kammern, (weil Hr. Necker glaubte, es sei genug, sie vorzuschlagen, um sie einzuführen) mußte der Meinung ihres Vaters und der beiden andern Herren beistimmen. Diese Anordnung fand im Salon der Madame Necker nicht die geringste Schwierigkeit. Wir haben aber bereits oben gesehen, daß sie unmöglich war, indem nichts zu einer so großen Veränderung vorbereitet wurde. Will man auf gute Erndten vom Brachfelde rechnen, während die Saat noch in des Nachbars Speicher liegt?

Ich habe Mounier nicht gekannt, bin aber im Stande, über Mallouet zu urtheilen. Ich will mit Frau von Stael gern glauben, daß er die reinste Seele hatte. Wäre die Freiheit fertig vom Himmel gefallen, er wäre ihr treuer Anbeter gewesen. Doch mitten durch so viele Leidenschaften den Weg finden, der zu ihr führte, war für ihn die unmögliche Sache. Ich habe nie einen Menschen gesehen, der abgeschlossener in seinen Ideen, und zugänglicher für vorgefaßte Meinungen gewesen; dem dabei alle Freiheit des Geistes fehlte, um fremde Ansichten und Meinungen beurtheilen zu können. Es war seine Natur, die Dinge nur von einer Seite zu untersuchen; — eine betrübte Anlage, besonders wenn es auf verwickelte Umstände ankommt, wo die Wahrheit sich nur in den Tiefen findet. Mallouet, an gewisse Verehrungen gewöhnt, wußte nicht, wo die Annäherungspunkte zu suchen, wo

die gemeinschaftliche Vernunft, welche durch Evidenz die Geister ergreift und sich unterwirft. — Wie hätte er Andere von Dingen überzeugen sollen, die ihm selbst nicht sichtbar waren?

Frau von Stael macht mitten in ihrem Abscheu gegen Mirabeau, (der Hrn. Necker nicht liebte,) mit zwei Worten eine große Lobrede auf ihn: „er wußte Alles und sah Alles voraus;“ sagte sie. In dem ihm gewidmeten Capitel mehr von ihm. Sie hat Recht, daß „Sièyes sich von einem den Launen unterworfenen Charakter leiten läßt; ich habe aber nicht gefunden, daß es Mühe kostet, ihm einige Worte herauszupressen, es sei denn in einer öffentlichen Handlung. Er spricht gern; dabei versteht er mehr als irgend Einer die große Kunst, in wenig Worten viel Gedanken zusammen zu fassen. Er ist ein Geist der ersten Stärke; darin stimme ich der Frau von Stael bei; aber seine Stärke offenbart sich mehr im Auffassen der Gebrechen dessen, was ist, als in der Erfindung dessen, was seyn sollte. Im Niederreißen ist er groß; man kann ihn als den Heraklit oder Jeremias der Revolution ansehen. Ich glaube nicht, daß es auf Erden eine Idee oder einen Menschen gibt, die er durch seinen Beifall ehrte. Einige Züge des Genies gaben ihm anfangs eine große Celebrität, nachher hat er mehr durch seinen Namen, als durch seine Arbeiten ausgerichtet. In der constituirenden Versammlung haben viele, weniger berühmte Männer größere Dienste geleistet.

Mirabeau, Sièyes und eine Menge anderer Deputirten waren zu scharfsichtig, um nicht die Leute für Betrogene zu halten, welche, wie Mallouet und seine Partei, sich einbildeten, eine feste Ordnung durch Unterhandlungen mit dem Adel und dem Hofe zu Stande zu bringen.

Grade das Gegentheil dessen, was Frau von Stael sagt, gilt von ihnen: sie hatten sehr entschiedene Meinungen und dabei die Augen sehr offen. Darum konnte man ihnen nichts aufbürden. — Wer kannte damals nicht die Winkelconvente, wo aller Widerstand gegen die Nation organisirt wurde? Diese elenden Denkmale der Unerfahrenheit, des Leichtsinns, der Niederträchtigkeit und der Tyranney muß man im Auge behalten, bei allen Ausschweifungen und Freveln, deren erste, eigentliche und einzige Ursache sie waren. — Die Freiheit einer großen Nation soll so wenig in dem Boudoir einer Maitresse abgehandelt werden, als auf dem Betschämel der Frau von Maintenon.

Hätte Frau von Stael die Lage der Dinge von allen Seiten betrachtet, würde sie gesagt haben: „Der dritte Stand war endlich seiner vergeblichen Anstrengungen müde. Daß diese Bemühungen nichts gefruchtet, freute die Parteisüchtigen; denn nun schien die Nothwendigkeit erwiesen, daß man zu stärkern Mitteln seine Zuflucht nehmen müsse?“ —

Welchen Zweck hatten die Anstrengungen des dritten Standes? War es nicht die Privilegirten und den Hof zu großmüthigen Gesinnungen zurückzubringen? Er that also, was Mounier und Mallouet wünschten. Aber wo Mallouet, Mounier und Herr Necker nichts sahen, da erkannte er die Nothwendigkeit, eine Stellung zu verlassen, welche das Vaterland aufs Spiel setzte, es sey durch gefährliche Zögerungen, oder durch die Anstalten, deren Zweck kein Geheimniß mehr seyn konnte. Man vergesse nicht, daß Truppen von allen Seiten gegen Versailles vorrückten. — Und diese Parteisüchtigen, die sich freuten, — wer waren sie anders als die besten Bürger, als die Nation selbst, die ängstlich das Ende der Stockungen er-

wartete? Diese Bürger haben die Sache der Freiheit mit ihrem Vermögen unterstützt, mit ihrem Arm vertheidigt, und eine Standhaftigkeit gezeigt, die man der Bewunderung anempfehlen, nicht dem Haß der Zeitgenossen und der Nachwelt aussetzen soll. Es ist ein unleidlicher Irrthum der Frau von Stael, wenn sie ungefähr alle Franzosen als Parteisüchtige bezeichnet, denn alle Franzosen freuten sich damals über eine Revolution, die sie mit Ungeduld erwarteten. — Man fragt, warum ich ein Werk kritisire, in welchem die constitutionellen Lehren mit solcher Stärke vorgetragen werden? Hier ist eine Antwort; es wird nicht die letzte seyn.

In gleichem Geiste sucht Frau von Stael den Muth lächerlich zu machen, der die Mitglieder der constituirenden Versammlung in dem Saal des Ballspiels vereinte, um die Aufrechthaltung ihrer Rechte zu beschwören. „Dieser Eid war nicht ohne einige Würde, sagte sie; wäre die Partei der Privilegirten, in dem Augenblick als man sie angriff, stärker gewesen, und hätte die Nationalpartei nach dem Triumph mehr Weisheit bewiesen: so würde die Geschichte diesen Tag als einen der denkwürdigsten in den Jahrbüchern der Freiheit ausgezeichnet haben.“

Wäre die Partei der Privilegirten stärker gewesen. Woran fehlte es ihr denn? Auf ihrer Seite war ein allmächtiger Hof und eine Armee, die gegen ihre Widersacher vorrückte. Die Nationalpartei, isolirt mitten unter so vielen Feinden, abhängig von einem Hofe, an welchem man über ihren Untergang rathschlagte, bedroht von tausend Bajonetten, nur stark durch die Rechte der Nation, schwört diesen Rechten treu zu seyn. Frau von Stael findet einige Würde in diesem Eide. Dieß Geständniß ist seltsam! — Um sich einen richtigen Begriff vor diesem großen und einzigen Ereigniß zu machen,

muß man von allem, was sie sagt, gerade das Gegentheil annehmen. Nicht der Nationalpartei war die Weisheit nach dem Siege anzuempfehlen; wohl aber war Entsagung der Wuth ihren Feinden zu wünschen. Kann man in dem Laufe dieser unzähligen Begebenheiten nur einen Moment auffinden, wo diese Feinde des Volks in die Ruhe des Vaterlandes gewilligt hätten? Man wird diese Meinung für übertrieben erklären. Vielleicht, wenn man nicht Zeuge war der Ereignisse, wenn man sie nur aus Werken kennt, die von Menschen geschrieben wurden, welche entweder unlautere Absichten hatten, oder von den Catastrophen noch betäubt waren und nicht mit kaltem Blute die Ursachen ergründeten. Meine Bemerkung gegen Frau von Stael beruht auf unumstößlichen Thatsachen; man mag sie mit Leidenschaft oder ganz einfach darstellen, die Folgerungen müssen stets dieselben seyn.

Neunzehntes Capitel.

Mittel, welche der König hatte, sich im Jahr 1789 der Revolution entgegen zu setzen.

Frau von Stael prüft das Gutachten derjenigen, welche den Gebrauch der Gewalt anriethen, um sich der Revolution zu widersetzen. Sie hält dieß Mittel für unausführbar, weil die Armee von den Gesinnungen der Nation angesteckt war, und weil außerdem der König kein militärische Erziehung erhalten hatte.

Diese Erklärung ist unzureichend. Vors Erste kann man eine Armee nur gegen eine Armee oder gegen bewaffnete Corps marschiren lassen. *) Einiger Zusammenlauf wird zerstreut, und weiter ist nichts zu bekämpfen. Man tödtet die Leute nicht, aus Furcht, sie könnten sich von Neuem vereinen. Diese Vorsicht wäre zu groß. Deshalb allein kann man die Armee nicht auf dem Kriegsfuß erhalten. Ueberdem waren die aufrührerischen Haufen nur Nebensache, und vielmehr verderblich als nützlich. Die Revolution war in den Gedanken der Menschen, in dem losen, widernatürlichen Zusammenhange der Dinge. — Man setze eine ergebene Armee und einen militärischen König; was werden sie thun? Werden sie gegen Ideen ins Feld rücken? Wird man auf die Länge mit Bajonetten beweisen können, daß, was an sich schlecht

---

*) Als der Marschall von Broglie um Versailles Truppen versammelt hatte, sagte er: „ich sehe wohl meine Armee, aber ich sehe die Feinde nicht.“

Anm. d. Uebers.

ist, gut sey! Man kann ohne Zweifel mit einer Armee die Leute gefangen nehmen und todtschießen; aber wird man durch solche Gewaltthätigkeiten beweisen, daß eine Idee nichts tauge, oder vortrefflich sey? Die Gewalt wird hier einer andern Gewalt entgegengesetzt; weil aber diese ganz anderer Natur ist, so kann jene sie nie erreichen. Die Aufstellung der Truppen bewirkt dann nichts, als daß sie die Gemüther aufreizt; denn der Zweck ist widersinnig und gehässig. Der Ausbruch der Ereignisse wird dadurch nur beschleunigt, und die Katastrophen werden um so verderblicher seyn.

Zwanzigstes Capitel.

Königliche Sitzung am 23. Juni 1789.

Dieses Capitel enthält eine kurze Zusammenstellung der Fehler, welche so furchtbare Ereignisse verursachten. Frau von Stael will nach ihrer Gewohnheit beweisen, daß, hätte man den Rath ihres Vaters befolgt, die Angelegenheiten eine günstige Richtung würden genommen haben, während die entgegengesetzten Entschlüsse zu dem berühmten 23. Juni führten, an welchem Tage die Monarchie zu Grunde ging. Was in der That aus diesem Capitel hervorleuchtet, ist, daß bei der ganzen Regierung nicht ein einziger Mensch, Hrn. Necker mit eingerechnet, zu finden war, der die Dinge aus ihrem wahren Gesichtspunkt angesehen hätte; daß Niemand, Hrn. Necker mitgerechnet, mit Aufrichtigkeit zu Werke ging; daß Alle blind in ihr Verderben rannten. Man müßte diese Verblendung für unbegreiflich halten, wenn nicht die, dreißig Jahre nachher, trotz den Erfahrungen aller Art, angestellte Beurtheilung der Frau von Stael den Beweis lieferte, daß man schlecht sehen und schlecht urtheilen könne, — um so mehr in einer Zeit, wo es leichter und natürlicher war, sich zu täuschen.

„Das heimliche Conseil war durchaus verschieden von dem ostensibeln Conseil; es gab wohl einige Minister, welche mit dem ersten einverstanden waren, aber der anerkannte Chef der Verwaltung, Hr. Necker, war gerade derjenige, gegen den die Privilegirten sich rüsteten.“

Necker wußte so gut als ganz Paris, als ganz Frankreich, besonders so gut als die Mitglieder des dritten Standes, daß ein solcher geheimer Comité existirte. Es war das Betragen eines vernünftigen Mannes, wenn er sich dadurch nicht bis zu dem Grade beleidigt fühlte, um sogleich seine Entlassung zu nehmen. Als aber, nach der muthvollen Darstellung der Schändlichkeit und der Gefahr eines solchen Manövers, es dennoch fortgesetzt wurde, da war der Minister nicht nur berechtigt, er war verpflichtet, öffentlich loszubrechen. Zu keiner Zeit, am wenigsten in Augenblicken der Crise können die Regierungsgeschäfte nach entgegengesetzten Zwecken gehandhabt werden. Dieß mußte offen erklärt werden. Uebereindiente Neckers Gegenwart nur den Planen zum Deckmantel, die er, als den Interessen des Königs und der Nation zuwider, verurtheilte. Keinen Augenblick durfte er eine Rolle spielen, die verächtlich wurde, so bald sie freiwillig war.

„Als Necker dem König und der Königin sagte: Können Sie auf die Armee rechnen? — glaubte man in diesem Zweifel eine parteisüchtige Gesinnung zu bemerken; denn es ist ein charakteristischer Zug der Aristokraten in Frankreich, daß sie die Kenntniß der Thatsachen für verdächtig halten.“

Diese Krankheit ist ungefähr die Krankheit Aller, die mit irgend einer Macht bekleidet sind.

Es scheint mir, daß zu jener Zeit ein Minister nie hätte fragen sollen: ob man auf die Armee rechnen könne? sondern, was man mit dieser Armee auszuführen gedächte? Hiervon mußte er ausgehen, um dem Könige und der Königin die Thorheit des Rathes zu zeigen, dem sie sich Preis gaben. Untersucht man, ob die Armee sich werde brauchen lassen, alle Mißbräuche und Usurpationen,

die der Minister selbst abschaffen will, aufrecht zu halten: so ist schon alles verloren. Das heißt dann nur über den Tag rathschlagen, an welchem der bürgerliche Krieg ausbrechen wird.

„Vierzehn Tage vor Eröffnung der Reichsstände, also ehe der dritte Stand sich zur Nationalversammlung constituirt hatte, überreichte Herr Necker dem Könige eine Darstellung der Lage der Monarchie: „Sire, sagte er, ich fürchte, man täuscht Sie über den Geist Ihrer Armee; die Berichte aus den Provinzen lassen besorgen, daß sie gegen die Reichsstände sich nicht wird gebrauchen lassen; lassen Sie also die Truppen nicht nach Versailles kommen ꝛc.“

Hätte ein anderer Minister zum Könige, wie dieser zu wünschen schien, gesagt: Sire, mein Collegue täuscht sich; die Berichte aus den Provinzen lassen glauben, daß die Armee gegen die Reichsstände vorrücken werde ꝛc. ... so würde dieser Minister Glauben gefunden haben, — und Frankreich war im Aufruhr. Noch einmal, eine solche Frage hätte mit Schauder zurückgewiesen werden sollen; sie zur Untersuchung bringen, war schon eine öffentliche Trübsal.

Der Bericht des Herrn Necker, den Frau von Stael anzieht, sagt weiter: „die Volkspartei kennt noch nicht genau die Stimmung dieser Armee.“

Man mußte dem Könige sagen: Die Volkspartei weiß, daß wir über die Mittel rathschlagen, das Heer gegen sie anrücken zu lassen. Weit entfernt, darüber erschreckt zu seyn, wird sie bald ihre Maßregeln gegen eine Unternehmung ergriffen haben, die keinen reellen Zweck hat, die vom öffentlichen Interesse gemißbilliget wird, und

vielleicht ohne Rückschritt den König und seine Familie compromittirt.

„Bedienen Sie sich dieser Ungewißheit, um ihr Ansehn in der öffentlichen Meinung aufrecht zu erhalten.“ Ein königliches Ansehn, das sich auf Ungewißheit stützt, auf Ungewißheit über die Stimmung der Armee in Absicht auf das öffentliche Recht!!

„Denn, wäre das unselige Geheimniß des Ungehorsams der Truppen bekannt, wie sollte man alsdann die aufrührerischen Gemüther im Zaum halten?“

Man muß gestehen: hier ist eine hohe Regierung, die sich in großer Verlegenheit befindet! Dort Aufrührer, die nur mit Gewalt in Zaum gehalten werden können; hier eine Gewalt, die man nicht anzuwenden wagt, aus Furcht, sie möchte sich für die Aufrührer erklären: — was ist da zu thun?

Wo ist der geheime Grund einer so sonderbaren Lage? In der falschen Beurtheilung, in der Abwesenheit der gesunden Beurtheilung.

Welcher Unterschied war in der Sprache des geheimen Conseils und jener des Hrn. Necker? Ein sehr kleiner: das geheime Conseil nannte Factionsmänner alle diejenigen, welche von Reformen sprachen, Hrn. Necker selbst mit einbegriffen, Necker sah auch Factionsmänner, war jedoch weit entfernt, sich dazu zu rechnen; er ließ Reformen zu, doch nur solche, wie er sie ausgedacht, und auf dem Wege, den er bezeichnet hatte. Warum bemerkte er nicht, daß diejenigen, die er für Factionsmänner erklärte, ganz einfach nur solche Menschen waren, die nicht gerade wie er dachten.

Herr Necker ahnete nicht, daß, indem er zu dem Könige von Factionen sprach, er dadurch alle Einflüsterungen des geheimen Conseils bestätigte; fügte er nun noch

hinzu, daß auf die Armee nicht zu rechnen sey, so brachte er Verzweifelung in die Seele des Königs, und überlieferte ihn gänzlich dem Hofe und den Privilegirten, die geschickt genug waren, alle kleinen Vortheile der Intrigue zu benutzen.

Die beiden Sätze: Die Armee ist ungehorsam, und es gibt Aufwiegler, — waren allein schon hinreichend, alle Ideen für immer in Verwirrung zu bringen.

Das Bedauernswürdigste hierbei ist, daß die Männer, die Herr Necker dem Könige als Aufwiegler schilderte, gerade die ausgezeichnetsten Männer waren, die nur keine dupes seyn wollten, weder von den schwarzen Planen des Hofes, noch von dem Wankelmuth des Thrones, weder von dem Vorrücken der Armee, noch von den Einbildungen des Herrn Necker.

Wie verschieden wäre die Stellung gewesen, wenn Hr. Necker dem Könige gesagt hätte: Man erzählt Ihnen von Aufwieglern, es gibt keine. Es gibt in Frankreich nur zwei Parteien: den Hof, mit allen Privilegirten, und die Nation. Der Hof umstellt Ew. Majestät mit Schlingen, mit bösen Eingebungen; gibt Ihnen ein geheimes Conseil, in dem Alles Intrigue und Treulosigkeit ist; wo der besondere Vortheil einzelner Körperschaften, den die Gerechtigkeit verwirft, als die Bedingung dargestellt wird, ohne welche der Thron nicht bestehen kann. Alle diese teuflischen Erfindungen haben keinen andern Zweck, als Ew. Majestät zu betrügen; sie werden keinen andern Erfolg haben, als Sie in das entsetzlichste Unglück zu stürzen. Die Nation verlangt Grundgesetze, einen Zügel für den Mißbrauch der Gewalt, eine Gerechtigkeit, die für jeden dieselbe sey. Dieß sind die Wünsche der Männer, die man als Aufwiegler bezeichnet. Es ist wahr, daß sie sich nicht damit begnügen, von diesen Wünschen

nur zu sprechen; sie wagen ihre Blicke auf die Höflinge zu werfen, welche sich beeifern, Ew. Majestät mit Betrug und Verläumdung zu umlagern; sie spüren ihren Winkelzügen nach; sie wollen nicht zugeben, daß das öffentliche Wohl von Menschen verhindert werde, welche die wahren Feinde des Thrones sind, weil sie die Feinde des Vaterlandes. Wenn sie in den Augen der Privilegirten Aufwiegler sind, so sind diese in den ihrigen nur niedrige Egoisten, strafwürdige Empörer. Darum soll man nicht genug eilen, die Sache des Throns von der Sache der Privilegirten zu trennen, unter denen schon zu lange die königliche Würde und Frankreich geseufzet haben.

Diese Sprache hätte man führen sollen, — und zwar aus einem sehr einfachen Grunde: sie allein enthält Wahrheit. Klar in ihren Folgerungen, hätte sie Vertrauen und Zuversicht eingeflößt. *) Wenn man dagegen die besten Bürger als Aufwiegler schildert, während nur am Hofe Aufwiegler gegen das Interesse der Nation und Feinde des Staats zu finden waren; so mußte dieser Irrthum die Unternehmungen der Gegner begünstigen.

Warum wird nachher so roh die Annahme der englischen Verfassung in Vorschlag gebracht? Man verpflanzt eine Verfassung nicht wie einen Baum, und eine Verfassung besteht nicht blos in der Errichtung eines Ober- und Unterhauses. Letzteres ist eine bloße Form, die ohne eine Menge

---

*) Ob Herr Bailleul dieß im vollen Ernste meint? — Die begeisternde Sprache der Wahrheit kann nur da überzeugen, wo Empfänglichkeit für sie vorhanden ist. Das Unglück der Könige will, daß sie von Jugend auf nur in der Logik der Privilegirten unterrichtet werden. — Indessen wäre Neckers Würde dadurch allerdings gerettet worden. Anmerk. d. Uebers.

Menge angemessener, unterstützender Einrichtungen, ohne einen allgemeinen, beseelenden Geist noch nicht genügen kann. Man sehe, wie weit es damit, nach dem eigenen Geständniß der Frau von Stael, gediehen war. „Während Herr Necker, sagt sie, seine Popularität wagte, indem er als Vertheidiger eines Oberhauses auftrat, hielten im Gegentheil die Aristokraten sich durch diese Institution ihrer Rechte beraubt.“

Wie hätte in der That die Volkspartei in ein Oberhaus willigen sollen, das nur aus Feinden der Nation bestand? Nichts war vorbereitet worden, diese Veränderung zu Stande zu bringen.

Als die Parteien schon einander gegenüber standen, war es nicht mehr Zeit zu diesem Vorschlage, oder man hätte in andern Elementen die Möglichkeit der Ausführung suchen müssen.

Frau von Stael glaubt, daß ihr Vater noch alles hätte ausgleichen können, wenn man eine von ihm entworfene Erklärung des Königs angenommen, die beinahe Wort für Wort derjenigen glich, welche von Ludwig XVIII zu Saint-Ouen (am 2. Mai 1814) gegeben wurde. „Eine Partei der Deputirten des dritten Standes, an deren Spitze Mounier und Malouet, berieth sich mit Herrn Necker; aber die andere Partei wollte eine Revolution, und begnügte sich nicht, das zu empfangen, was sie lieber erobern wollte.“

Wodurch kann eine so gehässige Anklage gerechtfertigt werden? Wo ist der Beweis dafür? Wie? um das Vergnügen zu haben, Lärm zu machen und sich dem unseligen Wechsel der Volksbewegungen auszusetzen, hätten die besten Bürger ein gewünschtes Gut, das man ihnen anbot, zurückgewiesen? — Es ist betrübt! Wenn man von

den Menschen im Allgemeinen spricht, vergißt man nur zu leicht die Achtung, die man sich gegenseitig schuldig ist. Ist darum die Verläumdung weniger strafbar, weil sie sich über viele Personen erstreckt, und diese so scharf bezeichnet, als wäre nur von dem Einzelnen die Rede? — Doch handelt sich's hier nicht blos von Menschen: die falsche Meinung, die man über sie verbreitet, trifft auch die Dinge, und führt deren Sturz herbei. Die Verläumdung wird in diesem Falle die Quelle eines historischen Irrthums, der eine ganze Generation belastet, um sie den schrecklichsten Unfällen auszusetzen. Die Verläumdung reizt die getäuschte Regierung zu gewaltsamen Maßregeln, die tausend Bürgern Ruhe und Leben kosten können, weil sie sich als Vertheidiger der öffentlichen Freiheit zeigten oder noch zeigen. Diese Maßregeln würden Catastrophen herbeiführen, denen neue Revolutionen folgen müßten. So entstellen Irrthümer, die man leichtsinnig über Menschen verbreitet, die Ideen und die Verhältnisse der Dinge, so verewigen sie die Unordnung. Wie kann man die Feder den Schriftstellern entreißen, welche solche furchtbare Uebel hervorrufen?

Weil Herr Necker die achtungswürdigsten Bürger für Factionsmänner hielt, darum gewann die wirkliche Faction der Privilegirten ein um so gefährlicheres Uebergewicht, als das Haupt der Regierung keine andere Zuflucht sah. Diese falsche Meinung war, einmal aufgegriffen, nicht wieder zu zerstören. Die Faction der Privilegirten führt noch heute dieselbe Sprache, wie vor dreißig Jahren; sie bezeichnet mit denselben Farben, in denselben Ausdrücken die Meinungen, welche der neuen Ordnung der Dinge günstig sind; die Menschen, welche ihr treu geblieben. Es wird auch nicht anders werden, ehe nicht die Regierung durch tagtägliche Akte diese Faction und

ihre Unternehmungen zurückstößt, und sie, nachdem die Revolution vollbracht und ihr Resultat geheiligt ist, als die einzige Ursache alles öffentlichen Unglücks und als ihre eigene Todtfeindin brandmarkt.

Keine Rücksicht kann mich abhalten, die Proscription der Menschen, und die Proscription ihrer Grundsätze für ein und dasselbe zu erklären. Was soll aus den Grundsätzen einer Regierung werden, wenn diejenigen, welche sich dazu bekennen, als Aufwiegler von denen behandelt werden, welche sich für Feinde derselben erklärt haben; und wenn die letztern alle Aemter oder die meisten in einem Regierungssystem, das sie verwerfen, im Besitz haben? Man täusche sich nicht. Entweder müssen neunzehn Zwanzigstel der Bewohner von Frankreich ausgerottet werden, damit die Herren Privilegirten die alleinigen Herrscher bleiben; oder die Autorität muß mit furchtbarem Arme diese monarchischen Menschen niederwerfen, damit sie dem neuen Gouvernement erlauben, Platz zu nehmen und alle Einrichtungen zu treffen, die seine Sicherheit und das öffentliche Wohl erheischen.

Es ist oft gesagt worden: die Revolution hätte ihr Ende erreicht.

Man gebe wohl Acht!

Die Revolution wird geendet seyn, wenn die angeblichen Aufwiegler, wie sie von Herrn Necker, und lauter und unbedingter in unsern Tagen von der Faction der Privilegirten genannt werden; die Revolution, sage ich, wird ihr Ende erreichen, wenn diese angeblichen Factionsmänner als die Väter des Vaterlandes geehrt seyn werden; wenn die Regierung im Geist und in der That, nebst allen ihren Angestellten mit den Grundsätzen der Charte, welche die Revolution selbst ist, zur vollkommenen

Uebereinstimmung gelangt ist. So will es die Gewalt der Dinge, und keine Macht der Welt wird sich ungestraft ihr widersetzen.

Diese Lehre, ich läugne es nicht, ist so weit von den Behauptungen der Frau von Stael entfernt, als die beiden Endpunkte am Durchmesser der Erde. Sie beweist nicht, was sie sagt, und sie kann es nicht beweisen. Hat sie die Gewissen erforscht? die Gewissen der Männer, die lebten und handelten, als sie kaum auf der Welt war? Wer gibt ihr ein Recht, solche ausschweifende, verbrecherische Absichten bei ihnen vorauszusetzen?

Die Partei, die nach ihrer Beschuldigung eine Revolution wollte, hat diesen Vorwurf nicht verdient.

Ich erinnere mich sehr wohl, welchen Eindruck die Rede des Herrn Necker bei Eröffnung der Reichsstände zurückließ; ich erinnere mich seines ganzen Benehmens in diesem entscheidenden Augenblicke. Da war Niemand, der nicht einsah, daß Herr Necker nicht nur der Vermittler, sondern der Gesetzgeber von Frankreich zu werden beabsichte. Die Reichsstände sollten ihm nur zur Sanction seiner Plane dienen. — Alle Zeitgenossen waren Zeuge dieses Eindrucks. Der Ton, in welchem er die Versammlung schulmeisterte, mißfiel allgemein; viele Deputirte glaubten in ihm einen Cotterie-Anführer zu sehen, der, eingenommen von seinen Ideen, keine Ahnung hatte, auf welchem Boden er sich bewege. Hundert Stellen in dem Werke der Frau von Stael beweisen die Richtigkeit dieser Beurtheilung.

Neckers Plane wurden verworfen; nicht, weil man zum Zeitvertreib eine Revolution haben wollte, sondern weil sie nur eine Aenderung, keine Verbesserung des Vorhandenen, ein Riß in das alte Gebäude waren, ohne ein neues in bestimmter Form sichtbar zu machen. Ihre

Ausführung hätte zwischen der alten und neuen Ordnung vielmehr einen ewigen Krieg organisirt, als dem Staate Dauer und Festigkeit gegeben.

Die Hauptursache, welche Malouet's Partei von der andern, (die als Aufwiegler zu bezeichnen Frau von Stael nicht müde wird,) getrennt hat, lag darin, daß die letztere vor allen Dingen ungeheuchelte Treue und Redlichkeit verlangte. In dem Saale des Herrn Necker selbst beweinten sie die Gefahr des Vaterlandes: „Wir würden vieles bewilligen, riefen sie aus; aber geht man auch aufrichtig zu Werke?“ —

Dieß waren die Gesinnungen der Aufwiegler! — Und noch heute wagt man ihre Absichten zu verläumden? Wie konnten sie an Aufrichtigkeit glauben, während vor ihren Augen die wüthendsten Feinde der Volksrechte im Rathe des Königs das Wort führten? während das beleidigende Geschrei gegen die Nation unter den Stufen des Thrones sich hören ließ? während jeder Tag feindselige Entwürfe offenbarte, und man von allen Seiten die bewaffnete Gewalt versammelt sah, um die Entschlüsse der Finsterniß auszuführen? während endlich jederman wußte, daß der Minister, der alle Parteien dem höchsten Interesse unterwerfen zu können vorgab, selbst nichts war, als ein trauriges Spielzeug für die Schwäche des Fürsten, für die Intriguen einiger Frauen, und für die unverschämten Ränke der Hofschranzen?

Konnten Worte beruhigen, wo die That den Schrecken verbreitete? Waren sie mehr als bloße Lockspeise? — Vor allen Vorschlägen hätte der Hof aufhören müssen die Regierung zu seyn, und diese hätte sich der Freiheit so günstig zeigen müssen, als sie bisher das Gegentheil gethan; jede ihrer Maßregeln hätte ihre Aufrichtigkeit beweisen müssen.

Vergebens spricht Frau von Stael: „Necker kämpfte gegen den Hof zu Gunsten der Nationalfreiheit, und vertheidigte zu gleicher Zeit das königliche Ansehen und selbst den Adel gegen den dritten Stand. Alle seine Bemühungen waren dahin gerichtet, den König gegen die Hofleute, und die Deputirten gegen die Aufwiegler zu schützen.“

Wer mit dem Hofe kämpft, hat ihn noch nicht überwunden; und dieß war es eben, was die größte Unruhe erregte. Wer konnte einen Sieg verbürgen, der lange nachher noch nicht errungen war? War es genug, ein Paar aus Neckers Munde gekommene Worte feierlich anzuerkennen?

Herr Necker hatte nicht nöthig, das königliche Ansehen gegen den dritten Stand zu schützen; dieser dachte nicht daran, es anzugreifen. Gegen die alten Vorurtheile aber, gegen den Hof und gegen den Einfluß der Privilegirten that es Noth, die Selbstständigkeit des Regenten zu sichern. Der dritte Stand war wie eine neue, unbekannte Macht; man fürchtete sie, wie man sich vor Phantomen fürchtet. Indem der Minister annahm, es gelte das Königthum gegen sie zu vertheidigen, entstellte er die Wünsche der Deputirten, verleitete den König zu Irrthümern und stürzte ihn in den Abgrund der Privilegien. Es gibt in der Politik, besonders zu Zeiten einer Crisis, keine kleinen Fehler; dieser war unermeßlich.

Der Adel war nur gegen seine eigene Wuth in Schutz zu nehmen. Man mußte ihm bemerklich machen, daß er sich gegen fünf und zwanzig Millionen Menschen in Widerstand setze, und daß er in diesem Kampfe nothwendig unterliegen müsse.

Endlich hätte Herr Necker sich selbst schützen müssen, gegen die ausschweifende Vorstellung, die er sich von seinem Einfluß auf die Reichsstände gemacht hatte; gegen

den Fraubasengeist seines Salons, gegen zu große Ansprüche und gegen die vorgefaßte Meinung, welche ihm die besten Bürger als Aufwiegler vorspiegelte.

Die Stellung, in welche sich Hr. Necker gesetzt hatte, ist höchst merkwürdig, und verdient eine besondere Prüfung.

Er wollte sich in der Mitte halten zwischen der adelichen Faction und der Volkspartei; darin glaubte er, bestehe die Klugheit und Mäßigung. Frau von Stael sieht noch zur Stunde in dem Entschluß, sich auf dieser Linie zu behaupten, den Beweis des Genies und das Meisterstück einer erfahrnen Politik.

Gleichwohl war es nur ein System der Ueberlistung, das auf einem großen Irrthum ruhte, und dessen Unhaltbarkeit in mehreren Epochen der Revolution erwiesen wurde.

Der Irrthum kam daher, daß Necker die Nation eine Partei nannte. Er stand nicht hoch genug, um über die andern beiden Stände, Adel und Geistlichkeit, hinweg zu sehen; vielmehr behandelte er den dritten Stand, als sey er wirklich nur ein Drittel des Ganzen. Daher kamen die Unterhandlungen, um Interessen zu schonen, die man ferner nicht anerkennen wollte; denn nach den allgemeinen Begriffen und nach den feierlich verkündeten Beschlüssen *) hatten die beiden andern Stände aufgehört zu seyn. Es war also jetzt dem Hrn. Necker nicht mehr möglich, sich mit einer Versammlung zu verstehen, die nur Ein Interesse, das Interesse der Nation gelten ließ. Der dritte Stand war nicht mehr dritter Stand, er war die Nation. Die Nation aber ist kein

---

*) Nachdem sich die Abgeordneten des dritten Standes für die Nationalrepräsentation erklärt hatten.

Theil, kein Glied; sie ist das Ganze. Hr. Necker also, der sich zwischen der Faction der Privilegirten und der Volkspartei, d. i. der Nation selbst stellen wollte, hatte sich dem Nichts gegenüber gestellt. Der Adel wies ihn zurück, weil er sich zu den volksthümlichen Lehren bekannte; die Nationalversammlung wies ihn ebenfalls zurück, da er Vergleiche, halbe Maßregeln vorschlug, die durchaus mit der Einheit der Volksrechte unverträglich waren. Als gefährlich in den Augen der einen, als ein Gegenstand des Mißtrauens für die andern, fand er sich allein mit einigen Freunden, die sich wie er getäuscht hatten.

Es möchte schwer seyn, eine falschere Stellung mit gleich verderblichen Folgen auszusinnen. Da dieser Minister der Nationalversammlung nur Unzufriedenheit und Mißtrauen einflößte, so fehlte es an einem Bande zwischen dem Oberhaupte der Nation und ihren Repräsentanten. Der König fühlte sich bedrängt von so vielen Widerwärtigkeiten; der Mann, der ihn auf dem Wege führen sollte, welcher einem bisher unumschränkten Monarchen durchaus neu war, — dieser Mann selbst gab ihm beunruhigende Winke; seine Meinung, seine Ansicht der Dinge mußten sich immer mehr verwirren und ihn zu falschen Schritten verleiten, wobei unfehlbar die Entschlüsse der Repräsentanten einen immer feindlichern Charakter annahmen. Diese Folge war unvermeidlich; denn es war den Deputirten fortan unmöglich, sich in den Schranken zu halten, welche die Natur ihres Berufs ihnen anzuweisen schien. Die Regierung offenbarte unaufhörlich entgegengesetzte Absichten, und handelte im Sinn dieser Absichten: man mußte entweder auf alle Hoffnungen der Nation verzichten, oder die Regierung selbst beherrschen. So bald diese, durch die Umstände nur zu

sehr gerechtfertigte, Durcheinanderwerfung der Autoritäten einmal vorhanden war; konnte der hellsehendste Verstand nicht mehr bestimmen, wo das Uebel Halt machen würde. Die Faction der Privilegirten schrie unaufhaltsam über Usurpation, welche sie gleichwohl selbst durch ihren Widerstand nothwendig machte; die Repräsentanten sahen sich dadurch gezwungen, ihre Wachsamkeit und Energie zu verdoppeln. Auf der einen Seite verkannte die königliche Macht ihr wahres Interesse; auf der andern war die Nationalversammlung fest entschlossen, das ihrige nicht aufzugeben. Man mußte den ganzen Kreis eines schrecklichen und unbestimmten Kampfes durchlaufen, weil dadurch allein ausgemittelt werden konnte, auf welcher Seite sich Stärke und Wahrheit befanden.

Ein anderer Erfolg ist nie zu erwarten, so bald man sich einer zweifelnden Politik überläßt, die weder eine Idee festzuhalten, noch einen Entschluß auszuführen versteht. Jede Regierung, welche sich nicht in die Mitte des Volks zu stellen, und mit Freunden der Freiheit zu umgeben weiß, wird einen unsichern Gang haben. Nach einem Maßstabe, den die Nothwendigkeit gebieterisch vorgezeichnet hat, lassen sich im Voraus alle Beklemmungen und Gefahren berechnen, denen das Gouvernement jedesmal ausgesetzt seyn wird, so bald es sich von jenem Mittelpunkt entfernt.

Hr. Necker hatte durch das von ihm befolgte System sich nicht nur nicht in die Mitte der Nation, er hatte sich völlig auf die Seite aus ihrem Kreise hinaus gestellt.

„Es ist ungerecht, sagt Frau von Stael, ihn wegen der Unglücksfälle verantwortlich zu machen, die daraus entstanden, daß man seinen Rath nicht befolgte.“ — Freilich, man befolgte ihn nicht genau; aber man hätte es vielleicht gethan, wäre er besser gewesen. Und dieß

ist die Frage. Es kommt hier nicht darauf an, Herrn Necker den Prozeß zu machen; man darf aber noch viel weniger wegen seinen Fehlern diejenigen verantwortlich machen, welche weder denselben Einfluß noch dieselbe Verbindlichkeit hatten. Die Monarchie ward gestürzt, nicht durch ein dem seinigen entgegengesetztes System, wie Frau von Stael meint, auch nicht durch ein noch schlechteres; sondern durch eine Folge von Ereignissen, die alle aus ein und derselben Ursache hervorgingen. Frau von Stael selbst bezeichnet diese Ursache ganz richtig, wenn sie sagt: „Es ist kein Zweifel, daß die Privilegirten den Thron mit in ihren eigenen Sturz hineingezogen haben.“ — Dadurch daß man dem König Aufwiegler zeigte, wo keine zu finden waren, hatte man den Thron in die Reihe der Privilegirten gestellt. Herr Necker durfte sich hierüber um so weniger täuschen, als er selbst erzählt, wie die Königin und die (damals) jungen Prinzen, umgeben von der Faction der Edelleute, Rath hielten, um das, was Frau von Stael die englischen Institutionen nennt, zu verwerfen.

Was that Hr. Necker, als er in diesen ernsten Umständen das Schicksal des Staats dem Rathe der Unerfahrnen überliefert sah? Wird man glauben, daß in seinem Geiste nichts von Vorausicht, in seinem Charakter nichts von Energie sich blicken ließ, was doch so nothwendig gewesen? Gleichwohl muß in seiner Familie keine Tradition darüber sich erhalten haben; sonst würde Frau von Stael sie uns mittheilen, und nicht statt dessen sich abmühen, zu beweisen, daß die Urheber der schlimmen Rathschläge zu dem Adel der zweiten Classe, nicht aber zu ihren lieben historischen Familien gehörten. — Wer kümmert sich, ob die Edelleute der ersten oder zweiten Classe dieß oder jenes thaten? Es kam darauf an, die

Augen aufzuschlagen über die Faction der Privilegirten, die sich mit allen ihren Erinnerungen bewaffneten, die mächtig durch Reichthum und Stellen, und der einzige Umgang eines in seinen Meinungen schwankenden Fürsten waren. Hier befand sich die Opposition gegen das Volk, hier waren die wahren, die einzigen Aufwiegler. Den König verleiten, sie anderswo zu sehen, ich wiederhole es, hieß alles verderben.

Zum deutlichern Verständniß sey mir erlaubt, mich zu erklären, was ich unter Faction und unter Partei verstehe. Faction nenne ich eine Verbindung von Individuen, welche die Absicht haben, die Gesetze und eine bestehende Regierung umzustoßen. Partei nenne ich eine Anzahl Bürger, welche ihre eigene Meinung über die Mittel haben, wodurch gute Gesetze und eine gute Regierung erlangt und erhalten werden können. Die Privilegirten also, welche die Wiederherstellung ihrer Vorrechte und eine willkührliche Regierung beabsichten, sind eine Faction; die Menschen dagegen, welche glauben, daß der König nicht die Initiative der Gesetze haben sollte, oder daß die Wahlmänner mehr oder weniger als dreihundert Francs Abgaben zahlen müßten, — sind eine Partei.

Das Projekt, ganz Frankreich mittelst einer zu Paris errichteten Municipalregierung zu beherrschen, gehörte einer Faction; desgleichen die Idee, Frankreich zu theilen und einen Staatenbund einzuführen, — wenn anders jemals ein Mensch diese Idee gehabt hat.

Uebrigens muß man der Frau von Stael Gerechtigkeit widerfahren lassen: selbst da, wo sie sich am meisten den vorgefaßten Meinungen hingibt, kommen ihr die richtigen Begriffe fast wie unbewußt, und schleichen sich in

ihre Blätter ein. Am Ende dieses Capitels sagt sie, als ob es ihr plötzlich wieder einfiele: „Dem Adel vielmehr hätte der König am 23. Juni gebieten sollen.“ — Allerdings, dem Adel! In England vergaß der Adel nie, daß er mit Hülfe der Gemeinden dem königlichen Despotismus widerstanden hatte. Die Könige von Frankreich hätten sich stets erinnern sollen, daß sie mit Hülfe der Gemeinden den Adel gezähmt, und ihre eigene Macht erobert hatten; dieser Bund mußte unauflöslich seyn. —

Ein und zwanzigstes Capitel.

Ereignisse, welche durch die königl. Sitzung vom 23. Juni 1789 herbeigeführt wurden.

In dieser Sitzung, in welcher man sehr unzeitiges Aufsehen machte, ließ der König zwei Verkündigungen ablesen, deren eine die Beschlüsse der Versammlung, namentlich denjenigen, wodurch sie sich für eine National-Versammlung erklärt hatte, cassirte. Man weiß, daß die Versammlung durch das Manöver der zu bekämpfenden Faction sich nicht schrecken ließ, sondern bei ihren Entschlüssen beharrte, und daß dieser Schritt des Königs die Gemüther in Aufruhr brachte. Frau von Stael sagt: „Der König und die Königinn, erschreckt, ließen Herrn Necker (der den Tag zuvor seine Entlassung genommen) am Abend nach der Sitzung rufen, und baten ihn beide, im Namen der öffentlichen Wohlfahrt seine Stelle zu behalten. Die Königinn verpflichtete sich feierlich, fortan nur seinem Rathe zu folgen. Und dieß war damals auch ihr Entschluß, weil die Volksbewegung sie erschüttert hatte. Da sie jedoch überzeugt war, daß jede Beschränkung der königlichen Gewalt ein Unglück sey, so mußte sie wieder unter dem Einfluß derer zurückfallen, welche diese Gesinnung mit ihr theilten.“

So heißt es von der Königinn. Das Folgende betrifft den König.

„Der König, man kann es nicht genug wiederholen, besaß alle einem constitutionellen Monarchen nöthige Tugenden; ..... aber, obgleich er sehr unterrichtet war, und besonders mit großem Antheil die englischen Ge-

schichtschreiber las: so konnte der Enkel Ludwigs XIV sich doch nur mit Mühe von der Lehre des göttlichen Rechts *) losmachen. In England wird diese Lehre als ein Verbrechen der beleidigten Majestät angesehen.“ (Daß man sie in England dafür ansieht, entscheidet noch nichts; man könnte sich dort so gut irren, wie in Frankreich.) „Wenn nun gleich Ludwig XVI durch seinen Charakter keineswegs dahin gebracht wurde, die unumschränkte Gewalt zu begehren, so war doch diese Gewalt ein unseliges Vorurtheil, dem er, zum Unglück für Frankreich und sich selbst, nie ganz entsagt hatte.“

Es ist bereits oben bemerkt worden, daß Hr. Necker nothwendig geglaubt haben muß, er werde die National-Versammlung beherrschen; aus der eben angezogenen Stelle muß man schließen, er habe auch gehofft, Meister über den König, die Königinn und den ganzen Hof zu werden. Zweimal Minister hatte er mehrere Jahre in der Nähe dieser erlauchten Personen gelebt; er konnte sich also über ihre wahre Gesinnung nicht täuschen; und Frau von Stael hätte das Obige nicht gesagt, wäre es nicht ihre und des Vaters Ansicht gewesen. Wie aber durfte er, bei seiner Klugheit und Umsicht, auch nur die geringste Neuerung vorschlagen, ehe er — nicht der guten Meinung, sondern der aufrichtigen Bekehrung des Monarchen zu constitutionellen Ideen sich versichert hatte? War es so schwer zu begreifen, daß der König, (mit

*) Aeltere Publizisten behaupteten, und neue Träumer beten es nach, daß den Fürsten von Gott selbst Gewalt über die Völker gegeben wäre; dieß nannten sie das göttliche Recht. Hat die Vernunft hierbei eine Stimme, so kann sie nur entscheiden: daß das Recht der Fürsten auf Ausübung der Gerechtigkeit beruht. Eine andere Legitimität erkennt sie nicht an. A. d. Ueb.

solchen Vorstellungen, wie Frau von Stael ihm gibt, und in der Umgebung eines Hofes, der gewohnt war, Frankreich wie ein Erbgut zu benutzen) nicht den starken Willen, den mächtigen, unerschütterlichen Entschluß zeigen würde, ohne welchen jeder Versuch einer Veränderung nur Unruhen und Katastrophen herbeiführen mußte? — Wahrlich, es ist nicht nöthig, eine weitere Erklärung über die Ereignisse der Revolution zu suchen. Eine Nation will Gesetze und Freiheit; ihre Regierung verweigert beide. — Noch mehr. Die Gewalt ist zufällig unter dem wohlwollenden Einfluß eines Ministers, wie Necker, gestellt, und gibt einige aufmunternde, begünstigende Zeichen. Die Nation überläßt sich den Hoffnungen. Von der einen Seite verspricht man mehr, als man zu gewähren geneigt ist; von der andern übertreibt man die Ansprüche, da man doch nur Rechte und die Gerechtigkeit wieder fordern wollte. Der Stahl ist geschliffen; ein Rückschritt nicht mehr möglich, ohne in einen Zustand, der schlimmer als der vorherige, zu verfallen. Wenigstens fürchtete man dieß, und so überließ man sich den Glücksfällen der Zukunft.

Endlich: hat Hr. Necker den Widerstand nicht gehörig in Anschlag gebracht, so darf man ihm dieß nicht zum Verbrechen machen; seine Lage war stärker als das Maaß gewöhnlicher Kräfte. Warum aber windet sich Frau von Stael in hundert Krümmungen, warum quält sie sich ab, um zu beweisen, daß er die Revolution geleitet, verzögert, gemildert ꝛc. haben würde .....? Wenn zwei Armeen sich gegenüber stehen, und den Kampf bereits begonnen, ist es hinreichend, sie auseinander zu treiben, daß man einige handvoll Staub dazwischen wirft?

Der König, der Minister und die National-Versammlung mußten Einen Zweck verfolgen. Sobald sie

in Grundsätzen und Absichten einander entgegengesetzt waren, mußte die kleine Taktik der Salons, der Bestechungen und der halben Bewilligungen fehlschlagen, selbst wenn das Vorrücken einer Armee nicht die ganze Treulosigkeit verrathen hätte.

Man verlangte im Namen der Nation nichts, das nicht eben so sehr in dem Interesse des Königs, als in dem ihrigen gewesen wäre. Daher war man berechtigt, jeden Widerspruch für die Wirkung der Intrigue und der Bosheit zu halten. Die Manövers der Privilegirten erforderten die ganze Aufmerksamkeit; gleichwohl zählt Frau von Stael zu den Mitteln, wodurch man der Crisis hätte zuvorkommen können, auch die Anwendung der Truppen, um die Aufwiegler im dritten Stande im Zaum zu halten. Einige Zeilen weiter denkt sie wieder anders, und sagt: „Im Verfolg der Revolution hat man wohl gesehen, wie Aufwiegler diese oder jene Partei in Bewegung brachten; im Jahr 1789 aber war ganz Frankreich beinahe einstimmig.“

Frankreich wäre einstimmig gewesen, wenn nicht die Privilegirten ihre eigene Meinung gehabt hätten. Wenn aber die Nation einig war, wo waren denn die Aufwiegler, gegen welche man eine Armee ausschicken mußte?

Frau von Stael ist im Irrthum. Um der Crisis zuvorzukommen, reichte das „Vertrauen“ nicht mehr hin; denn es war bereits getäuscht worden; eben so wenig konnte „die unbestimmte Unruhe über die Partei, welche die Truppen angreifen würden,“ wirken, und drittens konnte selbst „Herrn Neckers Popularität“ nichts mehr verhindern.

Die Mittel, die einzigen Mittel der Crisis zuvorzukommen, mußten in der Gesinnung des Königs gesucht werden, in seinem festen Entschluß, in Uebereinstimmung

gerade

gerade mit den Männern zu handeln, die ihm Herr Necker als Aufwiegler bezeichnet hatte. Von dem Augenblicke aber, als der König sich in die Reihen der Privilegirten flüchtete, als eine Armee vorrückte, um die National-Versammlung aufzulösen, (wie Hr. Necker wußte, und Frau von Stael eingesteht) von diesem Augenblick an mußte man sich auf das Aeußerste gefaßt machen.

Zwei und zwanzigstes Capitel.

Revolution vom 14. Julius.

Frau von Stael erkennt die Größe dieses Tages an, sie erkennt, es wäre eine National-Bewegung gewesen, und daß keine innere oder fremde Faction eine solche Begeisterung hätte erwecken können; aber sie hält den 14. Julius für den Tag, an welchem die Monarchie gestürzt wurde. „Der Baron de Breteuil, sagt sie, der sich gerühmt hatte, in drei Tagen die Crisis zu beenden, war nur drei Tage Minister, doch lange genug, um den Umsturz der Monarchie mit anzusehen.“

Man erwäge alle Umstände dieses Ereignisses, man fasse den Geist, in welchem es vollbracht wurde, oder man halte sich auch nur an die angeführten Worte der Frau von Stael, und man wird sich überzeugen, daß dieser Tag weder das Königthum noch die Monarchie angriff.*) War es, nach dem Geständniß der Frau von

*) Aus dem historischen Gesichtspunkt betrachtet, könnte man allerdings sagen, daß der 14. Julius die Monarchie, nämlich das, was man damals für Monarchie hielt, gestürzt habe: die ganze Schwäche des alten Gebäudes wurde offenbar. Der Hof hatte Anstalten gemacht, die Hoffnungen des Volkes zu vernichten; das Werkzeug der Willkühr, die Armee, war um Paris versammelt; aber die Volksbewegungen erschreckten den Hof und er that in diesem Schrecken nun das Gegentheil von dem, was er thun wollte. So offenbarte er seine ganze Ohnmacht; Achtung und Vertrauen, diese moralischen Stützen des

Stael selbst, nicht die Faction der Privilegirten, die den König zu den Maßregeln verleitet hatte, wodurch, im Widerspruch mit den Wünschen des Volks, das Interesse dieser Privilegirten vertheidigt werden sollte? Und war eine furchtbare Reaction gegen die Bevorrechteten, aber zu Gunsten der Monarchie und zu ihrer Befreiung von dem aristokratischen und Feudal-Einfluß, den jene erhalten wollten, unter den gegebenen Umständen auf irgend eine Art zu vermeiden? — Aber der König befand sich unter

---

Thrones, mußten zu Boden stürzen. Da der König den Hof gewähren ließ, so war der Hof factisch der Souverain; der König hatte sich selbst seiner Würde begeben, indem er einer Partei gehorchte. Ein König ohne selbstständigen Charakter ist ein Unding und alle Ehrfurcht für ihn nur erlogen und geheuchelt. Der 14. Julius brachte diese ewige Wahrheit ans Licht, nicht nach dem Plan und der Absicht irgend einer Partei; sondern weil der König in der innern moralischen Ordnung der Dinge von seinem Thron gestiegen war, und ihn einer Faction übergeben hatte, die durch feindselige Maßregeln gegen die Rechte des Volkes ihre Verderbtheit, und durch die Unmöglichkeit, sie durchzusetzen, ihre Ohnmacht verrathen hatte. So wird es überall und zu jeder Zeit seyn: eine Regierung, welche ihr Interesse von dem Interesse der Nation scheidet, wird nothwendig schwach; persönliche Gutmüthigkeit kann sie noch eine Zeit lang in einem schwankenden Zustand erhalten; von dem Augenblicke aber, als irgend ein Ereigniß ihre Schwäche an den Tag bringt, beginnt ihr Sturz, und die Geschichte wird diesen Augenblick als den entscheidenden bezeichnen. — Dasselbe gilt von der Macht einzelner Parteien. So sind in Frankreich bei der letzten Ministerialveränderung die Ultras für immer gestürzt, weil das Geheimniß ihrer Schwäche allem Volke offenbar geworden ist. Anm. d. Uebers.

den Privilegirten? Dieß war das große Unglück. Sollte jedoch eine Nation sich von ihnen zermalmen lassen, nachdem sie alle Vortheile ihrer Stellung gemißbraucht hatten, um den König verrätherischer Weise zu betrügen, und die Nation in Knechtschaft zu erhalten? Die Interessen in dieser großen Katastrophe sind so scharf gezeichnet, daß es nicht erlaubt ist, ja, daß es nie erlaubt war, sich darüber zu täuschen: die Nation steht auf der einen, die Privilegirten ihr gegenüber auf der andern Seite. Weit entfernt also, daß der 14. Julius die Monarchie umgestürzt hätte, reinigte er sie vielmehr und bereitete ihr ein neues Daseyn, falls der Hof, von einer schrecklichen Erfahrung belehrt, die Grundsätze angenommen hätte, durch die allein Frankreich in Zukunft regiert werden konnte. *)

Will man, gegen das Zeugniß der Wahrheit, daß dieß der Umsturz der Monarchie war? Die Feinde der Revolution haben also Recht, wenn sie behaupten, daß die Revolution einen solchen Zweck hatte und noch gegenwärtig hat? Begreift man nicht, daß man dadurch den

---

*) Die Privilegirten halten die Grundsätze des Rechts und der Freiheit für das Todesurtheil der Monarchie: der Bestand ihrer Vorrechte heißt bei ihnen der Thron. Die erwachte Vernunft dagegen sieht den Thron nur in dem Verein aller Anstalten zur Sicherung des National-Interesse. Der Thron der Privilegirten muß stürzen, sobald die Menschen zur Besinnung kommen; der wahre Thron, der Menschen- und Bürgerrechte und das Interesse der Nation beschützt, ist für die Ewigkeit gebaut. Denn so lange Menschen Menschen sind, werden sie diesen Schutz nicht entbehren können. Ohne einen Stand der Privilegirten dagegen könnten sie sich allenfalls behelfen.

Anm. d. Uebers.

Gegnern Waffen in die Hand gibt, und den Staat an den Abgrund führt zwischen einer Verfassung, die vom Tode nicht wieder auferstehen kann, und zwischen einer Verfassung, die man nicht zum Leben kommen läßt.

In England war der Angriff unmittelbarer; der Adel und die Communen griffen die Könige an. Man hätte also damals eher sagen können, daß sie die Monarchie und das Königthum angriffen; gleichwohl war dieß nicht ihre Absicht: in dem Kampfe gegen die Könige bekämpften sie den Despotismus, dessen Niederlage der Sieg der Monarchie und des Königthums war.

In Frankreich griff man die Privilegirten an, nie aber das Königthum und die Monarchie; selbst nicht zur Zeit der Republik, wie ich in der Folge bis zur Evidenz zu beweisen hoffe.

Aus derselben Ursache war die falsche Stellung des Königs, als er nach Paris geführt wurde, nicht das Werk des Volkes. — Allerdings „jeder muß sich in seinem Rechte befinden, um aufrichtig seyn zu können.“ — War denn der König in seinem Rechte in der Mitte eines Hofes, der sich gegen das Interesse des Thrones und gegen den Willen des Volks empörte? Oder wäre er es nicht vielmehr in der Mitte eines Volkes gewesen, welches nichts von ihm verlangte, als daß er dieses Interesse endlich anerkennen und beschützen möchte? Billigte der König, was man von ihm verlangte, so waren auch die Huldigungen, die man ihm erwies, aufrichtig gemeint. Oder falls sich einiges Mißtrauen hinzugesellte, *) war

---

*) Frau von Stael sagt: „Die scheinbaren Huldigungen, die man unter solchen Umständen einem entthronten König erzeigt, empören alle edlen Gemüther.“ — Dieser Empörung hat man in neuern Zeiten zuvorzukom'

es nicht durch das bisherige Betragen des Hofes erzeugt, dessen nur zu bekannte Intriguen Haß und Zorn einflößten?

Die Stellung des Königs in der Mitte des Volks hätte nur durch einen innern Widerspruch zwischen dem Gedanken und der That falsch seyn können. Es wäre strafbar, einen solchen Widerspruch vorauszusetzen. Frau von Stael hat so wenig, als ich, ein Recht dazu. Folglich ist ihre Mißbilligung eines durch die Umstände gebotenen Schrittes, der keinen andern Zweck hatte, als den Monarchen auf alle Theilnahme an den Ansprüchen der Privilegirten verzichten zu lassen, diese Mißbilligung, sage ich, ist ungegründet, man mag sie auf die Stimmung des Volks, die dem Königthum durchaus günstig war, oder auf die Gesinnung des Königs beziehen; es ist nicht erlaubt, letzterer eine beleidigende Auslegung zu geben.

---

men gesucht; die lieben Engländer der Frau von Stael erweisen einem entthronten Fürsten keine scheinbare Huldigung, sie behandeln ihn mit Schmach, und die edlen Gemüther empören sich nicht darüber; sie fühlen nicht einmal, daß ihre eigene Ehre erfordert, einen Mann mit Achtung zu behandeln, den sie einst gefürchtet haben. A. d. Uebers.

Drei und zwanzigstes Capitel.

Rückkehr des Herrn Necker.

Hr. Necker erhält den Befehl, Frankreich zu verlassen. Gleich darauf, als er kaum in Basel angelangt ist, wird ihm die Einladung zugeschickt, seine Stelle im Ministerium wieder anzunehmen. Bei dieser Gelegenheit citirt Frau von Stael Burke's Worte: Hr. Necker wurde wie Pompejus zu seinem Unglück zurückgerufen, und setzte sich wie Marius auf Ruinen. Man hätte leicht eine bessere Autorität finden können, als diesen wüthenden Feind Frankreichs; auch wäre es ein grosser historischer Irrthum, wenn man die Faction der Privilegirten so ansehen wollte, als hätte sie in dieser Epoche nur noch Ruinen aufzuweisen gehabt.

Es ist überdem ein bedeutender Unterschied, ob dieser Irrthum von einem Contre-Revolutionär oder von einem Freunde der Freiheit ausgesprochen wird. Der erste bringt Deklamationen zu Papier, offenbart nur seine üble Laune oder die Verkehrtheit seines Geistes. Der andere dagegen soll mit Sorgfalt geprüft werden, weil man von ihm auf die Schattirungen der Meinung schließen kann, wodurch die verschiedenen Parteien unter Menschen gebildet wurden, die im Grunde von gleicher Gesinnung und gleichen Wünschen beseelt waren.

Ich habe die vorzüglichsten Fehler angezeigt, die Herr Necker sich bis diesen Tag zu Schulden kommen ließ. Weit entfeent, daß die Ereignisse ihm über die wahre Lage von Frankreich die Augen geöffnet hätten, brachte der 14. Julius seine Ideen nur noch mehr in Verwirrung.

„Wäre er nur ein Ehrgeiziger gewesen, sagt Frau von Stael, so war nichts leichter, als im Triumph zurückzukehren, und sich auf die Stärke der constituirenden Versammlung zu stützen.“ Worauf wollte er sich sonst stützen? Wenn er nicht mit ihr auf demselben Wege fortschritt, so mußte er sich gegen sie und für die Privilegirten erklären.

„Aber Herr Necker willigte nur in die Wiederannahme seiner Stelle, um sich dem Könige und Frankreich aufzuopfern. Er schmeichelte sich, dem Staate zu dienen, indem er seine Popularität verschwendete, in der Absicht, das königliche Ansehen und die Privilegirten zu vertheidigen.“

Ist es möglich eine solche Geistesrichtung zu begreifen? Das einzige Mittel, die königliche Autorität zu vertheidigen, bestand in der richtigen Leitung derselben; und der größte Dienst, den man den Privilegirten erweisen konnte, war, wenn wan sie hinderte, Thorheiten zu begehen. Weit entfernt, daß man deshalb seine Popularität verschwenden mußte, konnte man sie durch tägliche Beweise eines weisen, standhaften und wohl berechneten Betragens nur vergrößern. Hr. Necker konnte aber aus dem Kreise der einmal aufgefaßten Ideen nicht mehr hinaus; er verstand nichts, als was er sich so vorgebildet hatte. Bei seiner Art zu sehen, mußte jede seiner Maßregeln ein Fehlgriff seyn; und da war es nicht anders möglich, er mußte bald zu einem neuen Rückzug gezwungen werden. Dieß geschah, und von dem Augenblick gab es kein Frankreich mehr, — wenn man nämlich der Frau von Stael glauben will.

Ich bekenne, daß ich nichts davon verstehe, wie man bei einer Ueberlegenheit des Geistes, wie Frau von Stael besaß, sich so weit verblenden kann, daß man ausruft:

„Lebe wohl, Frankreich! du wolltest die Freiheit, und konntest sie damals so leicht erhalten!“ So leicht? Da man den Staat in seinen Grundfesten erschüttern, da man Alles, was mächtig war, angreifen und stürzen mußte! Und jetzt, — nach fünf und zwanzigjährigem Kampfe, da der Sieg noch bestritten wird, — kommt Frau von Stael und erzählt uns, mit welcher Leichtigkeit man die Freiheit hätte erhalten können! Wunderbar, wie alle Ideen sich verketten, wie der Irrthum den Irrthum, und in nothwendiger Folge die Ungerechtigkeit erzeugt! Man urtheile daraus, mit welcher Sorgfalt man sich dagegen verwahren müsse.

Hätte Frau von Stael die große Sache der Freiheit in ihrem vollen Lichte betrachtet, statt sie nur in einigen sehr beschränkten Ansichten des Herrn Necker zu sehen; hätte sie aufgemerkt auf den Kampf der Nation gegen die großen Körperschaften, die sie von allen Seiten umringten, und die noch heute ihre Raserei offenbaren, indem sie sich weigern, die eigene Ohnmacht anzuerkennen, hätte sie, sage ich, auf den weiten Umfang des Kampfplatzes mit überall offenem Auge hingeblickt: wie hätte es ihr einfallen können, Worte, wie diese, hinzuschreiben: „Ich bin jetzt verurtheilt, zuerst eure Fehler, dann eure Verbrechen, dann euer Unglück aufzuzeichnen.“ ...? Wie? Frau von Stael, die so leidenschaftlich die Freiheit liebt, — sie führt dieselbe Sprache, wie jene Gesellen der Lüge und Verläumdung, welche in ihrer höllischen Werkstatt das Unglück des Vaterlandes bereiten und zu Haufen bringen! Eine solche Genossenschaft hätte sie erschrecken und die ganze Größe der Gefahr ihres Irrthums zeigen müssen. Frankreich hat den Verbrechen widerstanden, nicht sie geübt. Wenn es einige Augenblicke Schmerzen empfand, so lag die Ursache in seinen grausamsten

Feinden. Seine Tugenden entflohen nicht mit Herrn Necker. Jedes Blatt seiner Geschichte beweist, was Frankreich im Innern für sein Glück, in der Fremde für seinen Ruhm gethan hat. Eben die fünf und zwanzig Jahre, die man uns stets als Zeiten der Noth, des tiefsten Elends schildern möchte, eben diese Jahre sind es, in denen unsere Fabriken und unser Ackerbau eine bisher unbekannte Vollkommenheit erreicht haben. Ein solcher Erfolg gehört nicht dem niedergeschlagenen Muth und den Verbrechen. Alle Gründe, die ihn herbeiführten, sind ehrenvoll; und unerlaubt ist es, eine Nation zu beschimpfen, welche mit solchen Beweisen ihren Verläumdern antwortet.

Bemerkung
über diesen ersten Theil.

Eine Meinung, welche man für die allgemeine anerkennen muß, weil sie die natürliche Folge der Fortschritte in der Aufklärung und Civilisation ist, ruft nicht nur zu Verbesserungen in der Verwaltung auf; sie wünscht, sie will, daß alle Theile der Gesellschaft nach den neuen Verhältnissen geregelt werden. Ein König, von den besten Absichten beseelt, dessen Erziehung aber in keiner Uebereinstimmung mit der neuen Ordnung der Ideen steht; unerfahrene Minister, welche die Nothwendigkeit der Veränderungen einsehen, aber in ihren Versuchen nicht immer glücklich sind; ein Hof, der unaufhörlich gegen jede Art von Verbesserung sich zu verwahren sucht; — dieß war der Zustand der Dinge, als die Gewalt der Ereignisse dem National-Willen in der Versammlung der Repräsentanten von Frankreich organisirte.

Hr. Necker, damaliger Minister, entwirft Plane, deren Absicht alles Lob verdient, die aber gleichwohl dem großen Momente nicht entsprechen. Der König billigt anfangs diese Plane; der Hof verwirft sie. Der König tritt wieder der Meinung seiner Umgebung bei, d. h. der Meinung des Hofs. Die National-Versammlung kann nichts als einige Ausgleichungen erhalten über Mißbräuche, welche sie bis in ihre kleinste Wurzeln ausrotten will; sie sieht darin keine Sicherheit gegen Unternehmungen eines Hofes, dessen Widerstand ihr bekannt genug ist. Hr. Necker und einige Freunde schildern dem Könige die achtungswürdigsten Männer, welche die Seele der Versammlung sind, als wären sie Aufwiegler. In dieser Lage ist ohne Zweifel jede Bemühung des Herrn Necker durch die Liebe zum Guten ein-

eflößt; aber jede seiner Bemühungen beruht auf einem Irrthum, der die allgemeine Auflösung herbeiführt. Dieses Betragen enthält den Keim aller nachfolgenden Begebenheiten. — Frau von Stael will beweisen, daß alle diese Irrthümer so viel Aeußerungen hoher Weisheit sind. Dieß ist die Quelle der unaufhörlichen Widersprüche, die man in ihrem Werke entdeckt. Außer den allgemeinen Grundsätzen, die gut sind, ist fast kein Wort zu finden, das nicht nachher durch einen entgegengesetzten Gedanken wieder vernichtet würde.

Das Studium der ersten Zeiten der Revolution muß gegenwärtig ein großes Interesse erwecken, nachdem es fast scheint, als beträten wir von Neuem dieselbe Bahn.

Die Faktion der Privilegirten ist noch immer lebendig; sie offenbart sich durch Schriften und Handlungen, die keineswegs zweideutig sind.

Das Nationalinteresse wird mit Eifer und Talent vertheidigt, und die Evidenz desselben gestattet ferner keinen Zweifel.

Gleichwohl bildet sich eine dritte Partey, welche gleich Hrn. Necker glaubt, sie könne sich zwischen zwei Extremen in einer weisen Mitte halten, — als ob die Nation ein Extrem wäre. Nach dem Beispiel der Herren Necker, Mounier und Mallouet, erklärt diese Partey die National-Schriftsteller, die hochherzigen und freimüthigen Freunde der Freiheit und der constitutionellen Ordnung, d. h. die ganze Nation, für Revolutionäre. Die Aehnlichkeit ist vollkommen, und die Resultate würden dieselben seyn, wenn nicht unterdessen die Ideen mehr Bestand gewonnen hätten, und wenn die Grundpfeiler unserer gesellschaftlichen Ordnung, durch unsere Verfassungsurkunde geheiligt, sich nicht wie ein Fels entgegenstellten, an welchem ihre erklärten Feinde und ihre heuchlerischen Anhänger scheitern müssen.

Kritische Untersuchungen

über das Werk

der Frau von Staël,

betitelt:

Betrachtungen über die wichtigsten Begebenheiten der französischen Revolution.

Zweiter Theil.

Erstes Capitel.

Mirabeau.

Mirabeau war ein außerordentlicher Mann. Seine Schriften, welche die Vervollkommnung der Civilisation beabsichteten, machten ihn berühmt; er ward zu einem erhabenen Amte berufen, band auf eine staunenswürdige Art seinen Namen an ein Ereigniß ohne Beispiel in der Geschichte, und ließ große Erinnerungen zurück. Alle diese Titel geben ihm die vollgültigsten Ansprüche auf Gerechtigkeit und Dankbarkeit, vielleicht auf Bewunderung seiner Zeitgenossen und der Nachwelt. Indessen ist unter diesen Titeln der heiligste in meinen Augen der eines Menschen. Ich wünsche, daß diese Eigenschaft der erste Gegenstand der Aufmerksamkeit, Achtung und Verehrung derjenigen seyn möchte, welche die Beurtheilung

der Sterblichen unternehmen. So will es eine gesunde Moral und die Billigkeit. Ein großer Ruf ist nur das Eigenthum Weniger; die Ehre ist das erste Gut Aller. Unter diesem gemeinschaftlichen Schilde müssen alle Individuen gestellt werden, selbst die achtungswürdigsten und berühmtesten Namen; denn ein glänzender Ruf gibt noch keine Vollmacht, die Rechte der Einzelnen, als Menschen und Bürger zu verletzen, und entschuldigt auch den Leichtsinn nicht, den man sich bei ihrer Beurtheilung erlaubt.

Diese Regeln sollen uns leiten, indem wir die Aeußerungen der Frau von Stael über Mirabeau würdigen. Sie macht ihn zum Gegenstand eines eigenen Capitels, das wir der Kritik unterziehen. Sie beginnt also:

„Man möchte sagen, daß in jeder Epoche der Geschichte Personen gefunden werden, die man für die Repräsentanten des guten und bösen Princips ansehen könne. So Cicero und Catilina in Rom; so Herr Necker und Mirabeau in Frankreich.“

Ich glaube im ganzen Verfolg meiner Arbeit bewiesen zu haben, daß Herr Necker nicht das gute Princip von Frankreich war, weil seine Ansichten den Umständen nicht gemäß waren, weil er weder das Bestehende zu erhalten, noch das Mögliche zu ergründen verstand, die Gegenwart falsch beurtheilte, und der Zukunft nicht Herr zu werden wußte. Jetzt wollen wir sehen, ob Frau von Stael mehr Recht hat, wenn sie Mirabeau für das böse Princip des Vaterlandes erklärt.

Bereits im XVI. Capitel des ersten Theils sagte sie: „Die Meinung, die man von seinem Verstande hatte, war sonderbar durch die Furcht vor seiner Unsittlichkeit vergrößert, und gleichwohl hat gerade diese Unsittlichkeit wieder den Einfluß vermindert, den seine erstaunlichen Fähigkeiten ihm sichern sollten.“ — Sie fügt hier hinzu:

„Er hatte sein ganzes Leben bis zum vierzigsten Jahr, wie alt er damals war, mit Prozessen, Entführungen und in den Gefängnissen zugebracht.“

Man hat so viel von Mirabeaus Unsittlichkeit gesprochen, daß wenn man ihm jetzt noch diesen Vorwurf nachruft, man den Beweis zu führen für unnöthig hält. Je schwerer jedoch die Beschuldigung, desto mehr erfordert sie sorgfältige, umsichtige Untersuchung, ehe man sie als gegründet anerkennen darf.

Geht man hierbei mit einiger Ordnung zu Werke, so wird man sich zweier Hauptpunkte erinnern.

Mirabeau ward nicht nur für einen eifrigen Anhänger der Revolution gehalten, man nannte ihn den Herkules derselben. Darum waren alle Feinde der Revolution auch die seinigen; und die Kurzsichtigen beneideten in ihm den Mann von überlegenem Geiste. Der Haß der Einen erfand, und die Eitelkeit der Andern griff auf, was nur irgend seinem Rufe schaden konnte.

Gab es jedoch wüthende Verläumder Mirabeau's, so fehlte es ihm dagegen auch nicht an Anhängern, Bewunderern und Enthusiasten; und, was mehr zu seinen Gunsten spricht, achtungswerthe Männer waren seine Freunde. Auf keine Weise verdienen seine Feinde das Zutrauen, das seine Freunde einflößen. Dieß mag hinreichen, einstweilen seine Verurtheilung aufzuschieben; es berechtigt zugleich, die Beschuldigung der Frau von Stael einer genauen Prüfung zu unterwerfen.

Die Moralität eines Menschen kann in seinem Betragen gegen seine Familie, gegen die bürgerliche Gesellschaft und die Personen, die seinen gewöhnlichen Umgang bilden, betrachtet werden.

Es ist wahr, man hat Mirabeau'n Abenteuer mit Weibern, Entführungen ꝛc. vorgeworfen. „Anstand in

den Sitten, Zügelung der zu heftigen Leidenschaften, Achtung für das Band der Ehe und für den Frieden der Haushaltungen sind unstreitig Pflichten, deren Erfüllung sowohl von der allgemeinen Ordnung, als von der Ruhe der Familien gefordert werden. Indessen ist die Uebertretung dieser Pflichten eine Art Unsittlichkeit, die einer besondern Reihe von Begriffen und Grundsätzen angehört, und bei uns diejenigen, welche sich derselben schuldig machen, nicht entehrt; es ist eine Verkehrtheit, gegen welche viele liebenswürdige Frauen, wie Frau von Stael eine war, und selbst Frauen von unbescholtener Aufführung, sich sehr nachsichtig gezeigt haben. Diese Unsittlichkeit, die — ich wiederhole es — an sich sehr tadelnswürdig ist, und an einem Prälaten verbrecherisch seyn würde, die jedoch keine Verderbtheit des Herzens und keine Niederträchtigkeit als nothwendig dabei voraussetzt, kann kein Verdammungsurtheil über das Betragen eines Staatsmannes begründen.

Mirabeau stand im Prozeß mit seiner Frau, mit seinem Vater; obgleich man in den Schriften jener Zeit auch liest, daß er dem Urheber seiner Tage die größte Ehrfurcht erwiesen habe. — Man kann ein sehr rechtlicher Mann seyn und in solche traurige Nothwendigkeit versetzt seyn. Der Verlust des Prozesses selbst wäre noch kein Beweis von Unsittlichkeit; und hier spricht eine starke Vermuthung zu Gunsten Mirabeaus. Man weiß, daß sein Vater wenigstens sieben und sechzig **lettres de cachet** gegen seinen Sohn und andere Glieder seiner Familie ausgewirkt hatte. Diese einzige Bemerkung beantwortet alle Folgerungen, welche die Bosheit aus diesen häuslichen Zwisten gezogen hat. Es wird dem Richter oft schwer zu entdecken, wer in dergleichen Streitigkeiten Recht, wer Unrecht hat; wie sollen nun die andern Leute

im

im Volke darauf ihr Urtheil über die Moralität der Prozeß-Führenden gründen?

Im Verhältniß Mirabeaus zur bürgerlichen Gesellschaft, ist nicht er über die Einkerkerungen zu rechtfertigen, sondern die Rechtmäßigkeit der Befehle, denen zufolge er gefangen saß, muß erwiesen werden. Wie, weil ein Bürger eine Zeitlang das Opfer des schrecklichsten Despotismus war, darum sollen seine Leiden der Bosheit noch als so viel Mittel zu seiner Beschimpfung dienen? Dieß wäre eine Niederträchtigkeit, eine doppelte Infamie, deren Gewicht auf seine Verläumder zurück fallen müßte. Der Frau von Stael, die sich mit so viel Stärke als Gründlichkeit gegen die Gewaltstreiche der Willkühr, und gegen die Regierungen erklärt, die sie sich erlauben, der Frau von Stael, sage ich, ziemt es weniger als jedem Andern, die verdammlichen Anschuldigungen zu wiederholen.

Will man gerecht seyn, so darf man an die Zeit, welche Mirabeau in dem Gefängniß zugebracht hat, nur in sofern erinnern, als man dem Einflusse nachforscht, den diese Verfolgungen auf sein Gemüth und auf sein Genie ausgeübt haben mögen. Er konnte sich hier den Studien ergeben, zu denen er in den Zerstreuungen der Welt nicht gekommen seyn würde; sein Charakter gewann dadurch an Energie. Wir verdanken diesen schmerzhaften Erfahrungen seinen Versuch über den Despotismus, und seine Schrift über die lettres de Cachet, welche eine große Sensation hervorbrachte; wir verdanken ihnen jenen Haß des Despotismus, der die Seele seiner Werke und seines Betragens war. In der Mitte des Volks, an den Höfen der Könige, in seinen zahlreichen Schriften, — überall führt er die Sprache der Freiheit; überall zeigt er die Nothwendigkeit, der Macht einen Zügel, den Völkern Sicherheit zu geben. Seine Worte und seine Hand-

lungen waren stets in vollkommener Uebereinstimmung. Nie erzählt man von ihm Handlungen des feigen Verraths, nie jene schändlichen Schliche, zu denen ein niedriges Interesse oder ein jämmerlicher Ehrgeiz die Menschen verführt, und welche die Anklage der Unsittlichkeit begründen könnten.

Ich habe mehrere Männer gekannt, die in vertrautem Umgange mit Mirabeau lebten, namentlich Cabanis, den er sehr liebte, und der ihn in seinen letzten Augenblicken nicht verlassen hat. Alle stimmten darin überein, daß sie seinen großen Eigenschaften huldigten. Er bezauberte und riß jeden mit sich fort, der ihm nahe kam; es war unmöglich, ihm zu widerstehen. Cabanis hing mit ganzer Seele an der Erinnerung, die ihm von ihm zurückblieb; unvergeßlich war ihm das Band, das ihn mit diesem berühmten Manne verbunden hatte; mit Entzücken sprach er davon, und mit lebhaftem Interesse hörte ich ihm zu. Da er viele Freundschaft und Güte für mich hatte, so unterhielt er mich sehr oft von ihm, und in allen zahlreichen Erzählungen, die oft ins Detail gingen, habe ich niemals einen Zug bemerkt, der nicht ehrenvoll für Mirabeau's Andenken gewesen wäre.

Ich für meine Person bringe zu diesen Untersuchungen weder Enthusiasmus noch Vorliebe; ich berichte Thatsachen und berufe mich auf Zeugen, die von mir wie von vielen Andern gehört wurden. Mich dünkt, es müsse für jedermann, wie für mich klar seyn, daß die oben angeführten Beschuldigungen der Unsittlichkeit Mirabeau's keineswegs erwiesen sind. Seine Schriften und sein politisches Benehmen sprachen dagegen. Auch begreift man nicht, wie Männer von Geist, welche die öffentliche Achtung genossen, treue Freunde und Anhänger eines verkehrten Menschen hätten seyn können; wenn er anders

nicht seine Laster so gut zu verbergen gewußt, daß der leiseste Argwohn derselben unmöglich war. In diesem Fall aber hätte eine aufrichtige Rückkehr zur Tugend selbst nicht mehr beruhigen können.

Nachdem wir sonach wenigstens einige Zweifel gegen die unbestimmte Anklage der Unsittlichkeit, die man wie ein Schreckbild vor dem Andenken und dem Ruhme Mirabeau's vorher flattern läßt, in der Seele des Lesers begründet zu haben glauben, wollen wir, ohne uns von der Wahrheit zurückscheuchen zu lassen, ferner vernehmen, welche furchtbare Klagpunkte Frau von Stael vorbringt, als weiteren Beweis und Probe der Unsittlichkeit. — Wahrheit oder Irrthum berührt hier zwar nur einen Mann, aber dieser Mann ist Mirabeau; was von ihm gilt, trifft alle Menschen, die seiner Meinung sind, und verbreitet Licht über diesen Zeitraum der Revolution.

„Die Meinung, die man von seinem Verstande hatte, war seltsam durch die Furcht vor seiner Unsittlichkeit verstärkt."

Wahrlich eine Furcht, die gar wunderliche Resultate bringt. Man möchte glauben, die Unsittlichkeit sey nicht so übel, und käme wenigstens der Eigenliebe trefflich zu statten.

Zur Zeit der Wahlen zeigt sich Mirabeau in dem Lande, wo er geboren ist, wo man ihn kennt; auf dem Schauplatz seiner ärgerlichen Prozesse, die zu so vielen Beschuldigungen Anlaß gaben. Man mußte dort also sehr gegen ihn eingenommen seyn? Wie war es gleichwohl möglich, daß er in der ganzen Provinz mit Enthusiasmus empfangen wurde? Frau von Stael erklärt uns das Räthsel: Die Furcht war es, die diesen Jubel erzeugte. Die Furcht gibt dem Unsittlichen alle Stimmen einer volkreichen Stadt wie Marseille; und eben diese Furcht diktirt

auch die Wahlzettel in der Ritterschaft von Aix; wo durch er also zu gleicher Zeit doppelt gewählt wird. Er erhielt aber in dieser Gegend nicht allein die Wahlstimmen; man kann sagen, daß er dort regierte, und selbst mit Weisheit regierte, wie es sein Rath an das Volk von Marseille über die Theuerung beweist. Wer kann eine solche Macht über die Gemüther mit der Versicherung der Frau von Stael vereinen, „daß seine Unsittlichkeit selbst den Einfluß verminderte, den seine außerordentlichen Fähigkeiten ihm sichern sollten?“

Sein Einfluß auf die constituirende Versammlung ist allgemein bekannt; ich habe nicht nöthig, daran zu erinnern. Wie und wodurch hätte denn sein Einfluß noch grösser werden können? Frau von Stael mußte es sagen, denn zu errathen ist es nicht.

Nicht weniger unbegreiflich ist, wie sie, bei den Grundsätzen, zu denen sie sich bekennt, ein solches Geschrei erheben kann: „Mirabeau, ausgerüstet mit dem kräftigsten und umfassendsten Geiste, hielt sich für stark genug, die Regierung umzustürzen, um über ihren Trümmern irgend eine Ordnung der Dinge, die das Werk seiner Hände wäre, aufzurichten.“ Frau von Stael beklagt sich, daß seit der Regierung des Cardinal Richelieu und der Regierung Ludwigs XIV Frankreich der absoluten Gewalt eines Einzigen, dieser verwerflichsten von allen politischen Combinationen, unterworfen gewesen; und hier zieht sie den Mann vors Gericht, der die Absicht hatte, dieses verwerfliche Gouvernement zu stürzen! Was will sie denn? Hätte etwa eine unumschränkte Monarchie zugleich neben einer constitutionellen Regierung bestehen können? Freilich, Hr. Necker wollte uns zu gleicher Zeit alles geben, die willkührliche Gewalt und die Freiheit, die Parlamente und

die Provinzialversammlungen, die Provinzialstände und die Reichsstände, und die englische Verfassung obendrein. Die Erfahrung hat bewiesen, daß so viel widersprechende Dinge nicht zu vereinen waren, — auf jeden Fall wäre auch durch die englische Verfassung die unumschränkte Monarchie gestürzt worden. — „Dieser riesenhafte Plan, fügt sie hinzu, brachte Frankreich und ihn selbst ins Verderben.“ Der Plan war also weise, wenn Hr. Necker ihn vorschlug; er war riesenhaft, wenn es Mirabeau that; hier bringt er Frankreich ins Verderben, dort rettet er es. Frau von Stael sieht irgend ein Gouvernement, das auf Ruinen errichtet wird, wenn es Mirabeau's Werk ist; diese Trümmer aber werden zum dauerhaften Fundament, wenn Herr Necker die Hand anlegt. Ist in allen diesen Widersprüchen das kleinste Element zu einer verständigen Anklage? Ist der Prozeß gegen Mirabeau und Alle, die wie er dachten, nicht zugleich die Verurtheilung des Herrn Necker? Und ist die Rechtfertigung des Herrn Necker nicht zugleich die Vertheidigung Mirabeau's?

„Mirabeau betrug sich anfangs wie ein Aufwiegler, wenn gleich seine wahre Ansicht die Ansicht des besonnensten Staatsmannes war.“ Wie soll man wissen, daß der Aufwiegler der besonnenste Staatsmann sey? Und wo ist der Beweis, daß der besonnenste Staatsmann sich wie ein Factionsmann betrug? Will dieß nicht eigentlich sagen, daß er sein Betragen nicht den Rathschlägen des Herrn Necker unterwarf?

„Da er sein ganzes Leben bis zum vierzigsten Jahr mit Prozessen, Entführungen und in den Gefängnissen zugebracht hatte, so war er von der guten Gesellschaft ausgeschlossen, und sein erstes Verlangen war, dort wieder zugelassen zu werden. Aber das Gebäude der bürger-

lichen Gesellschaft mußte in Brand gesetzt werden, damit die Thüren der Pariser Salons ihm wieder offen standen." Es ist nicht zu läugnen, für einen Mann, der alles wußte und alles voraussah, nahm er einen wunderlichen Weg. Wahrlich ein schönes Mittel: man macht sich zum Mordbrenner, um Zutritt in der guten Gesellschaft zu erhalten! — Frau von Stael erinnert sich also nicht, was in Marseille geschah, als Mirabeau die Stadt verließ? Sein Wagen war mit Palmen, Lorbeeren und Oehlzweigen bedeckt, die ganze Bevölkerung war an den Fenstern oder in den Straßen, und alles rief: Es lebe der König! Es lebe Mirabeau! Vier bis fünfhundert der ausgezeichnetsten jungen Leute ritten voran, und dreihundert Kutschen folgten ihm. Er war also nicht so ganz von Gott und den Menschen, selbst nicht von den Frauen verlassen. Und dieser Mann, der die Ansicht des besonnensten Staatsmannes hatte, sollte mitten in einem solchen Triumph ein Reich umstürzen, um die kleine Eitelkeit zu befriedigen, sich die Thüren einiger Pariser Salons zu öffnen. Er muß seinen Feinden wenig Blöße gegeben haben, da sie sich genöthigt sehen, seinem Betragen Bewegungsgründe unterzuschieben, die der gemeinste und seichteste Kopf zurückgewiesen hätte.

Ich übergehe andere Vorwürfe, die noch mehr von allem Verstande entblößt, und gegen die Mittel gerichtet sind, deren sich Mirabeau bediente, um Herrn Necker die Popularität zu rauben; oder gegen die Art, wie er vor den Augen der Pariser die Plane des Hofes entschleierte, — was, beiläufig gesagt, nicht schwer war. Ich komme zu einem ernsteren Klagepunkt.

„Mirabeau eilte, Grundsätze zu proklamiren, die alles auflösen und zerstören mußten, und doch war seine Ver=

nunft, so bald sie unabhängig von seinem Charakter wirkte, vollkommen weise und erleuchtet."

Diese Anklage wäre in dem Munde eines Contrerevolutionärs ganz an ihrem Platze; unbegreiflich aber wird sie in einem Werke, das mit der Anerkennung beginnt: Die französische Revolution sey eine der großen Epochen der geselligen Ordnung; sie wäre nothwendig und unvermeidlich gewesen. — Ich rufe mir ins Gedächtniß das Bild der Arbeiten Mirabeau's in dieser ersten Zeit der constituirenden Versammlung, und ich sehe ihn, wie er stets mit gleicher Festigkeit, gleicher Würde zu Werke geht, er mag über die Vereinigung der Stände sprechen, oder die Treulosigkeiten des Hofes aufdecken; er mag mit einem Zug seines Genies alle Kunstgriffe zurückscheuchen, oder den Grund zu dem neuen Gebäude legen, oder dem Volke Geduld, Ordnung und Ruhe befehlen. Seine Reden sind in Jedermanns Händen: man vergleiche sie mit dem dicken Hefte der Neckerschen Rede bei Eröffnung der Generalstaaten. In einer Ablesung von drei tödtenden Stunden erklärt Herr Necker im Grunde weder seine Ideen über unsern politischen Zustand, noch über den Zustand unserer Finanzen. Die Rede ist ein vollkommenes Räthsel; es fehlt ihr an Aufrichtigkeit, an Klarheit und Voraussicht, es fehlen ihr Begriffe, die man als Mittel zum Heil des Staates ansehen könnte.

Alles in dem Betragen Mirabeau's ist aufrührerisch, wenn man im Geiste und Interesse der Privilegirten urtheilt; im Interesse der Nation aber muß man darin zugleich die Voraussicht, die Energie und das Maaß bewundern.

„Nicht nur war Mirabeau's Verstand zu stark, um nicht die Unmöglichkeit einer Demokratie in Frankreich zu

begreifen; selbst wenn eine solche Regierungsform möglich gewesen, hätte er sich nicht darum bekümmert."

Ich glaube nicht, daß in allem, was von Mirabeau in seinen Schriften und in dem Andenken der Menschen zurück geblieben, eine Spur zu finden sey, daß er auch nur einen Augenblick die Idee gehabt, eine demokratische Regierung in Frankreich einzuführen. Frau von Stael verwechselt hier offenbar zwei sehr verschiedene Dinge: Mittel und Zweck. Mirabeau und alle Freunde des Volks und der Freiheit, welche die privilegirten Körperschaften stürzen wollten, weil ihre Existenz mit jeder reellen und dauerhaften Verbesserung unverträglich war, (wie Frau von Stael selbst in zwanzig Stellen ihres Werkes anerkennt,) bedurften nothwendig einer Stütze, und konnten diese nur in der Masse der Nation finden. Es war also wichtig, das Volk über sein Interesse zu belehren und seinen Willen zu bestimmen. Sicher ist es nichts anders als dieß, was Frau von Stael auflösende und zerstörende Grundsätze nennt. In der That mußte man die privilegirten Körperschaften auflösen, desorganisiren. Frau von Stael, die erklärte Feindin der willkührlichen Gewalt, würde eine constitutionelle Regierung nie ohne diese vorläufige Auflösung erhalten haben. Da ist man aber noch weit entfernt von der Demokratie, von welcher Mirabeau nie gesprochen hat. Der lange Widerstand der Privilegirten selbst hat zuerst die Idee einer Republik erzeugt. In allen Reden Mirabeau's ward er nie seiner weisen und erleuchteten Vernunft untreu; stets wurde der Zweck verfolgt, den die Freunde der Freiheit sich vorgesetzt hatten, und dieser war: eine auf positive Gesetze gegründete Regierung.

„Seine kostspieligen Neigungen waren Ursache, daß er stets Geld brauchte, und man hat Hrn. Necker vorge-

worfen, ihm keines bei der Eröffnung der Reichsstände gegeben zu haben.“ Zu welchem Endzweck? Damit er Herrn Neckers Meinungen beipflichte, da doch dieser genau genommen keine Meinung hatte? Die Superiorität Mirabeaus hätte ihm dieß nicht erlaubt. Nur so verblendete Menschen, als es Herr Necker selbst in diesem Augenblick war, konnten ihm den Vorwurf machen, von dem ihn zu reinigen sich Frau von Stael eine unnütze Mühe gibt. Man warf ihm vor, und mit weit größerem Rechte, daß er sich einem solchen Manne, wie Mirabeau, nicht zu nähern, daß er nicht in einem so fruchtbaren Geiste zu lesen gesucht, der alles wußte und alles voraus sah, dessen Vernunft so vollkommen weise und erleuchtet war, und der sich nie bei jener Politik der krummen Wege aufhielt, die zu jeder Zeit verächtlich, aber dann um so gefährlicher ist, wenn sie alle Leidenschaften aufregt und die entrüsteten Parteyen einander gegenüber stellt, während sie keine Katastrophen voraussieht, die doch bei ihrer Entfesselung unvermeidlich sind. — Der gehässige Argwohn der Bestechung, den Frau von Stael vorausschickt, ist rein umsonst, da sie zwei Zeilen weiter sagt: „Uebrigens mochte Mirabeau das Geld des Hofes annehmen oder nicht, er war einmal fest entschlossen, sich zum Herrn, nicht aber zum Werkzeug dieses Hofes zu machen.“ Also, sein Entschluß war bekannt; warum hätte man ihm denn Geld anbieten sollen? „Und nie hätte man über ihn gewonnen, daß er auf seine demagogische Gewalt Verzicht leistete, ehe nicht diese Gewalt ihn an die Spitze der Regierung gestellt hatte.“ Welcher Regierung? War es die gegenwärtige Regierung? Von dem Augenblick, daß er auf ihre Seite trat, verlor er die demagogische Gewalt. Durch ein solches Betragen entlarvt, und bald darauf vom Hofe ge-

stürzt, würde er von diesem Fall sich nie erhoben haben. Wahrlich, ein weniger hoch stehender Mann wäre nicht in diese Schlinge gegangen. — Wollte er an der Spitze einer demagogischen Regierung stehen? Frau von Stael sagte uns so eben, „sein Verstand wäre zu stark gewesen, um nicht die Unmöglichkeit einer Demokratie (die von der Demagogie noch weit entfernt ist) in Frankreich zu begreifen; selbst wenn sie möglich gewesen, hätte er sich nicht darum bekümmert.“

Die Noth erheischte von der Nation Bezwingung eines an alle Mißbräuche gewöhnten Hofes, wollte sie anders nicht in einen noch schlimmeren Zustand zurückfallen, als derjenige war, gegen dessen Unterdrückung sie ihre ersten Anstrengungen gerichtet hatte. Mirabeau und alle unter diesem Banner gestellten Deputirten erfüllten ihre Pflicht, indem sie ein solches Resultat (Bezwingung des Hofes) zu erlangen suchten. Stellt man sie als Zerstörer dar, die nur aus persönlicher Absicht handeln, so beleidigt man sie auf eine Art, die durch nichts gerechtfertigt wird, und die alle Regeln der Billigkeit verurtheilen. Einer Handlung, die man aus lobenswürdigen Beweggungsgründen erklären kann, schimpfliche unterschieben, heißt — verläumden.

Worin bestand denn die demagogische Gewalt, worüber sich Frau von Stael beklagt? Mirabeau ist durchaus frei von dem Volksstyl, der der Demagogie eigen ist. Aber er hatte, nach Frau von Stael, der Popularität Neckers den Todesstoß versetzt, nachdem dieser auf dem Stadthause gewisse Schritte gethan hatte. Da sie nun das Wort Popularität, im guten Sinne für Herrn Necker nimmt, und einen Gegensatz braucht, um die Volksgunst Mirabeau's in ein gehässiges Licht zu stellen, so muß letztere die Demagogie seyn. Darum wird Mi-

rabeau, der weniger Schwulst als Hr. Necker in seinem Ausdrucke, aber mehr Schwung hatte, als Demagoge geschildert. Ich kann hierbei einige Bemerkungen mir nicht versagen, über die Stärke und den Einfluß, den man durch das gewisse Etwas gewinnt, das Popularität heißt, wenn die Mittel unschuldig sind, und Demagogie, wenn man ausschweifende oder täuschende Mittel anwendet, als Betrug, Verläumdung ꝛc.

Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, ein Mensch oder mehrere Menschen, mit was immer für Talenten, können einen großen Einfluß in der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten blos dadurch erlangen, daß sie es wollen, und daß es ihrem Ehrgeiz zusagt. Die wirksame Kraft ist hier nur in der allgemeinen Meinung, in den Wünschen und dem Willen des Volks. Dieß weiß jetzt jedermann, und man weiß damit noch sehr wenig. Nicht so bekannt ist, wer diese Gewalt verleiht, und was ihren Charakter bestimmt? Sie scheint beweglich, fantastisch; es scheint, als wolle sie sich selbst völlig hingeben; aber sie verbannt heute, was sie gestern begünstigte. Woher kommen alle diese Launen? Aus ihrem Princip.

Die tribunische oder Volksgewalt, der Grad ihrer Stärke und ihr Charakter, hängen fast ausschließend von der Natur des Widerstandes und von dessen Umfang und Eigenthümlichkeit ab. Der Charakter der Individuen, welche diese Gewalt ausüben, modifizirt sie zwar in etwas; doch diese Schattirungen verlieren sich in der Farbe der Situation, worin man sich befindet.

Die tribunische oder Volksgewalt ist Nichts in einem Staate, in welchem Alles im Interesse dre Nation geordnet ist; sie wird sichtbar, vergrößert sich, und wird furchtbar nach dem Maße, als dieses Interesse von den Mächtigen verkannt wird.

Also, Herr Necker macht seine Rechnung (compte rendu) bekannt; er zeigt die möglichen Ersparnisse in den Finanzen, die Verbesserungen in der Verwaltung; er schlägt vor, dem dritten Stande eine Repräsentation zu geben, die in der Zahl der Abgeordneten jener der beiden andern Stände zusammen genommen gleich kommen; er spricht von Unterdrückung der Privilegirten in Absicht auf Steuerfreiheit, von der Toleranz in Angelegenheiten der Religion ꝛc. Und seine Popularität ist unermeßlich. Bald darauf schwankt und zögert er, täuscht sich über die Entwürfe des Hofes, über die Complotte, welche die Hoffnungen der Nation vernichten wollen. Dieser Widerstand zeigt, daß die Nation einen Mann brauche, dessen Blick schärfer ist, dessen Entschlüsse mehr Energie haben; — und Herr Necker verliert für immer seine Popularität. Es ist nicht Mirabeau, der sie ihm raubt; Hr. Necker selbst ist der Gegenwart nicht mehr gewachsen, und der überall gerüstete Widerstand fordert eine andere Art zu sehen, zu urtheilen und zu handeln. Das Gastmahl der Gardes-du-Corps in Versaille bringt vollends die vorsichtigen, scheuen Meinungen außer Credit: denn mit ihnen ist alles zu fürchten. Dieß Gastmahl ruft den fünften October herbei. Den Tag vor dem Schmauße wäre die Volksbewegung unmöglich gewesen. — Die Flucht nach Varennes *) gab der öffentlichen Meinung eine ganz neue Richtung. Kein Tribun, kein noch so großes Talent hätte diese Wirkung jemals hervorbringen können. — Im

*) Im Junius 1791 wurde bekanntlich der König auf der Flucht zu Varennes arretirt und nach Paris zurückgeführt. Von diesem Augenblick war alle Hoffnung, daß der König sich je mit der Revolution aufrichtig aussöhnen könne, verschwunden, und die Idee einer Republik verbreitete sich unter der Nation. Anm. d. Uebers.

Jahr 1793 sind unsere Grenzen von den Fremden überfallen, die westlichen Departemente eine Beute des Bürgerkrieges. Von diesem Augenblick ist alle Mäßigung von den Berathungen verbannt, und diejenigen, welche voraussehen, daß ausschweifende Entschlüsse nothwendig die größten Uebel herbeiführen mußten, werden als Verschworne behandelt. Der Sieg ihrer Gegner ist weder den Talenten noch dem wüthenden Charakter derselben zuzuschreiben; die Uebertreibung des Widerstandes hat ihn allein erzeugt. *)

Es ergibt sich hieraus eine sehr ernste Folgerung. Jedesmal, daß man sich in Opposition setzt gegen eine Regierung oder gegen den Geist einer Regierung, wird es dieser unmöglich seyn, bei drohenden Angriffen über die Vertheidigungsmittel Herr zu bleiben und zu bestimmen, wie weit man damit vernünftiger Weise gehen dürfe. **) Aus dieser Verwechselung des Angriffs und der

---

*) In der That wären die Jacobiner nie mächtig geworden, wenn nicht äußere und innere Feinde der Revolution unaufhörlich alle Mittel aufgeboten hätten, die Nation wieder in den Zustand vor 1789 zurückzustoßen. Diese Menschen haben ihre Hoffnung noch bis auf den heutigen Tag nicht aufgegeben. Anm. d. Uebers.

**) Die Privilegirten bildeten die Opposition gegen die constitutionelle Regierung, deren Mitglieder unglücklicher Weise selbst zur Opposition gehörten. Gewohnt ihre Person für die Regierung, und nicht für die Beamten derselben zu halten, nannten daher diese Privilegirten jeden einen Feind der Regierung, der gerade die legitime, die constitutionelle Regierung von dem Einfluß und den Angriffen einer herrschsüchtigen Partey befreien wollte. So nennen sich die Ultras gegenwärtig Freunde des Königs,

Vertheidigung entspringen so viele Irrthümer und falsche Urtheile. In der ganzen Geschichte der Revolution findet man nicht eine Maßregel, die nicht durch eine Ausforderung erzwungen wurde. Doch spricht man nie von dem Angriff; natürlich muß dann die Vertheidigung übertrieben scheinen. Man schilt sie ein Werk der Raserey, während man die Angreifenden zuerst anklagen sollte; denn diese brachten es dahin, daß die natürlichen Freunde des Friedens nichts mehr ausrichten konnten, daß die Mäßigung selbst compromittirt wurde. Der große Haufe begreift nicht, daß man der Gewalt etwas anders als die Gewalt entgegensetzen kann. In solchen Fällen mit Mäßigung handeln, würde ihm so lächerlich erscheinen, als wenn man Kanonenkugeln mit Schneeballen beantworten wollte.

Also: die Einzelnen, welche im Staate sich dem nicht unterwerfen wollen, was die große Mehrheit der Bürger verlangt, können sicher seyn, daß sie früh oder spät für ihre Verwogenheit bestraft seyn werden, und zwar nach dem Grade ihres augenblicklichen Sieges, indem sie nach und nach, bis zu ihrer gänzlichen Vernich-

---

während sie nur die Anhänger eines Schattenbildes sind, das in den Feudalzeiten König hieß; so nennen sie Feinde der Monarchie diejenigen Männer, welche nichts von einer solchen Puppe des Adels wissen wollen, sondern die Würde eines constitutionellen Königs, der das Interesse der Nation bewacht, aufrecht zu halten entschlossen sind. Diese Sprachverwirrung täuscht keinen besonnenen, aufrichtigen Menschen; aber nicht alle Menschen sind besonnen und aufrichtig. Die Ultras sind nirgend die Regierung, sondern ihre und der Nation Feinde.

Anm. d. Uebers.

tung, die dem Vaterlande ergebenen Bürger, zuerst die klügeren und standhaften, dann die stärksten und gewaltigsten gegen sich aufreizen. So bestimmt der Grad des Angriffs den Charakter der Vertheidiger, und so will es die Gewalt der Dinge.

„Er (Mirabeau) rief die Vereinigung aller Gewalten in einer einzigen National-Versammlung aus, obgleich er wohl wußte, daß eine solche politische Organisation für jedes Gute zerstörend seyn mußte.“

Konnte man anders verfahren, da die Deputirten Vollmachten hatten, die einer andern Ordnung von Ideen und Grundsätzen angehörten? Man mußte sie vereinen, um sie zu untersuchen und gewissermaßen zu nationalisiren. Man konnte und durfte von keinem andern Punkte ausgehen.

Eine gemachte Organisation darf nicht mit einer erst zu schaffenden verwechselt werden; bei der letzten kann die Möglichkeit zur Constituirung nur aus Einem Sinn hervorgehen. Wäre dieser gleiche Sinn aber zu erwarten gewesen, falls sich die gesetzgebende Gewalt in zwei Kammern getheilt hätte, deren jede ein ganz entgegengesetztes Interesse verfolgte? Mirabeau durchdrang die Aufgabe; er konnte sich hierüber nicht täuschen. Diese Schwierigkeiten wurden von ihm mit so viel Talent als Muth auseinandergesetzt. — Läßt sich nun das Betragen eines Staatsmannes aus so guten Gründen erklären, so ist es weder der Frau von Stael noch einem Andern erlaubt, zu behaupten, er habe diese Meinung vorgetragen, „weil er sich überredete, Frankreich wäre in seiner Hand, und er könne, nachdem er es in Verwirrung gestürzt, es nach seinem Willen wieder herausreißen.“

Hier eine andere, nicht besser begründete Beschuldigung: „Die Moral ist die Wissenschaft der Wissenschaften,

selbst wenn man dabei nur auf eine verständige Berechnung sieht." Nachdem Mirabeau der Unsittlichkeit bezüchtiget und, nach dem Urtheil des Blödsinns, überführt worden, benutzt Frau von Stael diesen Umstand, um zu beweisen, daß er nicht so viel Verstand hatte, als man allgemein glaubte. „Beschränkt ist stets der Geist, der die Harmonie nicht gefühlt zwischen der Natur der Dinge und den Pflichten des Menschen." Die Phrase klingt ein wenig romanhaft, doch ist die Anwendung auf Mirabeau nur ein Hieb in die Luft. Frau von Stael fährt fort: „Die kleine Moral tödtet die große, pflegte Mirabeau zu sagen; aber die Gelegenheit zur großen zeigt sich, nach seiner Meinung, fast nie im ganzen Laufe des Lebens."

Diese Worte Mirabeau's haben einen tiefen Sinn. Ich kann die Wahrheit und Stärke derselben nicht besser ins Licht setzen, als wenn ich ihn selbst seine Gedanken erklären lasse. Es handelte sich um die Untersuchung und Anerkennung der Vollmachten, und der Adel hatte bereits einen den dritten Stand beleidigenden Entschluß gefaßt. „Man verschone uns," sagte Mirabeau in der Sitzung vom 18. Mai, „man verschone uns mit den großen Gemeinplätzen über Nothwendigkeit allgemeiner Versöhnung. Nichts ist leichter, als durch ein frommes Wort solche Geister, die nicht tief ins Innere der Verhältnisse dringen, oder selbst gute Bürger zu rühren, deren sittliche Eigenschaften größer als ihre Kenntniß der Geschäfte, deren Eifer weiter reicht, als ihre Voraussicht. Jedes redliche Herz wünscht Friede und Einigkeit. Wer aber hell sieht, weiß, daß ein dauerhafter Friede keine andere Basis hat als die Gerechtigkeit, die wieder nur auf unwandelbaren Grundsätzen ruhen kann. Wird, wer nicht absichtlich blind seyn will, eine Versöhnung mit den Mitgliedern des Adels erwarten, nachdem diese es unter ihrer

Würde

Würde halten, sich zur Nachgiebigkeit herab zu lassen. Sie wollen uns Gesetze vorschreiben, welche jede Versöhnung unmöglich machen? ꝛc.“

Hier ist der Fall die große Moral von der kleinen zu unterscheiden. Wer darf zweifeln, welche von beiden der andern weichen müsse?

„Mirabeau hatte mehr Verstand als Talent, und nur mit Mühe sprach er auf der Tribüne aus dem Stegreif.“

Nachdem Frau von Stael die Ueberlegenheit seines Geistes anerkannt, nachdem sie gesagt hat, er wäre der besonnenste Staatsmann, seine Vernunft sey weise und erleuchtet gewesen, er hätte alles gewußt und alles vorausgesehen; nachdem sie alles dieses zugestanden, muß es als ein fast possierlicher Scharfsinn erscheinen, daß sie noch einen Unterschied zwischen seinem Verstand und seinem Talent macht? Wie will sie wissen, ob er mehr Verstand oder mehr Talent besaß, nachdem er von beiden in seinen öffentlichen Handlungen so mannichfaltige Beweise gegeben hatte? — Der Verstand ist die Fähigkeit zu sehen und zu begreifen, und das Talent die Fähigkeit das Gesehene wieder zu geben. Mirabeau zeigt beide Vermögen in so innigem Zusammenhange, daß es unmöglich ist, sie zu trennen, um einen Vergleich anzustellen und die verhältnißmäßige Stärke eines jeden zu bestimmen.

Ich verweile bei diesen Aeußerungen der Frau von Stael, weil sie beweisen, bis zu welchem Grade Neigungen oder Abneigungen ihr Urtheil verfälschen; dieß offenbart sich leider! in den wichtigsten Theilen ihres Werkes. Darum kann ich auch die Erzählung nicht übergehen, daß Mirabeau nur mit Mühe aus dem Stegreif reden konnte.

Wie soll man diese Behauptung mit einer andern vereinigen, die einige Zeilen weiter unten vorkommt? „Die Natur hatte ihn gut ausgestattet, indem sie ihm die Fehler und die Vorzüge gab, welche auf eine populäre Versammlung wirken: Bitterkeit, Spott, Originalität. Wenn er aufstand, um zu reden, wenn er die Tribüne bestieg, war die allgemeine Aufmerksamkeit gespannt." Ich bin so glücklich gewesen, die beiden am Ende des vorigen Jahrhunderts in zwei verschiedenen Fächern berühmtesten Redner zu hören: Gerbier und Mirabeau.

Kein lebender Mensch hat etwas Vollkommneres von rednerischem Vortrag gehört, als Gerbier in seiner Gewalt hatte. Die Natur schien ihn eigens zum öffentlichen Redner geschaffen zu haben. Alle physischen und moralischen Eigenschaften standen bei ihm in Harmonie. Der Ausdruck seines Gesichts war beseelt, geistvoll und edel. Klarheit und Ordnung, die charakteristischen Eigenheiten seines Verstandes, erhöhten den Reiz der Bilder einer blühenden, glänzenden Einbildungskraft. Eleganz und Geschmack geboten über alle Bewegungen seines Körpers, wie über die Fortschritte seiner Gedanken. Begabt mit dem feinsten, zartesten Gefühl gehorchte sein Organ, das schönste, das man jemals gehört hat, wundervoll allen Regungen seiner Seele; und die Steigerung seiner Stimme folgte so genau jener der Gedanken, der Nachdruck war so ergreifend, daß man nicht wußte, ob die Sinne oder der Verstand lebendiger aufgeregt wurden. Sogar sein sonst lächerlicher Kopfputz, die viereckige Mütze, schien mit Anmuth ihm aufs Haupt gesetzt zu seyn. Aber Gerbier hatte große Meister zu Vorgängern gehabt, und betrat als Triumphator eine bekannte Arena.

Mirabeau, am Eingange einer neuen Laufbahn, wo alles Hinderniß und Gefahr war, umgeben von ungestal-

ten Gegenständen, und gedrängt von tausend gebieterischen oder drohenden Verhältnissen, setzt sich in die Stellung, die einer so außerordentlichen Situation geziemt.

Man stelle sich einen Menschen vor von riesenhafter Stärke, und ihm gegen über eine ungeheure Last, die er in Bewegung setzen will. Er wendet seine ganze Kraft an: man sieht es an der Stemmung seiner Glieder, an der Anschwellung der Muskeln, am Krampf aller Züge seines Gesichts, an dem Feuer seiner Blicke. Der Widerstand reizt seinen Muth nur mehr auf; der Stolz seiner Bewegungen beweist sein Zutrauen im Erfolg, und — — die Last weicht seiner Gewalt.

Dieß ist ein treues Bild Mirabeaus, wenn er auf der Tribüne stand. Mit dem Bewußtseyn der Stärke stellt er sich hin, doch mehr noch mit dem Bewußtseyn der Erhabenheit und Majestät der Aufgabe. Was zu vernichten und was zu schaffen war, erfüllte seine ganze Seele. Von dieser Stelle, wo wie von einem Feuerherde die Gluth der Revolution ausging, wo so verschiedene Interessen sich vereinten, wo eine neue Gedankenschöpfung zur Sicherung der Zukunft, und die Verabredung zur Ueberwindung tausend gegenwärtiger Schwierigkeiten gleich nothwendig waren; von dieser Stelle, sage ich, schoß Mirabeau seine Pfeile ab, und ihre Wirkung war, daß die Gemüther, die er erleuchtet hatte, sich vereinten, und aller Streit ein Ende hatte, oder daß die gefährlichen und treulosen Anschläge der Gegner zu Schanden wurden. Es war aber Herkules, der diese Pfeile abschoß; und die Anstrengung und M ü h e, die man ihm ansah, verkündete seine Stärke, nicht seine Verlegenheit. Er sprach mit allen Sinnen, weil alle seine Sinne vom Gegenstande der Rede erfüllt waren; die Langsamkeit, womit er bisweilen die Worte vorbrachte, gab seiner Rede keine

Kälte: eine concentrirte, doch sichtbare, ich möchte sagen handgreifliche Gluth brach aus allen seinen Bewegungen hervor, und theilte sich den Zuhörern mit. — Frau von Stael tadelt gerade an seinem Talent, was ihn über die wortreichsten und geübtesten Redner erhob. Ich lasse sie weiter sprechen.

„Eben die Schwierigkeit, seinen Gedanken eine schickliche Einkleidung zu geben, veranlaßte ihn, sich an seine Freunde zu wenden, die ihm dann bei allen seinen Arbeiten halfen; dennoch wäre nach seinem Tode keiner im Stande gewesen, so zu schreiben, wie er sie zu begeistern wußte.“ Diese Annahme der Frau von Stael kann um so weniger zugelassen werden, als eine andere Ursache bekannt ist, die Mirabeau bestimmte, diejenigen seiner Freunde, die ihm nützlich seyn konnten und seinen Absichten entsprachen, zu beschäftigen. Er war dergestalt belagert, mit so vielerlei Arbeiten zu gleicher Zeit bedrängt, seine Stellung legte ihm so mancherlei Pflichten auf, erforderte so verschiedene Thätigkeit, daß es ihm unmöglich war, Allen allein zu genügen. Die Redaktion schriftlicher Arbeiten erfordert viel Zeit, wie geübt man auch seyn mag, und die Zeit war für ihn stets zu kurz. Er mußte hier also Rath schaffen, und er that es durch folgende Anordnung.

Ich weiß von Cabanis und einigen andern Vertrauten Mirabeau's, daß, wenn er einen Gegenstand abhandeln wollte, er die Männer, von denen er wußte, daß sie sich damit beschäftigt hätten, zu einem Diner bei sich versammelte. Er ließ sie zuerst nach ihrem Gefallen reden; dann nahm er das Wort, sprach über die vorgetragenen Meinungen, und entwickelte die Gründe der seinigen. Ein bei diesen Verhandlungen gegenwärtiger Secretaire begab sich darauf in ein Nebenzimmer, und setzte die Rede

auf, die Mirabeau am andern Tage auf der Tribüne hielt. — Dieß ist denn die Begeisterung, von welcher Frau von Stael spricht. Ihr eben nicht wohlwollendes Anbringen wird durch diese Erklärung zu nichte. *)

Frau von Stael meint, daß Hr. Necker, wenn ihm der Zutritt in der Nationalversammlung gestattet gewesen wäre, über Mirabeau gesiegt hätte. Dieß ist ein großer Irrthum. Mit schwankenden, unsichern Ansichten siegt man nicht über eine geprüfte, standhafte Ueberzeugung. Frau von Stael fährt fort: „Indem Necker die königliche Macht vertheidigte, entsagte er nothwendig der Volksgunst.“ Ich kann hier nicht wiederholen, was ich schon oben über die falsche Stellung des Herrn Necker gesagt habe; er mußte vor allen Dingen einsehen, daß er nicht die königliche Macht, sondern den königlichen Irrthum

---

*) Ein Freund, dem ich diese Schrift mittheilte, behauptet, daß ich nicht genau von der Art unterrichtet wäre, wie Mirabeau, besonders in der letzten Zeit seiner Laufbahn, seine Reden machte oder machen ließ. Nach ihm war es nicht nur ein Sekretaire, sondern drei oder vier, welche aufschrieben, was Mirabeau in den Verhandlungen mit seinen Freunden sagte. Er nahm nachher diese Noten, und componirte daraus selbst seine Reden. Bisweilen verbesserte er blos ihre Schriften. Auch geschah es wohl, daß nach einer neuen Begeisterung er auf der Tribüne ganz neue Dinge vorbrachte, die weder in den Noten, noch in seinen eigenen Papieren enthalten waren. — Alles dieses ist möglich, sogar wahrscheinlich; im Grunde aber ist es doch dasselbe Verfahren, nur mit einiger Veränderung in der Ausführung. Anmerk. d. Verf.

NB. Diese Anmerkung findet sich im Original am Ende des ersten Bandes. Ich habe sie hier, als an ihrer natürlichen Stelle, hergesetzt. D. Uebers.

vertheidigte, und daß ihn gerade deswegen die Volkspartei verließ, welche zu dieser Zeit auf keine Weise anti-royalistisch gesinnt war.

„Indessen wußte Herr Necker aus Erfahrung, daß der König geheime Rathgeber und besondere Plane hatte.“ Und Herr Necker hätte über Mirabeau gesiegt, der dieß auch wußte? In diesen Rathgebern und in diesen Planen lag Mirabeau's Stärke, so wie Herrn Neckers Verlust der Volksgunst. Frau von Stael hätte es merken sollen.

„Hindernisse aller Art hemmten jeden Schritt Neckers.“ Er mußte fühlen, daß sein erstes Bedürfniß war, diese Hindernisse zu entfernen. „Er konnte über nichts offen sprechen.“ Konnte er nicht warnen, Mißtrauen einflößen?

„Dennoch hielt er sich stets auf der Linie, die seine Pflicht als Minister ihm vorzeichnete.“ Es war keine gerade Linie, die doch die kürzeste ist, und auch die sicherste. „Die Nation und der König hatten die Stellen gewechselt.“ Unglücklicherweise hatte der König die seinige nicht eingenommen. „Der König war zu sehr der Schwächere geworden.“ Dieß konnte nicht anders seyn, da er den Hof, der ihn verrieth, der Nation vorzog. „So mußte also Necker den Thron gegen die Nation vertheidigen,“— er mußte den Thron nur gegen dessen Irrthümer vertheidigen; dabei aber durfte Necker nicht damit anfangen, sich selbst zu betrügen; — „wie er die Nation vor dem Thron vertheidigt hatte.“ Die Nation hatte nicht nöthig, vor dem Thron vertheidigt zu werden, da sie sich gegen denselben kein Unrecht zu Schulden kommen ließ. Zu ihrem Vortheil war es hinreichend, die Wahrheit bekannt zu machen, und das Interesse des Thrones in seinem wahren Lichte zu zeigen. „Mirabeau aber kümmerte sich wenig um diese großmüthigen Gesinnungen.“ Weil er in diesen großmüthigen Gesinnungen nichts weiter sehen

konnte, als jämmerliche Verblendung, blöde Ergebung unter die List, und Mangel an Voraussicht. „Er stellte sich an die Spitze der Partey, welche politische Wichtigkeit gewinnen wollte.“ Die Nation ist keine Partey. Er war der geschickteste unter den Männern, welche das Interesse der Nation gegen die Intriguen und Treulosigkeiten der Privilegirten aufrecht zu halten entschlossen waren. —

Ich bin strenge in Prüfung dieses Capitels gewesen, das keine Behauptung enthält, die nicht gewagt, keine Anklage, die nicht grundlos wäre; ich glaube nicht, daß ich ungerecht gewesen bin. In den eigenen Worten der Frau von Stael habe ich den Beweis ihrer Schwäche und ihres Leichtsinns gefunden. Es ist hier von einem Manne, von einem ruhmwürdigen Manne die Rede, der dem Vaterlande und der Freiheit ausgezeichnete Dienste geleistet. Man kann die Schriftsteller nicht genug an die Achtung erinnern, die sie der Ehre der Menschen schuldig sind. Ruf und geleistete Dienste entschuldigen noch nicht den Neid, oder Anschwärzung und Beschimpfung. — Ich habe hier nicht Mirabeau's Vertheidigung beabsichtet; ich habe nur gesucht, den Grad des Vertrauens zu prüfen, den die Aeußerungen der Frau von Stael verdienen. Vielleicht aber geht daraus die vollständigste Rechtfertigung des berühmten Mannes hervor; denn wären unwidersprechliche Gründe gegen ihn vorhanden gewesen, hätte man wohl nur so schlechte vorgebracht?

Es handelt sich überdem hier nicht blos um das Andenken Mirabeau's; die Menschen sind mit den Dingen verbunden. Weil Mirabeau die Sache des Volks nicht unterstützen konnte, ohne Herrn Necker anzugreifen, und weil nach Frau von Stael jedermann Herrn Necker gegenüber Unrecht hat; darum werden alle Thatsachen entstellt und verdreht, die Bezug haben auf diese für die

ganze Folgezeit höchst wichtige Periode der Revolution. Man weiß nicht mehr, wohin man den Blick wenden soll, Thorheit und Verbrechen sind überall; nur in den Rathschlägen des Herrn Necker ist noch Weisheit, und man befolgt sie nicht. Der Mann, der die Fackel der Versammlung war, ist nur ein niedriger Demagoge, ein Zerstörer der Ordnung, der nach persönlicher Wichtigkeit strebt, der die Schande seines früheren Betragens unter Ruinen begraben will. Sonach muß man in den achtungswürdigsten Mitgliedern der Majorität der Versammlung nur elende Werkzeuge seiner bösen Anschläge sehen; denn entweder verdient Mirabeau die Vorwürfe nicht, oder jene Männer sind so schuldig als er.

Nach dieser Auseinandersetzung halte ich mich für berechtigt, zu schließen, daß Mirabeau so wenig das böse, als Herr Necker das gute Princip in Frankreich gewesen sey.

Konnte Frau von Stael, deren Grundsätze über Regierung sonst ganz rein sind, sich bis zu diesem Grade verirren, so bald der kleinste Umstand ihre Neigungen verletzt, oder ihre vorgefaßten Meinungen angreift: so urtheile man, welchen Glauben die Schriften verdienen, die vom Geiste der Contrerevolution eingegeben werden.

Zweites Capitel.

Die constituirende Versammlung nach dem 14. Julius.

Nach einem Blick auf das imponirende Schauspiel der constituirenden Versammlung, wo „zwölfhundert Abgeordnete vor zahlreichen Zuhörern sich entflammten bei dem bloßen Namen der großen Wahrheiten, welche den menschlichen Geist seit dem Ursprung der Gesellschaft beschäftigt haben;“ und nachdem Frau von Stael anerkannt hat, daß „kein anderer Verein eine so grosse Masse von Einsichten aufzuweisen hatte;“ sagt sie: „Mounier, Lally, Malouet, Clermont-Tonnerre zeigten sich als Stützen der königlichen Vorrechte, seitdem die Revolution die Anhänger der alten Verfassung entwaffnet hatte.“

Hier sieht man drei scharf abgeschnittene Meinungen im Innern der Versammlung: 1) die Anhänger der alten Verfassung; 2) die Anhänger der königlichen Vorrechte, und 3) diejenigen Mitglieder, welche Frau von Stael uns als Demagogen schildert. Indessen bildeten die letzteren die Majorität, und gerade unter ihnen fanden sich die Einsichten und Talente. Die Zweiten waren kaum eine Handvoll Menschen. Ihre Absicht war in der That gut und löblich, aber sie täuschten sich über den gegenwärtigen Zustand. — Es ist unwahr, daß die Revolution die Anhänger der alten Verfassung entwaffnet hatte; sie rathschlagten im Conseil des Königs; sie waren im Besitz aller Stellen, und geboten über die öffentliche Macht. Die Patrioten konnten diese nur zu wirklichen Umstände nicht außer Acht lassen; sie widersetzten sich den Vorschlägen, wodurch die königliche Autorität zu sehr begünstigt worden wäre, nicht weil sie

diese Autorität vernichten wollten, sondern weil sie sich fürchten mußte, sie völlig unabhängig von der Nation zu sehen; denn sie stand unter aristokratischem Einfluß, und schien geneigt, sich jeden Augenblick gegen die Freiheit zu wenden. Diese Männer hatten also Talente und Einsichten nicht blos deswegen, um sich zu Demagogen und Schwärmern zu machen; sie sahen ein unvermeidliches Unglück voraus, falls sie sich dem blinden Vertrauen überlassen würden.

Frau von Stael stellt bisweilen als allgemeine Idee auf, was als Witz für die Gesellschaftssäle gelten möchte; deswegen aber nicht weniger unrichtig ist, wenn man es auch blos auf besondere Fälle anwendet. Nur zu viel von diesem Unterhaltungsgeiste findet man in einem Werke, in welchem die höchste Reife allein sprechen sollte. Hier ein Beispiel.

„In Frankreich sollte man immer der Freund der geschlagenen Partey seyn, welche sie auch seyn mag.“ Diese Behauptung wird weitläufig entwickelt, wie wir gleich sehen werden. Warum soll man der Feind einer geschlagenen oder nicht geschlagenen Partey seyn, wenn diese Partey nichts taugt? „denn die Franzosen werden durch die Macht, die ihnen zu Theil wird, mehr als andere Menschen verderbt.“ Es ist gerade eben so vernünftig, wenn man sagt: Alle andere Menschen werden mehr durch die Macht verderbt, als die Franzosen? Auf welchen Grund stützt Frau von Stael den strengen Richterspruch? „Die Gewohnheit, am Hofe zu leben, oder der Wunsch, an den Hof zu kommen, hat ihnen den Geist der Eitelkeit angebildet.“ Gibt es nur in Frankreich einen Hof? Wünscht man nur bei uns hin zu kommen? Wie viel Höflinge gibt es unter den acht und zwanzig bis dreißig Millionen Bewohnern von Frankreich? Wie viele möchten

es werden? Wie viel Höflinge fanden sich unter der Majorität der constituirenden Versammlung? Darf man nach den Verkehrtheiten Einzelner den Charakter einer Nation bestimmen? — „Gerade die Fehler, welche der Sklavensinn erzeugt und entwickelt, waren auch Ursache der ungeheuern Frechheit.“ Der Sklavensinn, der hier gemeint ist, findet sich nur bei den Großen und bei denen, welche sie nachäffen; er ist der Gefährte des Hochmuths, und der Hochmuth der Großen ist die Ursache der Frechheit unter den Kleinen. Schwerlich wird man diesen Sklavensinn als das Gebrechen der Majorität in der constituirenden Versammlung nachweisen können; vor Allem war es nicht eine solche Gesinnung, die sie zu Wächtern der Privilegirten machte.

Darauf tadelt Frau von Stael die Glückwunsch-Adressen an die Versammlung, „die zu nichts dienten, als die ehrgeizigen Demokraten zu erhitzen.“

Frau von Stael erblickt an der Versammlung noch ein anderes Uebel: es war erlaubt, geschriebene Reden, die man selbst gemacht, oder hatte machen lassen, abzulesen. „Die überlegenen Männer sind dann nicht mehr die bleibenden Häupter der Versammlungen; man verliert sonach einen der größten Vortheile freier Verfassungen, nämlich den, das Talent an seinen Platz zu stellen, folglich die Menschen zur Vervollkommnung ihrer Fähigkeiten anzueifern.“

Diese Bemerkungen sind sehr seicht. In einem Lande, wo die wichtigsten Fragen über Staat und Staatsinteresse neu waren, — wie sie es noch sind, — wo man auf der Tribüne noch nicht einheimisch war, würde man wunderliche Dinge gehört haben, (denn bei vielen Leuten ist die Zunge unabhängig vom Verstande,) wenn man die geschriebenen Reden durchaus hätte verwerfen wollen. Die

einzige Unschicklichkeit bei diesen Reden ist, daß sie bisweilen langweilig sind, und öfter ganz über den Gegenstand hinausschweifen. So geht Zeit verloren, die stets, und am meisten dann kostbar ist, wo es die höchsten Interessen gilt. Uebrigens wird man nie durch geschriebene Reden großen Einfluß auf eine Versammlung ausüben; was abgelesen wird, es mag noch so gut seyn, ist immer kalt. Nur die Rede aus dem Stegreif kann zugleich zu den Sinnen, zum Gefühl, zum Verstande sprechen und den ganzen Menschen ergreifen. Die geschriebenen Reden werden diesem Talent keinen Abbruch thun, und die Superiorität dem nicht rauben, der es besitzt.

Frau von Stael schreibt die Zerstörung der Schlösser in den Provinzen auf Rechnung der demokratischen Deklamationen einiger Abgeordneten. Dieß ist wieder ungerecht; jene Begebenheiten hatten in ganz andern Aufreizungen ihren Grund und entstanden aus Localursachen.

Frau von Stael tadelt, daß man auf der National-Tribüne Grundsätze vorgetragen hätte, welche von den Amerikanern angenommen waren. „Wie, ruft sie aus, wie wollte man die Institutionen einer Republik mit dem Bestehen einer Monarchie vereinbaren?“ Niemand dachte damals an republikanische Institutionen. — Sie hat die englische Verfassung immer gleich bei der Hand: „Die englische Constitution zeigte das einzige Beispiel von Lösung dieser Aufgabe.“ Wir wissen, warum die englische Verfassung bei dem damaligen Zustande der Dinge nicht angenommen werden konnte. Um eine Verfassung zu haben, mußte man sich in Verfassung setzen; diese erste Maßregel war nur durch Eine Kammer möglich. Wollte man eine Pairskammer bilden, so mußte man den ganzen Adel, (mit Ausnahme einiger ehrenwerther Männer, welche den Muth hatten, ihr Privatinteresse dem Interesse

der Nation nachzusetzen,) aus derselben entfernen. War dieß wohl möglich?

„Aber eine närrische Eitelkeit, wie sie sonst nur die Schriftsteller haben, flößte den Franzosen die Sucht ein, alles neu zu machen; sie fürchteten, wie ein Autor, die Charaktere und Situationen aus einem schon vorhandenen Werk zu entlehnen.“ Schöne Unterhaltungsphrasen, die nichts zu bedeuten haben, wenn der Wind sie verweht, die aber, in einem Buche aufbewahrt, nur dem Leichtsinn Nahrung geben, und Ungerechtigkeit und Irrthum verewigen. Solche Anschwärzungen können um so weniger entschuldigt werden, als gegenwärtig alle Thatsachen bekannt sind. Im ersten Augenblick konnte man sich täuschen, und zwar, weil man so wollte; wer kann aber jetzt noch die Plane des Hofes, des Adels und aller Privilegirten in Zweifel ziehen? Unbegreiflich, wie man auf einer Idee bestehen kann, die schon im ersten Augenblick keinen Halt hatte, als mitten unter tausend Hindernissen die Dinge eine neue ihnen eigenthümliche Richtung nahmen.

„Hätte aber diese Versammlung ihre seltenen Einsichten mit einer gewissenhafteren Moralität verbunden, (wenn das Wort Moralität hier nicht etwa Feigheit und Bereitwilligkeit, sich zum Besten halten zu lassen, bedeutet, so sagt es sonst nichts) so würde sie den rechten Punkt zwischen den beiden Parteyen gefunden haben, welche so zu sagen sich um die politische Theorie schlugen.“

Dieser Punkt, den Herr Necker bezeichnet hatte, war — das Nichts.

Drittes Capitel.

Der General de la Fayette.

Frau von Stael entwirft von diesem General ein schmeichelhaftes Bild, mit Ausnahme, daß sie von ihm sagt, sein Gesicht sey mehr englisch als französisch. La Fayette ist ein ehrwürdiges Denkmal der Revolution. Vorurtheile haben ihn bei der Wahl im vorigen Jahre (1817) verfolgt. *) Seine Wahl wäre eine erwünschte Annäherung gewesen, welche zugleich die Regierung geehrt und eine glückliche Stimmung bewirkt hätte. Leichtsinnige Menschen haben über Herrn La Fayette geurtheilt, wie Frau von Stael über Mirabeau urtheilt, welcher ebenfalls, wenn er noch lebte, seiner Meinung wegen von aller öffentlichen Anstellung entfernt seyn würde. Diese Ungerechtigkeit ist dem Staate nachtheiliger als den Einzelnen, welche sie trifft.

Frau von Stael hat Unrecht, wenn sie behauptet, daß La Fayette der Monarchie nur aus Pflicht anhing, zugleich aber sich unwillkührlich zu den Grundsätzen der Demokraten hinneigte. Es gab damals nur Demokraten gegen Herrn Necker, und diese waren weder für Frankreich, noch für die Regierung furchtbar.

---

*) Im Jahr 1818 ward General La Fayette zum Schrecken und zum Trotz des damaligen Ministeriums als Deputirter erwählt. Als er zum erstenmal in der Kammer redend auftrat, herrschte allgemeine Stille. Ein solcher Veteran der Revolution flößte allen Parteyen Ehrfurcht ein, obgleich die monarchischen Menschen, diese Unveränderlichen, d. i. Unverbesserlichen ihn mehr hassen, als den entschiedensten Jakobiner. Anm. d. Uebers.

Viertes Capitel.

Von dem Nutzen, den die constituirende Versammlung geleistet.

Die Arbeiten der constituirenden Versammlung sind in diesem Capitel gut zusammengestellt: die Abschaffung der Folter und barbarischen Strafen, die schützenden Gerichtsformen bei der Criminaljustiz, die Einführung der Geschwornen-Gerichte, die Aufhebung des Lehnswesens und der Privilegien aller Art, die Unterdrückung der Mißbräuche, welche eine willkührliche Regierung erzeugt hatte, die Gleichheit der Abgaben, die Aufhebung der Meisterrechte und Zünfte, der Frohnen, so wie aller Fesseln, die den Ackerbau und die Industrie lähmten, die gleiche Zulassung zu allen Aemtern, die Freiheit des Cultus, die Eintheilung Frankreichs in Departementer, — alles verdankt man dieser Versammlung, so wie endlich auch die Institution der Nationalgarde, als eines wünschenswerthen Gegengewichts gegen eine besoldete militärische Macht ꝛc.

Dieß ist unstreitig alles sehr schön von Frau von Stael beschrieben; aber unglücklicherweise ist dieß Capitel unvollständig. Es geziemte sich und war selbst unerläßlich, zugleich anzugeben, was von der andern Seite in Hinsicht auf diese Bestimmungen geschah; und dieß war Folgendes: Während die Repräsentanten der Nation diese Grundgesetze, (welche die ewigen Regeln jeder guten Regierung seyn werden,) beschlossen und feierlich bekannt machten, deliberirten die Gegner alle Tage und erschöpften sich in Erfindung von Mitteln, wodurch die Grundgesetze vernichtet werden könnten; sie organisirten den Krieg

der Privilegirten im westlichen und mittäglichen Frankreich; die Emigrirten standen bewaffnet an den Grenzen; sie erfüllten die Höfe Europa's mit Klagen und Geschrei. Man unterhandelte den bekannten Traktat von Pilnitz, der keinen andern Zweck hatte, als uns in die alten Erniedrigungen zurückzustoßen, die Ketten unserer Väter wieder anzulegen, oder uns unter Ruinen zu begraben. Es gab fast kein Dorf, wo diese Complotte nicht eine Stütze oder einen Mitschuldigen hatten.

Diese Umstände darf man nie aus den Augen verlieren, wenn von den Dekreten der constituirenden Versammlung die Rede ist, und sodann wird es begreiflich, wie die Ausführung dieser Dekrete dadurch noch keineswegs gesichert war, daß man sie zu Papier gebracht hatte.

Außer der eben gerügten Unvollständigkeit läßt sich Frau von Stael auch einige Unrichtigkeiten und Insinuationen zu Schulden kommen, die berichtet werden müssen.

„Welche Nacheiferung und welche militärische Talente hat nicht die Gleichheit der Bürger hervorgebracht! Der constituirenden Versammlung verdanken wir den Ruhm unserer Waffen, auf den wir stolz zu seyn Ursache hatten, bis er das Eigenthum eines einzigen Menschen geworden ist.“

Frau von Stael scheint sehr eilig unsern militärischen Ruhm der constituirenden Versammlung zuzuschreiben, um dadurch jeder Concurrenz in den Ansprüchen zuvorzukommen, welche diejenigen erheben könnten, die unsere Armeen militärisch und moralisch erschaffen haben.

Ich glaube nicht, daß zu irgend einer Zeit unser militärischer Ruhm das Eigenthum eines einzigen Menschen geworden sey. Siegen und sich die Früchte des Sieges zueignen, sind zwei verschiedene Dinge.

Die ersten großen Schlachten, die wir, von Marengo anzufangen, geliefert haben, waren die Folge von Coalitionen, die nicht gegen einen einzelnen Menschen, sondern unstreitig gegen Frankreich gerichtet waren. Wenn nachher der Ehrgeiz eines Einzelnen zu neuen Unternehmungen Anlaß gab, so war es deswegen nicht weniger nothwendig, den Feind zurück zu schlagen, der im Grunde unaufhörlich unsere Unabhängigkeit bedrohte. Der Sieg war nicht weniger ruhmwürdig für unsere Waffen, welche Ursachen auch immer den Kampf herbeigeführt hatten. Man kann sogar fragen, ob der Ehrgeiz des Mannes sich jemals bis zu dieser Höhe erhoben hätte, wenn nicht ungerechte, immer wieder erneuerte Angriffe, ihm einen so großen Begriff von unserer Stärke und von sich selbst gegeben hätten. Ohne große Anstrengung läßt sich der Beweis führen, daß die Continentalmächte sich den Eingebungen eines viel ältern Ehrgeizes, der länger dauern wird, unterworfen haben, und dadurch die ersten und vornehmsten Urheber ihres eigenen und unsers Unglücks geworden sind. *)

„Wenn man staunt, daß Frankreich noch so viel Hülfsquellen hat, nach allen Unfällen“ (die Unfälle sind einige Tage alt, Frankreichs Ruhm zählt viele Jahre; die Faction der Privilegirten allein hat seit 1814 mehr Uebel er-

*) Die Nachwelt wird anders urtheilen, als unsere Hofzeitungen. Die Enkel der Gegenwart werden furchtbare Kämpfe zu bestehen haben, deren Ursachen sie darin erkennen werden, daß ihre Voreltern, in leidenschaftlicher Verblendung, den Haß oder die Verehrung einzelner Personen nicht von dem Interesse der Staaten zu unterscheiden wußten. Jede Nation, welche die Macht des Auslandes vergrößern hilft, schwächt sich selbst und wird früher oder später die Folgen der Unbesonnenheit empfinden. Anm. d. Uebers.

zeugt als die Unfälle *);) „wenn, ungeachtet des Verlustes der Colonien, der Handel sich neue Wege gebahnt hat; wenn die Fortschritte des Ackerbaus, ungeachtet der Conscription und des Einfalls der fremden Truppen, ans Unbegreifliche grenzen: so muß man dieß den Dekreten der constituirenden Versammlung zuschreiben.“ Dieß ist beinahe als wollte man das Verdienst eines Raphaelischen Gemäldes denen zuschreiben, welche die Leinewand gewebt oder die Farben gerieben haben. Was wäre aus diesen Dekreten geworden, wenn nicht der Patriotismus und die Stärke über ihre Ausführung gewacht hätten? Die constituirende Versammlung hatte nur Gedanken geschaffen; unsere Liebe zum Vaterlande, unsere Gefahren, unser Blut und das Blut unserer Armeen haben sie zu Dekreten erhoben. Dieß wird für jedermann erwiesen seyn, wenn die Geschichte nicht mehr mit Weiber-Neigungen, mit Familien- und Coterie-Rücksichten geschrieben wird.

„Die constituirende Versammlung ist vielleicht die einzige in Frankreich, die wahrhaft den Wunsch der Nation ausgesprochen hat; aus diesem Grunde mußte ihre Kraft alle Berechnung übersteigen.“ — Das Wörtchen vielleicht ist wenigstens ein Trost für die nachfolgenden Versammlungen. Ich bin jedoch geneigt zu glauben, daß die letztern dadurch, daß sie jeden Widerstand überwanden, und die politische Unabhängigkeit der Bürger und

---

*) Es ist ein Vorwurf für Europa, daß nach der Befreiung eine Bande wahnsinniger Ultras wieder mächtig werden konnte, an Störung des Friedens der Welt zu arbeiten. Oder wem gereichen zum Ruhme die Geschichten in Nimes und Lyon, die Hinrichtungen und die Inquisition in Spanien, die Herstellung der Jesuiten in Rom ꝛc. ꝛc.? Anm. d. Uebers.

des Vaterlandes sicherten, nicht weniger den Wunsch der Nation ausgesprochen haben. Eine größere Verwickelung der Umstände läßt hier vielleicht nicht alles so offenbar seyn, aber diese Umstände klären sich mit jedem Tage mehr auf.

Ich könnte — jedoch Frau von Stael allein — noch fragen, in welchem Zeitraum die constituirende Versammlung treulich den Wunsch der Nation ausgesprochen habe? Man wird nicht läugnen, daß Mirabeau, so lange er lebte, die Majorität der Versammlung leitete, oder wenigstens, daß er ihrer Meinung in den wichtigsten Punkten war. Unsere Dame sieht in ihm einen Factionsmann. Nach Mirabeau's Tode aber ist die Herrschaft der Factionsmänner weit merklicher, weil sie ungeregelter ist. Wie soll man hier Frau von Stael mit sich selbst in Uebereinstimmung bringen?

„Die Stimme des Volks, schon oft die Stimme Gottes genannt, ward endlich von der Regierung zu Rathe gezogen, und würde sie gut geleitet haben, wenn nicht die constituirende Versammlung, wie wir zu erinnern verurtheilt sind, gleich am ersten Tage ihrer Macht sich zu sehr bei den Reformen übereilt hätte;“ — (Frau von Stael, die den Minister tadelt, welcher die Reichsstände versprach, aber ihre Zusammenberufung auf fünf Jahre hinaussetzte, sagt: „Als ob die öffentliche Meinung in den Aufschub ihres Sieges willigen könnte!“ Dieß sind ihre eigenen Worte.) — „und wenn nicht die constituirende Versammlung bald darauf unter Herrschaft der Aufwiegler gerathen wäre, die, als sie auf dem Felde des Guten nichts mehr zu erndten fanden, das Böse versuchten, um sich eine neue Laufbahn zu eröffnen.“

Ist man nicht berechtigt, zu behaupten, daß Frau von Stael in der constituirenden Versammlung nie etwas

anders, als Aufwiegler gesehen hat, obgleich sie dieselben als die Quelle von so vielem Guten betrachtet?

Dieser Widerspruch entsteht daher, daß bei den vorgefaßten Meinungen gegen die Personen es ihr unmöglich wird, das Absurde zu vermeiden, so bald sie sich an Beurtheilung der Dinge wagt.

Es ergibt sich hieraus, daß die Geschichte der Revolution selbst für Menschen von Geist schwer zu verstehen ist; doch ist es unmöglich, die Angelegenheiten des Staats gut zu leiten, wenn man keine richtige Vorstellung von den Begebenheiten hat. *) Aus diesem Grunde halte ich das Werk der Frau von Stael für gefährlich. Indem sie über Ereignisse der Revolution den Fluch ausspricht, begünstigt sie ein System, das man jetzt mit Gewalt einführen möchte. So ist der Jammer des Tages. Irrthum, Ungerechtigkeit und Undankbarkeit sind schlechte Grundpfeiler des öffentlichen Betragens; früh oder spät wird man sich davon überzeugen müssen.

---

*) Diese Lehre könnte für Viele, selbst für Menschen auf hohen Stufen, nützlich werden; aber sie werden Bailleul's Werk nicht lesen, weil er an der Revolution Theil genommen hat; sie würden vielleicht den für ihren Feind ansehen, der ihnen das Studium desselben anriethe, und doch können sie keinen treuern Freund finden, als der im Stande wäre, sie zu überzeugen, daß dieses Werk reich sey an den heilsamsten Lehren der Politik für die Zeit, in der zu leben wir angefangen haben.

Anm. d. Uebers.

Fünftes Capitel.

Von der Preßfreiheit und Polizei während der constituirenden Versammlung.

In meinen Bemerkungen über die Schriften des Herrn B. Constant, über Freiheit der Presse, glaube ich erwiesen zu haben, daß man eben so wenig daran denken sollte, ein Gesetz für Preßfreiheit zu machen, als man ein Gesetz über Freiheit des Schwerdtes nothwendig findet. Gesetze sollen sich auf Sachen oder Personen, nicht auf abstrakte Begriffe beziehen. Dasselbe Raisonnement läßt sich auf dieses Capitel anwenden, das keine neue Ansichten aufstellt.

Nach Frau von Stael hat die constituirende Versammlung „allein unter allen Gewalten, welche vor und seit der Revolution Frankreich regiert haben, aufrichtig und ehrlich die Preßfreiheit gestattet.“ Dieß ist ein allgemein angenommenes Vorurtheil. Man findet bequem, einer Versicherung Glauben beizumessen, die zunächst dem Hasse Nahrung gibt, und dann auch der bis zu einem gewissen Punkt natürlichen Empfindung schmeichelt, die nur Neid gegen die Mächtigen einflößt. In allen nachfolgenden Zeiten, ausgenommen während der kaiserlichen Regierung und im Jahr 1815, war die Presse nicht nur frey, sondern der Mißbrauch von Seiten aller Parteyen ward ungestraft weiter getrieben, als jemals unter der constituirenden Versammlung. Dennoch erforderte der Zustand Frankreichs, das von allen Seiten angegriffen war, die strengsten Maßregeln zu Unterdrückung dieses Mißbrauchs. Wenn ich hier von Maßregeln spreche, so verstehe ich dar-

unter Gesetze, nicht aber Censur, welche nie etwas anders ist, als die Meinung dessen, dem sie aufgetragen wird. *) Aber Frau von Stael gibt zu verstehen, daß eine Regie=

---

*) Diese wenigen Worte enthalten den Grund der Ungerechtigkeit und des Nachtheils aller Censur. Ein einzelner Mensch oder einige Menschen sollen die Fortschritte des menschlichen Geistes bewachen! Dieß ist so anmaßend als unmöglich. Weil kein besonnener denkender Mann sich im Stande fühlt, das Amt eines Censors, in Absicht auf den Erfolg, den man sich davon verspricht, gewissenhaft zu verwalten: so lassen sich gewöhnlich nur Obscuranten oder beschränkte Köpfe dazu brauchen. Der Staat hat unstreitig ein Recht, Verbrechen zu verhüten; aber man kann ihm kein Recht zugestehen, sich verkehrter Mittel zu diesem Zwecke zu bedienen. Eine einzelne Beleidigung wird vielleicht durch die Censur verhütet; aber Tausende werden an den Fortschritten der Geistesbildung gehindert, und dieß ist ein reelles Verbrechen, das man dadurch nicht entschuldigt, daß es ein imaginäres vielleicht verhütet. Was sich kein Weiser zu bestimmen getrauen wird: was Wahrheit sey, und welche Wahrheit mißverstanden werden könnte; dieß will irgend ein armseliger Pedant, ein furchtsamer Söldling bestimmen? — Man müßte mich absichtlich mißverstehen, wenn man glaubte, ich wollte die Verbrechen der Presse vertheidigen; ich eifere nur gegen die verkehrte Maßregel. Durch die Presse kann Uebel gestiftet werden; auch durch Messer und Gabel, und noch mehr durch das Feuer. Warum erlaubt der Staat hier den Gebrauch, und straft sehr weise erst den wirklichen Mißbrauch? Ich sehe kein Mittel, der verkehrten Ansicht zu begegnen, als daß die öffentliche Meinung künftig jeden, der sich ungezwungen zum Censor gebrauchen läßt, in gleichen Rang mit den Sicophanten und Spionen stellt. Anm. d. Uebers.

rung in dieser Rücksicht keine Gesetze zu ihrer Sicherheit bedürfe. Ich bin nicht dieser Meinung. Jedes Individuum, wie abgesondert oder wie hoch es stehen mag, muß gegen lügenhafte Anschuldigungen und Verläumdung geschützt werden.

Frau von Stael rechnet es der constituirenden Versammlung als großes Verdienst an, daß sie Schriften gegen ihre Mitglieder vor dem Saale, wo sie ihre Sitzungen hielt, zu verkaufen gestattete. Welche von den nachfolgenden Versammlungen hat diese Art von Geduld nicht noch viel weiter geübt?

Der sogenannte Nachforschungs-Ausschuß (comité des recherches) der constituirenden Versammlung hatte viel bedeutenderen Einfluß, als Frau von Stael ihm zugesteht. Der gründlichste Vorwurf, den man dieser Versammlung machen kann, wäre sie nicht durch die Umstände gerechtfertigt worden, besteht sogar darin, daß sie sich in Folge der Berichte jenes Ausschusses mit Geschäften befaßte, die zu jeder andern Zeit nur zu dem Wirkungskreis der ausübenden Gewalt hätten gehören sollen.

„Die fürchterliche Sekte der Jakobiner wollte in der Folge die Freiheit durch den Despotismus einführen; aus diesem System sind alle Gräuelthaten hervorgegangen.“ Absurdes Geschwätz, das die Quelle unheilbringender Irrthümer seyn muß! — Die Wahrheit wird sagen: Die fürchterliche Sekte der Privilegirten bediente sich aller Arten von Ränke, uns wieder unter den Despotismus zurück zu bringen; sie erzeugte eine andere fürchterliche Sekte, die für einen Augenblick, doch nur für einen Augenblick, jener vornehmen Sekte Gewaltthat für Gewaltthat wiedergab. Dieser Kampf erzeugte Gräuel, die man vor

Allem der fürchterlichen Sekte der Privilegirten zuschreiben muß.

Frau von Stael endet dieses Capitel durch eine scheinbar richtige Bemerkung: „Hätte die constituirende Versammlung sich gesagt, daß von dem Augenblick, wo irgend eine Partey mächtig wird, sie zuerst ihre eigenen Mitglieder unterdrücken müsse: so würde sie mit solcher Kraft und Weisheit regiert haben, daß das Werk der Jahrhunderte vielleicht in zwei Jahren wäre vollendet worden.“

Ordnung und Gesetze sind keine Partey. Wenn eine Partey mächtig wird, so sind Ordnung und Gesetze compromittirt; denn jede Partey ist der Ordnung und dem Gesetz entgegen. *) Eine Partey, welche ihre eigenen Mitglieder unterdrückt, würde gegen sich selbst handeln, und könnte sie irgend jemanden unterdrücken, so wäre sie ein Unglück für den Staat. Diese Verwirrung der Ideen entspringt aus zwei Ursachen.

Einmal sieht Frau von Stael in den verschiedenen politischen Meinungen nur Parteyen; die Meinung der Nation aber, die mit den Gesetzen und dem Geist der Institutionen übereinstimmt, ist keine Parteysache. Wenn man kraft dieser Meinung unterdrückt, so unterdrückt man nicht die Seinigen, sondern diejenigen, die nicht oder nicht mehr dieser Meinung angehören, sondern unter irgend einem Vorwand die öffentliche Ordnung stören.

---

*) Es scheint, daß hier Herr Bailleul den Unterschied vergißt, den er selbst oben Seite 196 zwischen Faction und Partey bestimmt hat. Es gibt Parteyen, welche nichts wollen als Ordnung und Gesetz. Schlimm ist es, wenn nicht die ganze Nation sich dafür erklärt, was jedoch in Frankreich nicht der Fall war. Anm. d. Uebers.

Die zweite Ursache hängt mit den eigenthümlichen Verhältnissen des Augenblicks zusammen. Hellsehende Menschen, welche sich dem Nationalinteresse weihen, bemerken bei der Obermacht Absichten, Vorsätze und Unternehmungen, die mit dem Zweck der Einsetzung dieser Macht in Widerspruch stehen; sie erheben sich gegen diese Treulosigkeiten. Wenn ihr diese Bewegung unterdrückt, so begünstigt ihr die antinationalen Unternehmungen und helft euren Feinden. Gerade in diesem Fall befand sich die Majorität der constituirenden Versammlung im Verhältniß zum Hofe. Einige Mitglieder konnten zu weit gehen; wie aber sollte man sie unterdrücken, da man die Größe der Gefahr nicht kannte? Die Folgen einer solchen Stellung sind ohne Zweifel betrübt; sie werden aber jedesmal unvermeidliche Uebel seyn, wo die Obermacht nicht ihrem Princip treu ist, wo sie in einem dem Geist ihrer Einsetzung widersprechenden Sinn handelt, oder nicht durchaus in diesem Geiste und nicht in voller Ueberzeugung seiner Güte handelt. Sucht ihr euch zwischen entgegengesetzten Grundsätzen durchzuwinden; errichtet oder duldet ihr Institute, in denen die schlechten Grundsätze laut gelehrt werden; beschützt ihr Menschen, welche das Vaterland von sich stößt; und stoßt dagegen diejenigen zurück, die das Vaterland aufruft: so wird jede eurer Handlungen Zweifel über eure Absichten erzeugen, oder Absichten offenbaren, welche den Wünschen der Nation widersprechen; und ihr werdet die Gelegenheit, redlichen Willen zu zeigen, entfliehen lassen. Diejenigen, welche sich gegen ein solches Betragen erheben, gehören nicht zu einer Partey, wenn sie anders nicht selbst eigennützige Absichten verrathen, wodurch ihr jedoch weder entschuldigt, noch zu eurem Benehmen berechtigt seyd. Behaupten, daß

diese Männer unterdrückt werden müssen, heißt die Sache des Vaterlandes und der Freiheit verdammen. Dieß würde geschehen seyn, wenn die constituirende Versammlung einen Rath befolgt hätte, wie ihn Frau von Stael ertheilt; man hätte dem Fortgange der Revolution kein kürzeres Ziel gesetzt, sondern ihn vielmehr rascher und zerstörender gemacht.

Sechstes Capitel.

Verschiedene Parteyen, welche sich in der constituirenden Versammlung bemerklich machten.

Wir können nicht klagen, daß Frau von Stael uns durch Schmeicheleien verderbe. So eben stellte sie unsere besten Köpfe unter die Zerstörer und Aufwiegler; etwas weiter oben, im zweiten Capitel, legt sie den Franzosen ein anderes Laster bei: sie verlassen die besiegte Partey, weil die Macht die Franzosen mehr als andere Menschen verderbt; die Gewohnheit, am Hofe zu leben, hat ihren Geist mit Eitelkeiten angefüllt. — Hier erfahren wir noch, daß die Franzosen habsüchtige Menschen sind, „welche sich darauf verstehen, die allgemeinen Wahrheiten zum Dienst ihrer individuellen Vortheile zu benutzen.“

Die verschiedenen Parteien schildert sie auf folgende Art: „Unter der Mehrheit, wie unter der Minderzahl der Versammlung gab es besondere Abtheilungen; doch waren die meisten derselben auf persönliches Interesse, das sich zu regen anfing, gegründet. Ist der Einfluß der Versammlungen nicht auf die Gesetzgebung allein begrenzt, und findet sich ein großer Theil der Macht, die Geld und Stellen vergibt, in ihren Händen: so geben in allen Ländern, aber vorzüglich in Frankreich, die Ideen und Grundsätze nur Anlaß zu Sophistereien, welche geschickt die allgemeinen Wahrheiten zum Dienst individueller Vortheile benutzen lehren.“

Frau von Stael räumt uns hier, im Gebiet der Untugenden, einen Vorzug vor allen Völkern der Erde ein,

der jedoch keineswegs erwiesen ist. Ich läugne nicht nur diesen Vorzug, sondern behaupte, daß die Untugenden selbst nicht unter uns, daß sie in den großen entscheidenden Zeiten wenigstens nicht der Beweggrund der Männer des Volks waren.

Nicht persönliches Interesse hat die Schattirungen der Meinungen erzeugt. Gewiß, nie hat besonderer Eigennutz oder individuelle Berechnung weniger Einfluß auf Leitung der öffentlichen Angelegenheiten gehabt. Weit edlere Gesinnungen erfüllten die Seelen. Ich habe die Menschen hinlänglich gekannt, ich habe die Dinge lange genug und nahe genug beobachtet, um zu dem Zeugniß berechtigt zu seyn, daß die öffentliche Freiheit, die Gleichheit vor dem Gesetz, mit einem Wort das öffentliche Interesse allein das Ziel aller Anstrengung wie aller Wünsche war; und daß nichts grundloser seyn kann, als die Beschuldigung einer Gemeinheit, wie sie Frau von Stael voraussetzt. Ist es irgend nur zu dulden, daß man dem Betragen der Menschen schimpfliche Bewegungsgründe aufbürdet, da sich viel natürlicher die ehrenvollsten Motiven darbieten?

Allerdings, wenn der Einfluß der Versammlungen nicht auf die Gesetzgebung beschränkt ist; noch mehr aber, wenn ein großer Gedanke zum Heil der Menschheit nur dadurch verwirklicht werden kann, daß man den Sieg über alle Vorurtheile, über jeden Eigennutz, über jede vorhandene Gewalt erkämpft; — dann wird jeder in seinem Geiste, in seiner Kraft und in seinem Muthe die Mittel aufsuchen, wodurch eine Unternehmung gelingen könne, an welche er das Glück und die Ehre der Gesellschaft gebunden erkennt. Und wie die Schattirungen der Geister und Charaktere unendlich sind, so auch die Meinungen; die einander ähnlich-

sten vereinen sich und bilden Parteyen. So war es in der constituirenden Versammlung, und so wird es überall seyn, wo dem allgemeinen Wunsche widerstanden wird. Nicht über den Zweck, sondern über die Mittel theilen sich gewöhnlich die Ansichten.

Frau von Stael schildert sehr gut die rechte Seite der Versammlung oder die aristokratische Faction, wenn sie sagt: „Sie fanden die Entdeckung des achtzehnten Jahrhunderts, daß es eine Nation gäbe, lächerlich, da man bisher nur Edelleute, Priester und Volk gehabt hatte.“ Desto mehr wird man überrascht, wenn man einige Zeilen weiter liest: „Der Abbe Maury unterstützte oft die gute Sache, weil er zur Partey der Besiegten gehörte.“ — Die Besiegten hatten also Recht? Dann hat aber Frau von Stael überall Unrecht, wo sie in ihrem Werke mit großer Energie den Adel, die Geistlichkeit, und überhaupt alle Privilegirten angreift. Es wäre besser, auf diese kindische Großmuth zu verzichten, welche die Besiegten zum Gegenstand einer Art von Anbetung machen will, als sich stets in Widerspruch mit sich selbst zu setzen. Man soll die Besiegten schonen; aber ihnen Recht geben, wenn sie Unrecht haben, ist eine ultra-christliche Demuth.

In gleichem Sinne nennt sie Mounier, Lally und Mallouet die Häupter des Centrums, oder der sogenannten Partei der Ebene, welche die englische Constitution verlangte, und „an deren Spitze sich Necker befand; — ihre Stimmen, die muthigsten und reinsten unter allen, hörten nicht auf, sich in der Wüste hörbar zu machen.“

Die Volkspartei theilt sie in vier Zweige, denen sie mehr oder weniger absurde, mehr oder weniger strafbare Motive andichtet. Diese vier Abtheilungen bildeten indessen

den Stamm oder die Majorität der Versammlung; und ihnen verdankt man die Beschlüsse, deren Vortrefflichkeit Frau von Stael kurz vorher gepriesen hat. Ich habe im Voraus alle diese Behauptungen beantwortet, indem ich sagte, daß es der Widerstand gewesen, welche den Parteyen ihre Farbe gegeben; daß die Necker, die Mounier, die Lally und die Malouet keinen Credit hatten, weil sie gar keine Voraussicht bewiesen. Wenn die gutdenkenden Mitglieder der Versammlung „unklugerweise in den Vereinen, welche einen unterirdischen Sturm vorzubereiten anfingen, eine äußere Stütze suchten," so geschah dieß, weil der offenbare Angriff gegen sie ihnen eine solche Stütze nothwendig machte, und die dringenden nahen Umstände nicht gestatteten, entfernte Gefahren vorauszusehen; denn es handelte sich hier, unmittelbar drohende Gefahren zu überwinden, oder zu Grunde zu gehen.

Noch einmal, um eine vernünftige Regierung in Frankreich einzuführen, hätte alles, was Macht hatte, den Willen dazu haben müssen; aber alles, was Macht hatte, waffnete sich gegen einen solchen Gedanken, darum waren die Katastrophen unvermeidlich. Umsonst sagt Frau von Stael: „Die gemeine Philosophie gefällt sich in dem Glauben, daß alles, was geschieht, unvermeidlich sey." Es mag dieß die gemeine oder die Transcendental-Philosophie behaupten, die Ereignisse sind immer unvermeidlich, wenn sie von der Ungeschicklichkeit, die ihnen zuvorkommen will, herbeigerufen und beschleunigt werden. Aus diesem Grunde mußte die Einfalt derer, welche Frau von Stael die Gemäßigten nennt, den Patrioten Mißtrauen einflößen, folglich ihre Besorgnisse vergrößern; sie mußte zugleich die Feinde des Vaterlandes in ihren contrerevolutionären Entwürfen nur noch mehr bestärken, weil sie ihnen Muth gab.

Nach hinlänglich bitterer und völlig ungerechter Kritik über die eleganten Häupter der Volkspartey spricht Frau von Stael von dem Berge, welcher die vierte Abtheilung der linken Seite bildete.

„Robespierre befand sich schon in ihrer Mitte, und der Jacobinismus wurde in ihren Clubs vorbereitet. Die Häupter der Majorität der Volkspartey spotteten über die Uebertreibungen der Jacobiner, und gefielen sich in dem Anschein von Weisheit, den sie sich im Vergleich zu den verschwornen Aufwieglern geben konnten.“

Welch ein Chaos, welche Irrthümer, und welche verderblichen Irrthümer in diesen wenigen Worten. Die Contrerevolution in eigener Person könnte nicht mangelhafter und falscher die Stimmung der Gemüther in jener Zeit schildern. Es betrifft hier einen Punkt in der Geschichte, der von höchster Wichtigkeit ist. Verwechselt man, indem man von diesem Momente ausgeht, die Rollen, so wird es unmöglich, sich zu verstehen, und alle Begebenheiten sind unerklärbar. Seltsam! Die Constitutionellen reden wie die Contrerevolutionärs, und verurtheilen sich selbst in jeder Sylbe. Aber die Contrerevolutionärs reden nie wie die Constitutionellen; sie sind jederzeit consequent, wenn es die andern fast niemals sind.

Der Jacobinismus war anfangs nichts anders, als der organisirte Patriotismus, wodurch der Faction der Privilegirten Widerstand geleistet werden sollte; er wurde nicht durch die Clubs der Bergpartey, sondern durch die Complotte der Privilegirten vorbereitet. Alles kommt hier darauf an, die Meinung über einige ganz einfache Fragen festzustellen.

War die neue Verfassung der Wunsch der Nation? War sie durch Grundgesetze geheiligt worden? Hatten diese bereits verkündeten Gesetze durch die berühmte Föde-

ration vom 14. Julius, in Gegenwart der Vorzüglichsten der Nation und der Stellvertreter der fremden Mächte nicht noch eine feierlichere Sanction erhalten?

Organisirten aber nicht der Hof und die Privilegirten den Bürgerkrieg gegen die neue Verfassung, nicht achtend alle jenen öffentlichen, feierlichen Beweise? War nicht ganz Europa in Bewegung gesetzt, Frankreich zu unterdrücken? Verschwor man sich nicht in allen Gegenden des Königreichs? Waren nicht die meisten Civil-, Militär- und geistlichen Aemter in den Händen der Verschwornen?

Ich glaube nicht, daß die Lösung dieser Fragen gegenwärtig den leichtesten Widerspruch zu besorgen hat. Was oberflächliche Geister noch in Zweifel halten könnte, findet sich offen aufgedeckt in den Denkschriften der Herren, welche gegenwärtig Belohnungen für die Dienste verlangen, welche sie gegen das Vaterland geleistet haben.

Wie sollte man so vielen arglistigen Kunstgriffen begegnen? Wie eine so drohende Zukunft abwehren? Hätte die Vereinzelung der Menschen nicht die Nation der Gnade und Ungnade ihrer Feinde, der Willkühr der Fremden überantwortet? Man mußte also außerhalb der Regierung eine Macht erschaffen, welche that, was diese hätte thun sollen und nicht that. Dieß Werkzeug wurde in der Folge selbst gefährlich? Dieß ist eine Sache für sich; wir dürfen die Zeiten nicht verwechseln. Genug, wenn man erkennt, daß es für den Augenblick unentbehrlich war, und daß man ohne diesen mächtigen Hebel niemals allen äußern und innern gegen die Nation bewaffneten Feinden hätte widerstehen können. Man darf also den Jacobinismus in diesem Zeitraum nicht als eine zerstörende Sekte schildern, weil sein Zweck und sein

Princip

Prinzip die Vertheidigung war. Sonst gleicht man nur den Privilegirten, welche nie einen Unterschied in den Zeiten oder in den Schattirungen der Meinungen machen: Alles, was mehr oder weniger, von ferne oder in der Nähe für die Revolution ist, heißt bei ihnen Jacobiner, und wird als solcher ein für allemal verdammt. — Wenn die Häupter der Majorität in der Volkspartey über die Uebertreibungen der Jacobiner spotteten, so geschah es, weil sie die Faction der Privilegirten aus den Augen verloren, oder sich über den Umfang ihrer Anstalten täuschten. Hätten sie von den letztern einen richtigen Begriff gehabt, sie würden diese Uebertreibung nicht durch ungelegenen und unzeitigen Spott gereizt haben. Die wahre Weisheit konnte nur darin bestehen, daß man Alles voraussah und keinen Rath verachtete. Als verschworne Aufwiegler kann man Menschen nicht darstellen, die, selbst wenn sie ihre Furcht und die Vertheidigungsmittel übertreiben, nichts thun, als sich vorbereiten gegen die Angriffe der wahren verschwornen Aufwiegler, — der Privilegirten.

Wer darf eine so offenbare Lage der Dinge mißdeuten? Man umstrickt Frankreich mit einer unermeßlichen Verschwörung, — und man würdigt nicht davon zu sprechen. Die Verschwornen bringen Frankreich und Europa in Aufruhr, — es scheint, daß sie nicht existiren. Dagegen aber wagt man als Verschworene die unglücklichen Bürger zu bezeichnen, die, zitternd für das Vaterland und seine Unabhängigkeit, ihre Freunde versammeln, und sie gegen drohende Gefahren zu schützen suchen.

Wie soll man sich eine so unbegreifliche Verkehrung der Ideen erklären? — Selbst gute Köpfe sehen auf den Stand, nicht auf die Handlungen der Menschen; dem

zu Folge behandeln sie die einen mit Schonung, und sind unerbittlich gegen die andern.

Hätten jene guten Bürger historische Namen getragen, man würde nicht so eilig gewesen seyn, sie als verschworne Aufwiegler darzustellen. Hätten diejenigen, welche Europa aufhetzten, zum Bürgerpack gehört, wie wüthend würde man sich über sie auslassen! Und mit welchen Lobeserhebungen würde man dagegen die historischen Personagen überhäufen, wenn sie, obgleich als verschworne Aufwiegler, Frankreich und die Unabhängigkeit seines Bodens vertheidigt hätten!

Armes Menschenvolk, so behandelt man dich! Nationen, seht, so schreibt man eure Geschichte! Schuldlose treue Bürger, euer Loos ist Schimpf, Verbannung, der Tod! Aber, ihr wart darauf vorbereitet.

Indem Frau von Stael die Parteyen in der constituirenden Versammlung aufzählte, mußte sie natürlich nachforschen, wo die sogenannte Orleansche Partey ihren Sitz hatte. Sie findet sie nirgend, und ich glaube, sie hat Recht. Da man jedoch in andern Schriften über die Revolution durchaus mehrere Begebenheiten durch den Einfluß dieser Partey erklären will: so glaube ich über diesen Gegenstand einige Nachweisungen geben zu müssen.

Bei Eröffnung des Convents sprach man viel von der Orleansschen Partey; einige Deputirten träumten davon und sahen sie überall. Ich habe mich umgesehen, gehört, überall nachgefragt, und ich gestehe, daß ich sie nirgend gesehen habe.

Ich ward mit meinen Collegen La Plaigne und Rulh als Commissär zur Prüfung der Papiere beauftragt, die sich in den Pallästen und Schlössern des Herzogs finden möchten, wo die Siegel abgenommen wurden, die auf sein Eigenthum, sowohl auf Ansuchen der Gläubiger als

des Commissärs der Schatzkammer, gelegt waren. Wir fanden durchaus nichts, ausgenommen zwei Briefe, so viel ich mich erinnere, an Herrn Voidel im Departement der Mosel und Meurthe, addressirt, und die dem Herzoge wahrscheinlich zurückgeschickt waren. Diese Briefe enthielten die Absicht, seinen ältesten Sohn zum Deputirten des Convents ernennen zu lassen; er schien Wichtigkeit in diese Ernennung zu setzen. In einem dieser Briefe stand ungefähr folgendes: „Ich weiß wohl, daß er noch nicht das erforderliche Alter hat; aber lassen Sie ihn nur wählen, wir finden vielleicht ein Mittel, zu seinen Gunsten eine Ausnahme auszuwirken.“

Zwei Procuratoren des ehemaligen Parlaments von Paris waren den Commissären als Rathgeber beigesellt. In den Galerien von Monceaus, wo sie sich grade mit uns befanden, machten sie uns auf die Stelle aufmerksam, wo der Herzog stand, während eine Art von Hofmann ganz außer Athem gerannt kam, ihm anzukündigen, daß man seine Büste mit jener des Herrn Necker im Palais Royal herumtrage. „Sie sollten sich zeigen!“ sagte dieser Mensch. Der Prinz antwortete mit großer Gelassenheit, ihm über die Schulter weg, ohne ihn anzusehen. „Wollen Sie mich zum Narren halten?“ *) Und es war nicht weiter die Rede davon.

Ich habe mich mehrmal mit diesem Collegen **) über Gegenstände des öffentlichen Interesse unterhalten. Man kann glauben, daß ich ihn sorgfältig beobachtete. Er sprach mit Verstand und Ruhe. Nie habe ich Manieren

---

*) Das Original sagt: Est-ce que vous vous f . . . . . de moi?

**) Man muß Herrn Baillenl verzeihen, daß er den Herzog von Orleans seinen Collegen nennt.

an ihm bemerkt, die bei Personen jeder Art, welche große Plane verfolgen, nicht entgehen, besonders wenn sie sich mit Menschen zusammen finden, die sie als Werkzeuge brauchen, oder als Hinderniſſe ansehen könnten. Ich habe mich viel mit Deputirten abgegeben, die zu seinem vertrauten Umgang gehörten, und nie habe ich ein Wort gehört, welches darauf hinleiten könnte, eine wirkliche Orleansſche Partey anzunehmen. Dieß kann ich der Geſchichte bezeugen mit aller Aufrichtigkeit, deren ich fähig bin.

Siebentes Capitel.

Fehler der constituirenden Versammlung in Angelegenheiten der Verwaltung.

Frau von Stael sieht die ganze Stärke der Regierung in der Versammlung, und darum schreibt sie der Trennung der Parteyen die Vermengung der Gewalten zu. Ich habe bereits bemerkt, daß, weil die Regierung nicht im Geiste und Sinn der Versammlung handelte, diese entweder fallen oder die Regierung beherrschen mußte. Frau von Stael fühlt selbst diese Wahrheit, wenn sie sagt: „Das Mißtrauen, welches die Absichten des Königs oder vielmehr des Hofes erregten, hinderte die Anwendung der Mittel, wodurch die Ordnung wieder hergestellt werden konnte.“ Aber sie fügt hinzu: „und die Häupter der Versammlung bestritten dieses Mißtrauen nicht, weil sie einen Vorwand brauchten, um eine unmittelbare Aufsicht über die Minister auszuüben.“

Die Häupter der Versammlung handelten nicht in Folge des Mißtrauens, sondern der Gewißheit, die sie von den bösen Absichten hatten; sie wollten nicht nur eine Aufsicht über die Minister, die sich schlecht benahmen, sie verlangten, daß die Minister nichts thun sollten, das nicht früher der Versammlung bekannt gemacht würde. Was mußten sie von Herrn Necker selbst denken, da, nach dem Geständniß der Frau von Stael, sogar diejenigen Deputirten, welche seine näheren Freunde waren, dafür hielten, daß die Aristokraten ihn betrogen? Vergebens versichert Frau von Stael, seine Feinheit sey seiner Redlichkeit gleich gewesen, und er hätte

alles gesehen, was geschah; — was half seine Feinheit, wenn sein Betragen nicht anders war, als es in dem Falle hätte seyn können, daß er vollkommen sich von andern hätte zum Besten halten lassen?

Frau von Stael kommt noch einmal auf Mirabeau zurück, den sie zu bewundern versucht wird: „aber er hatte kein Gewissen in der Politik, und dieß ist der große Fehler, den man in Frankreich den Individuen wie den Versammlungen vorwerfen kann.“ Immer solche schmeichelhafte Vorzüge Frankreichs und der Franzosen! „Die Einen denken an den Erfolg, andere an die Ehre, mehrere ans Geld, Einige, und dieß sind noch die besten, an den Triumph ihrer Meinung.“ Dieß ist wahrscheinlich gesagt, um Herrn Necker zum einzigen Menschen zu machen, da er allein stets aus Pflichtgefühl handelt. Aber wie hat Frau von Stael entdeckt, daß man in Frankreich nie anders, als aus lächerlichen, niedrigen und verwerflichen Beweggründen handelt? Wohlan, ich, der ich über diesen Punkt so gut als Frau von Stael beobachtet zu haben glaube, und ich, der ich auf eben so viel Aufrichtigkeit Anspruch mache, ich kann versichern, daß im Allgemeinen bei allen Menschen, mit denen ich in Verhältnissen gestanden, ich nie einen andern Beweggrund, als die reinste Vaterlandsliebe bemerkt habe. Es ist wahr, daß ich nur mit Leuten meiner Art zu thun hatte, und daß ich mit den historischen Namen, selbst mit den Edelleuten der zweiten und dritten Classe wenig in Verkehr stand.

Achtes Capitel.

Fehler der constituirenden Versammlung in Betreff der Constitution.

Frau von Stael wirft der constituirenden Versammluug vor, daß „sie die vollziehende Gewalt als Feindinn der Freiheit betrachtete, und eine Verfassung ausgesonnen habe, wie man einen Angriffsplan aussinnt. Alles, fügt sie hinzu, ist aus diesem Fehler entstanden; denn der König mochte verzichtet haben oder nicht, seine geheimen Gedanken durfte man nicht untersuchen.“

Dieß ist bis auf einen gewissen Punkt ganz richtig, und gleichwohl ist der Vorwurf, genau genommen, ungegründet. Die Versammlung, welche die Freiheit gründen wollte, war von drei Rücksichten aufgehalten: sie fürchtete im Könige die Gewohnheit einer unumschränkten Gewalt; sie fürchtete diese Gewohnheit noch mehr bei den Privilegirten, und doch konnte der König nur von Menschen dieser Classe umgeben seyn. Drittens hatte sie es mit der ertappten Verschwörung eben dieser Privilegirten zu thun. Die Versammlung hatte die geheimen Gedanken des Königs nicht untersucht; aber diese Gedanken waren weit entfernt geheim zu seyn; fatale Entschlüsse offenbarten sie jeden Augenblick.

So ist aber das unglückliche Loos der menschlichen Gesellschaften: entweder muß man in einem mühseligen und erniedrigenden Zustand verharren, oder man entgeht ihm nicht ohne Jammer und Elend. Gewöhnlich steht es so wenig in unserer Gewalt, da auszuharren, wo man sich befindet, als Aenderungen vorzubereiten, die

nicht von mehr oder minder beklagenswerthen Katastrophen begleitet wären.

Frau von Stael hielt es für einen sehr großen Fehler, daß man nicht zwei Kammern errichtete, und sagt zugleich: „Aber die Volkspartey war aufgereizt gegen die Privilegirten, die sich stets von der Nation absonderten, und verwarf aus vorgefaßter Meinung sed Augenblicks die dauernde Institution.“

Noch einmal also: man durfte keine Pairskammer errichten, wenn man nicht sowohl die historischen Namen (mit einigen Ausnahmen) als den Adel der zweiten Classe davon ausschloß; man mußte also ehrenwerthe Männer aus den andern Ständen wählen, deren Meinung nicht zweideutig war; man hätte ihnen Dotationen geben müssen, welche ihr Vermögen mit ihrem Range in Uebereinstimmung bringen konnten. Wer hätte damals einen solchen Vorschlag gewagt? Wo war die Regierung, die Weisheit und Voraussicht besaß, ihn anzunehmen? Wenn ich dergleichen schöne Bemerkungen lese, die man, wie es scheint, so selbstgenügend als bequem aufs Papier wirft, so fällt mir unwillkührlich der gemeine Spaß ein, daß um die Flöte zu spielen, man nur zu blasen und die Finger zu bewegen brauche.

Neuntes Capitel.

Herrn Neckers Bemühungen bei der Volkspartey der constituirenden Versammlung, sie zur Einführung der englischen Verfassung zu bestimmen.

Es war nicht bei der Volkspartey der Versammlung, wo Herr Necker seine Bemühungen anbringen mußte. Welchen Erfolg konnte sich ein Minister versprechen, der, auf allen Seiten von einer antinationalen Verschwörung umgeben, die Weigerung, sich seinem Rath zu unterwerfen, „Leidenschaften“ zuschrieb, „die von gereizter Eigenliebe erzeugt wurden?“ Glaubt man der Frau von Stael, so sind es wieder die Aufwiegler, welche Herrn Necker „seinen moralischen Einfluß“ geraubt haben; und „man verliert die Hoffnung auf eine constitutionelle Monarchie schon zu einer Zeit, wo die Nation sich noch nicht mit großen Verbrechen befleckt hatte.“

Ich sehe die großen Verbrechen, die gegen die Nation verübt wurden; aber ich sehe keines, das man ihr vorwerfen könnte. Wird man einst ihre Geschichte mit gesundem Menschenverstande und ehrlich schreiben, so wird man die Nation sehr milde und nachsichtig finden.

Ehe man eine constitutionelle Monarchie haben konnte, mußte man die mächtigen Menschen besiegen, die keine wollten. Der Irrthum entspringt daraus, daß man stets die Institutionen mit den Schlachten verwechselt, die man liefern mußte, um sie zu erhalten.

Die Nation mußte geschützt werden gegen die Rückkehr der Mißbräuche, deren Unterdrückung das große Werk der Revolution war. Frau von Stael, statt das Gefühl anzuerkennen, das diese Nothwendigkeit einflößte, sieht nichts als den Einfluß der Eigenliebe. Sie hält den Zustand der Dinge für gut oder schlecht, je nachdem Herr Necker mehr oder minder Credit hat. Solche Beurtheilungen taugen nichts.

Zehntes Capitel.

Hat die englische Regierung Geld gegeben, um die Unruhen in Frankreich zu unterhalten?

Frau von Stael ist der Meinung, daß das englische Ministerium die nöthigen Ausgaben zur Aufreizung der Parteien in Frankreich nicht hätte bestreiten können, ohne dem Parlamente davon Rechenschaft zu geben; „die englische Regierung, die aufgeklärteste in Europa, würde den ganzen Nachtheil einer solchen Maßregel vorausgesehen haben; Männer, in ihrem Privatleben höchst achtungswürdig, würden Raub und Mord nicht besoldet haben; und die öffentliche Meinung in England könne über die christliche Moral nicht irre geleitet werden.*) Ludwig XV verwarf das

*) Was hat die englisch-christliche Moral zu der Unterdrückung unschuldiger Völker in Indien, was zu dem Brande von Copenhagen, zu der Landung auf Quiberon, zu der Aufopferung der Liberalcs in Spanien, zu der Duldung der Gräuel im mittägigen Frankreich gesagt? Dabei ist die Ruhe von Europa nicht compromittirt, und die englische Regierung kann sich nicht in fremde Angelegenheiten mischen. Will aber ein Volk frei und selbstständig seyn, dann tritt allgemeine Gefahr ein. Wie gefällt endlich der christlichen Moral die Behandlung Napoleons auf St. Helena? Sie sagt: Liebet eure Feinde, thut wohl denen, die euch übel thun. Sie sagt aber nicht: quälet diejenigen, die euch nicht mehr schaden können; sie erlaubt nicht, ihnen Uebel zuzufügen, die von keiner Sicherheit geboten sind. — Darum sollten die Anglomanen lieber

griechische Feuer; die Engländer hätten nie die zerstörende Flamme des Jacobinismus angefacht, welches Ungeheuer gegen die gesellschaftliche Ordnung wüthete. Ueberdem that Herr Necker alles mögliche, um zu entdecken, ob die Engländer einen Antheil an unsern Unruhen hätten, und er versicherte der Frau von Stael, daß das englische Gold für nichts dabei zu rechnen wäre. Im Gegentheil habe die englische Regierung stets den Zweck gehabt, die Demokratie in Frankreich nicht zu begünstigen, sondern zu unterdrücken.“ *). Man fühlt, was der Schluß sagen will, in welchem sich Frau von Stael eben so sehr,

---

von der christlichen Moral schweigen. Ist's ihnen wohl in der Haut, desto besser für sie. Nur sollen sie nicht glauben, daß alle Menschen einfältig genug sind, sich bei ihren frömmelnden Redensarten zu beruhigen. — Ich weiß nicht, wie gerecht das Urtheil des englischen Volks in Angelegenheiten der Moral seyn möge; aber ich habe in Deutschland und Frankreich unter den Bauern richtigeres moralisches Gefühl und Urtheil gefunden, als in den glänzenden Zirkeln, die selten wissen, was an den öffentlichen Thaten weiß oder schwarz ist. Anm. d. Uebers.

*) Die englische Regierung hat die Demokratie in Frankreich weder zu unterdrücken, noch zu befördern. Sie ist nicht zur Aufsicht über die Völker bestellt. Oder hat sie ein solches Amt, warum unterdrückte sie nicht im Jahr 1814 und 1815 in Frankreich den losgebundenen Fanatismus der Priester, und den Wahnsinn der Ultra's, denen allein es zuzuschreiben ist, daß Napoleon von Elba zurückkommen konnte, und daß Europa von Neuem das blutige Spiel des Krieges beginnen mußte?

Anm. d. Uebers.

als in dem unbeantwortlichen vorausgeschickten Raisonnement gefällt.

Ich glaube, man kann ohne Verwegenheit behaupten, die englische Regierung habe alles gewollt, was Frankreich zum Schaden gereichen könne.

Es läßt sich mit einem Worte der Frau von Stael antworten. Unstreitig hat die englische Regierung den Bürgerkrieg in Frankreich unterstützt, indem sie Waffen und Munition in den westlichen Departements austheilte. Gab es ein zuverlässigeres Mittel, zu Unruhen zu reizen, die Gemüther zu erbittern, jede Mäßigung zu verbannen, und eine geregelte, verfassungsmäßige Ordnung zu entfernen? England mag die dumpfen Complotte besoldet haben oder nicht, darauf kommt wenig an; sein verderblicher Einfluß ist erwiesen und seine Absichten sind bekannt. Auf solchem Wege aber waren die Kämpfe der Revolution nicht zu besänftigen. Durch diese Thatsache allein sind Englands Zwecke auf ihren wahren Werth gesetzt worden.

Ich habe, aus sehr guten Gründen, nicht solche Nachforschungen wie Herr Necker angestellt; aber ich bin ohnedieß überzeugt, daß die Engländer nicht nur öffentlich die Privilegirten unterstützten, sondern daß ihre Agenten sich auch in unsere Unruhen gemischt haben, und zweifle nicht, daß mit der Zeit man bestimmte Fälle in dieser Beziehung entdecken werde. Hier theile ich einige Nachrichten mit, die, obgleich sie nur ins Allgemeine gehen, doch dazu beitragen können, daß man auf die Spur kommt.

Ich befand mich in dem Gefängnisse der Conciergerie mit dem Abbe de la Trimouille. Er faßte eine große Zuneigung zu mir, obgleich ich ihm kein Hehl aus meiner politischen Meinung machte. Wir stritten uns, aber

als gute Kameraden. Er vertraute mir alles, was man in einer solchen Lage kaum sich selbst zu gestehen wagt. Mehr als einmal sagte er mir: „So wie Sie mich da „sehen, bin ich eine Macht. Wenn Brichard (ein Pa„riser Notarius, der im Gefängniß saß) nicht ein Dumm„kopf wäre, hätte ich ihn gerettet. . . . Sie sind ein „Anhänger der Revolution, und werden zu Grunde gehen; „ich bin derselben Feind und werde geschont werden.“ (Er fiel gleichwohl nachher, aber durch einen besondern Umstand, welcher mit der Politik fast nichts gemein hatte.) „Ich bin in diesem Gefängniß zu sehr der Aufmerksam„keit ausgesetzt, darum lasse ich mich in jenes des bischöf„lichen Pallastes bringen.“ Und er ward dahin gebracht. Er hat mir diese Reden sehr oft wiederholt und mit einzelnen Umständen, die kein Beweis waren, aber die Sache wahrscheinlich machten. Eines Tages sagte ich ihm: Sie haben mir so viel vertraut, daß Sie mir wohl noch sagen können, wie Sie eine Macht sind. — Es sey, antwortete er, speisen Sie den 26. (Ventose, im Jahr 2) bei mir; dann will ich Ihnen alles sagen, und Sie werden sehen, ob ich Sie betrüge. Am 26. wurde ich Morgens 10 Uhr ins Gefängniß von Luxemburg gebracht, und habe weiter nichts erfahren. Es ist mir aber sehr wahrscheinlich, daß der Einfluß, von dem er sprach, und den ich nicht bezweifeln konnte, sich nicht auf gewöhnliche Intriguen beschränkte, sondern mit größeren Verhältnissen in Zusammenhang stand.

Als ich in die Luxemburg gebracht wurde, fand ich dort acht meiner Collegen, und überdem Chabot, der unter besonderm Beschluß gehalten wurde. Der Kerkermeister war aber ein Ehrenmann, und brachte ihn Abends in das Zimmer von vier Deputirten, das an seinen Verschluß grenzte. Chabot theilte ihnen eine Denkschrift mit,

welche alles enthielt, was er in den Versammlungen gethan und beobachtet hatte. Diese Denkschrift war sehr merkwürdig; die Deputirten brachten die Nacht damit zu, sie abzuschreiben, weil sie versprochen hatten, sie am andern Tage zurück zu geben. Maysse, einer von ihnen, fand Gelegenheit, das Manuscript seiner Frau zukommen zu lassen, welche es hinter eine Bretterwand versteckte. Da aber der Schrecken größer, und sie davon ergriffen wurde, so warf sie die Papiere ins Feuer.

In dieser Denkschrift sprach Chabot von einem Comité, der sich in der rue Basse-du-Rempart bei einer Engländerin versammelte. Durch diesen Comité unterhielten die Auswärtigen eine Verbindung mit den Bewegungen in Paris. Meine Collegen, welche auf die Erhaltung der Schrift rechneten, hatten keine Zeit, und gaben sich nicht die Mühe, die einzelnen Angaben derselben im Gedächtniß zu behalten. Ich selbst erinnere mich nach vier und zwanzig Jahren nur der auffallendsten Stellen. Nachher, seitdem ich das Gefängniß verlassen hatte, hörte ich noch von diesem Comité sprechen.

Dieß ist eine Thatsache. Ganz unfehlbar werden in der Folge noch deutlicher sprechende Entdeckungen gemacht werden; obgleich man nicht nöthig hat, diese unterirdischen Complotte genau zu kennen, um die Meinung der Frau von Stael zu würdigen, und unsere Geschichte auf festen Grund zu bauen.

Ich glaube, dieses Capitel nicht verlassen zu dürfen, ohne zu untersuchen, was denn „jene zerstörende Flamme war, jenes Ungeheuer, das gegen die gesellige Ordnung wüthete," und das Frau von Stael mit dem Namen des Jacobinismus bezeichnet.

Es ist nicht gleichgültig zu untersuchen, ob unter uns eine Sekte existirte oder noch existirt, die aus System

aller Moral, jeder religiösen Idee, jeder Ordnung Feind, mit einem Wort, die nach dem sehr bestimmten und sehr kräftigen Ausdruck der Frau von Stael „ein neues Ungeheuer war, das gegen die gesellige Ordnung wüthete.“ Es ist wichtig, zu wissen, ob Grund vorhanden sey, unserer gegenwärtigen Regierung und den fremden Mächten Frankreich so darzustellen, als ob es in seiner Mitte fortwährend Elemente der Zerstörung gegen die Könige und die civilisirten Völker bewahre; weil man doch nicht aufhört, dieses in Schriften aller Art immer fort zu wiederholen. Sollte nun dieses angebliche Ungeheuer weiter nichts seyn, als ein von der Furcht erschaffenes Phantom, das sich im Gefolge schlecht beobachteter Umstände zeigt, das von der Unredlichkeit und allen Arten von niedrigen und wüthenden Leidenschaften nur vorgespiegelt wird, um die Völker irre zu führen und die Regierungen zu schrecken: so würde die Verläumdung, welche gegen eine ganze Nation gerichtet ist, deren Ruhe, Gedeihen und Sicherheit sie in Gefahr bringt, diese Verläumdung sage ich, würde alles übertreffen, was die Einbildungskraft Abscheuliches und Strafbares aussinnen kann. Frau von Stael, welche solchergestalt den Jacobinismus personifizirt, würde sich dabei, gewiß wider ihren Willen, in Gesellschaft der grausamsten Feinde des Vaterlandes befinden. So wahr ist es, daß über hohe Interessen man nie ohne Zittern und mit der strengsten Zurückhaltung sprechen sollte. Man kann kein Wort von der Vergangenheit sagen, das nicht günstig oder unheilbringend auf die Gegenwart einwirkte.

Auch hier müssen die Grundprincipien der neuen Ordnung, die als Gesetze des Staats, unter der Sanction des Souverains verkündet waren, von den Mitteln, ihre Aufrechthaltung gegen widersprechende Interessen zu sichern, wohl unterschieden werden.

Der Widerstand war in der Regierung selbst organisirt, und unter Allen, die Macht hatten.

Redliche Bürger, Freunde der Freiheit und einer solchen Regierung, wie sie so eben gegründet wurde, glauben sich im Vertrauen auf den neuen gesellschaftlichen Vertrag vereinen zu müssen, in keiner andern Absicht, als seine Aufrechthaltung gegen jeden Angriff zu sichern. Von dem Orte, wo sie sich versammeln, werden sie Jacobiner genannt. Daher das Wort Jacobinismus, welches, wenn man will, die ganze Revolution in sich begreift; doch vorzüglich den activen Theil der Revolution, d. i. Bewachung ihrer Feinde und Gegengewicht gegen deren Bemühungen. So und nicht anders zeigt sich anfangs der Jacobinismus.

In dieser Rücksicht irren sich die Aristokraten nicht, wenn ihnen der Jacobinismus die ganze Revolution ist. Aber sie unterscheiden die Grundsätze weder von den Katastrophen, noch von den Menschen, die auf sehr verschiedene Art daran Theil genommen. Alles was gethan wurde, wie alles, was dazu mitwirkte, unbekümmert um Zeit und Absicht, wird von ihnen gleichmäßig verurtheilt und als Jacobiner, Jacobinismus gestempelt. Frau von Stael selbst würde dem nicht entgehen. Dieß ist ihr Ungeheuer oder vielmehr ihr Gespenst.

Die Anhänger der Revolution urtheilen hierüber anders: sie finden im Jacobinismus so viel verschiedene Zeiten, als Abweichungen in ihren Meinungen. Für Frau von Stael fängt der Jacobinismus von dem Augenblick an, als Herr Necker die Abnahme seines Credits und seiner Popularität bemerkt; für andere beginnt er mit dem 5. Oktober 1789, oder mit dem 10. August, 31. Mai ꝛc.

Auf den ersten Blick muß es allerdings seltsam und

außerordentlich scheinen, daß eine Verbindung ohne gesetzmäßige Berechtigung eine so große Rolle spielen soll; daß sie nach einander durch alle Grade des Patriotismus, der Uebertreibung und der Gewaltthätigkeit durchgeht; die Natur aller Lehren entstellt, sie bis zur wildesten Ausschweifung verkehrt, und damit endet, daß sie unter ihrem eigenen Uebermaß erliegt. Nicht weniger muß es befremden, daß sie eine unentbehrliche Macht war, und gleichwohl nicht anders als verderblich werden mußte, mehr noch durch das Andenken, das sie zurückließ, und dadurch den Feinden der Freiheit Waffen in die Hand gab, als durch die wirklichen Uebel, die sie verursachte.

Allein wie und in welchem Geiste wurde diese Vereinigung gebildet? Geschah es in Folge einer Lehre, welche die Auflösung der bürgerlichen Gesellschaft beabsichtete, oder aus eigenem Antrieb der Willkühr? Keineswegs! Sie wollte nichts, als die Resultate einer vollendeten Revolution, die Grundsätze derselben gegen die Angriffe ihrer furchtbaren Feinde beschützen. Der Angriff war vorhanden; der Bund der Patrioten war daher nichts anders, als ein Mittel zur Vertheidigung und zum Schutz. Der Geist derselben war durchaus lobenswürdig. Rein also in ihrem Ursprunge hatte diese Verbindung so wenig den Zweck, die gesellschaftliche Ordnung in Frankreich zu stören, als auswärtige Regierungen anzugreifen.

Die Gefahr befand sich nicht in dem innern Wesen dieses Vereins, sondern in der relativen Stimmung der Gemüther und in der Natur der Mittel. Da es unmöglich war, die Grenzen des Angriffs zu bestimmen, so ließen sich eben so wenig die der Vertheidigung abstecken.

Ich schreibe nicht die Geschichte der Revolution; es ist nicht einmal meine Absicht, nur die vornehmsten Be-

gebenheiten anzudeuten; ich begnüge mich, die unläugbare Thatsache aufzustellen, daß jede Wendung der Ereigniſſe die Folge einer Herausforderung war. So kam alles. Man läßt Truppen nach Paris vorrücken, und die Bürger stürmen die Bastille. Bei einem Schmause in Versailles offenbart man Absichten, welche die Nation in Aufruhr bringen. Nach Beschlüssen des heimlichen Conseil trifft der Hof Maßregeln, sich zu entfernen, und die Tage vom 5. und 6. Oktober vereiteln diese Entwürfe. . . . Gesetzt auch, daß diese Plane nicht existirten; es ist genug, daß man es glaubte. Oder gesetzt, daß sie nichts Gefährliches, nichts Feindliches beabsichteten, — man war einmal vom Gegentheil überzeugt. Ich will auch nur sichtbar machen, daß der Jacobinismus keinen andern Zweck hatte, als die Angriffe abzuschlagen, die man für Anstalten der Privilegirten zur Unterdrückung der Wünsche und Rechte der Nation hielt.

Die Könige, gut oder schlecht über unsere Verhältnisse unterrichtet, verbinden sich gegen Frankreich, und erlassen Manifeste, die im höchsten Grade beleidigend für alle Freunde der öffentlichen Freiheit seyn müssen. Man antwortet mit diesen einfachen Worten: Verschwören wir uns zum Verderben der Könige. *) Man hat viel über solche, die bürgerliche Gesellschaft und die Rechte der Kronen und Völker zerstörenden, Grundsätze geschrieen.

---

*) Weil man damals in Frankreich glaubte, daß die Könige sich zum Verderben der Freiheit verschworen hatten. Daß ein neuer Despotismus oder die Willkühr eines Einzelnen jemals den Königen selbst so gefährlich werden würde, daß sie sich zur Wiederherstellung der Freiheit verbinden könnten: dieß hätte damals niemand zu träumen gewagt. Anm. d. Uebers.

„Ihr seht, sie wollen den Umsturz der Throne!“ Keineswegs! Aber von den Thronen herab erschallt in den wüthendsten, beleidigendsten Ausdrücken die Drohung, daß die Freiheit ausgerottet werden soll. Die Freiheit, zur Wiedervergeltung, welche man erwarten mußte, droht dagegen die Throne auszurotten. — Der deutlichste Beweis, daß dieß nicht die Wirkung einer vorher bestehenden Lehre, einer furchtbaren, völlig organisirten Propaganda war, leuchtet daraus hervor, daß zur Zeit, als die Gemüther am meisten gereizt waren, nicht nur die Könige bereitwillig angehört wurden, so bald sie mit uns in Unterhandlung traten; sondern daß man mit Eifer und Dankbarkeit ihren ersten Anträgen entgegen kam. Offen vor der Welt liegt die Thatsache, daß wir die Verträge, die wir schließen konnten, mit religiöser Treue erfüllt haben. Frankreich, der Schrecken seiner Feinde, hatte nur Gesinnungen des reinsten Wohlwollens gegen diejenigen Mächte, die aufgehört hatten, uns schaden zu wollen.

Aber bei dieser Art von Ereignissen wird man stets den Grund mißverstehen, wenn man nicht bedenkt, daß sie zugleich Wirkung und Ursache sind, und daß die Wirkungen jederzeit größer, als die Ursachen seyn werden.

Irgend eine Handlung setzt die Freunde der Freiheit in Unruhe; sogleich gesellen sich tausend Umstände hinzu, sie zu vergrößern und schreckhafter zu machen, als sie in der That ist; aber die Handlung ist einmal da und wirkt. So entstehen Entschlüsse, die man einem System zuschreibt, während sie nur aus dem Eindruck des Augenblicks hervorgehen.

Die Regierungen finden, es sey schon ein Verbrechen, wenn man sich nicht unbedingt und blindlings unterwirft. Und ein solcher Grund erhält Beifall, weil alle diejeni-

gen bequem darauf fußen können, deren persönliches Interesse keine Beschwerden duldet, oder die zur Beförderung eigennütziger Entwürfe die Regierung gern betrügen, um ihr Ansehen zu mißbrauchen. — In unsern Verhältnissen aber war die Regierung keine einfache Sache, sie bestand aus dem Könige und seinem Conseil: und die Mitglieder des letztern hatten ein Interesse, das jenem des Königs und des Staates in vielen Fällen entgegengesetzt war. Daher fehlte ihren Berichten die Wahrheit. Die lobenswürdigsten Handlungen schilderten sie als Verbrechen und Gefahr. Durch die Furcht, die sie einflößten, suchten sie den König zu bewegen, daß er Vorschläge genehmigte, die er mit Unwillen zurückgewiesen hätte, wäre ihm die Wahrheit bekannt gewesen.

Sobald diese verborgenen oder offenbaren Vorschläge einmal bekannt wurden, mußten sie die Vertheidiger der Nationalrechte beunruhigen, und mit Wuth gegen ihre Feinde erfüllen. Dieß ist der Ursprung der gewaltsamen Entschlüsse. Sie sind eine Geburt des Augenblicks, und keineswegs die Entwickelung und Offenbarung angelegter Plane.

Eine andere Ursache vergrößerte dann die Erbitterung der Gemüther und die Gewaltsamkeit der Entschlüsse. Sobald nämlich die Menschen einmal gegen die Obermacht in einem ernsthaften Kampf, in welchen sie anfangs nur durch ihren Enthusiasmus hineingezogen wurden, begriffen sind, so denken sie am Ende auch an ihre persönliche Sicherheit. Glauben sie mit unerbittlichen Feinden zu thun zu haben, die nur den Sieg erwarten, um Schaffotte aufzurichten: so ist leicht abzusehen, welche Kraft ihnen das doppelte Gefühl geben muß, daß sie für eine große Sache und zugleich für die eigene Erhaltung streiten.

Die Revolution beruht auf die reinsten und verehrungs-

würdigsten Lehren; aber ihre Feinde beschuldigen sie darum nicht weniger der übertriebensten, ausschweifendsten und verderblichsten Grundsätze: und die Faction der Privilegirten behauptet immerfort, daß das innere Wesen des Jacobinismus noch gegenwärtig Europa bedrohe.

Es ist wahr, daß im Laufe der Ereignisse Lehren verkündet wurden, die unvernünftig waren. Als die Aristokratie und deren Wuth das Volk angriff, so mußte dieses bis zu den untersten Classen aufgeregt werden, um den Sieg zu sichern. Wer konnte in solchem Sturm die Meinungen regeln und einander unterordnen? Alle diese neuen Menschen, welche so zu sagen aus dem Schoos der Erde in der ganzen Rohheit wilder Natur hervorkommen, sehen sich in einen Wirbel neuer, bisher völlig fremder Ideen hineingezogen. War es möglich, sie durch Maßregeln zu leiten, die nur bei einer ausgebildeten Civilisation Gehör gefunden hätten? Unstreitig ist der Umsturz ein großes Unglück; wer kann ihn aber voraussehen in den ersten Bewegungen, wodurch die Revolutionen vorbereitet werden? Wer kann ihn aufhalten, wenn der Anstoß einmal gegeben ist? Auf welcher Seite indessen auch das Unrecht seyn, welchen Charakter man darin erkennen mag, ich will aus meinen Bemerkungen nur den Schluß ziehen, daß die Lehren, welche man als das Eigenthum einer fortwährenden Körperschaft bezeichnet, von den Umständen erzeugt wurden und mit ihnen verschwunden sind.

Der Jacobinismus ist sonach kein Ungeheuer, das mit Bewußtseyn und Willen, und zufolge eines ihm eigenthümlichen Zweckes gegen die bürgerliche Gesellschaft wüthete.

Der Jacobinismus, oder besser die gegen die privilegirten Körperschaften organisirte Vertheidigung, hat übertrieben

werden können; aber die Feinde, die er bekämpfte, wa=ren bei weitem ausschweifender. Er konnte zu viel Kräfte verschwenden und sie schlecht gebrauchen; dennoch sind die Feinde der Freiheit und der National=Unabhängigkeit keineswegs vernichtet. Er konnte blind in seiner Wuth seyn; aber weit entfernt, daß sein Zweck die Zerstörung war, wie die irrende Gemeinheit überall nachgebetet, war sein Zweck vielmehr zu jeder Zeit Erhaltung der Freiheit und Unabhängigkeit Frankreichs.

Traurig ist es allerdings, daß die Anwendung eines so furchtbaren Werkzeugs zur Nothwendigkeit geworden war; ich habe gute Gründe, davon überzeugt zu seyn. Doch die Schuld tragen einzig die Unterdrücker des Vaterlan=des, diese ewigen Verschwörer, diese wahren Urheber alles Unglücks, wogegen sie ihr Geschrei erheben, und woraus sie sich jetzt eine Stütze bilden, um neues Elend vorzu=bereiten. *)

---

*) Die Gräuel während der Jacobinischen Herrschaft sind unläugbar, wie die Verbrechen derer, welche diese Gräuel verübt haben. Wer wollte sie vertheidigen oder auch nur entschuldigen? Sie sind um so abscheulicher, als sie die heilige Sache der Freiheit und die unerläßliche Verbes=serung der bürgerlichen Gesellschaft in Gefahr gebracht, und ihren Feinden, wie Herr Bailleul sehr richtig be=merkt, Waffen in die Hand gegeben haben. Indessen gibt es ein ungleich größeres Verbrechen, gegen welches unglücklicherweise viele Menschen noch zur Stunde eine entsetzliche Nachsicht beweisen: das Verbrechen nämlich einer systematisch Jahrhunderte lang fortgesetzten Unter=drückung, Entwürdigung und Abrutirung der Völker, durch jede Art von Mißbrauch der Gewalt, und vor Allem durch die himmelschreienden Sünden des Fanatismus, welcher

Strafbar also sind diejenigen, welche die peinlichen Verhältnisse, in denen wir uns befinden, dadurch noch drückender zu machen suchen, daß sie das Volk verläumden, furchtsame Gemüther mit Unruhe und Schrecken erfüllen, und die Vorurtheile rechtfertigen, die ohnehin schon zu große Macht haben. Am strafbarsten sind sie dadurch, daß sie dem fremden Ehrgeiz einen Vorwand leihen. Zu keiner Zeit hatte Frau von Stael einen richtigen Begriff von der Revolution; den-

---

Aberglauben und Betrug für Religion, Knechtssinn für christliche Demuth und Tugend ausgibt; welcher den Geist, wodurch der Gott des Lichts uns zu seinem Ebenbilde schuf, in eine Werkstatt finsterer, unsinniger Bilder umwandelt, und das Herz, das mit Liebe an Gott und seiner geistigen Schöpfung hängen soll, mit dem Gift des Hasses gegen die Freunde des Rechts, der Wahrheit und der Menschenwürde erfüllt. — Dieses alte Verbrechen gegenwärtig, nachdem Gott den Verstand derer, die ihn wahrhaft lieben, erleuchtet, nachdem er ihre Seelen durch seine Offenbarungen in der Zeitgeschichte ermuthiget hat, jenes Verbrechen, sage ich, gegenwärtig noch fortsetzen wollen, wäre schändlicher als die größte Schändlichkeit des Jacobinismus; denn dieser mordete nur den Leib, und trug das Princip seiner Zerstörung in sich selbst; jenes mordete alles, was dem Menschen ehrwürdig seyn soll, die Religion, die Moral, an deren Stelle es eitle Schattenbilder setzte; es mordete den Geist und alles würdevolle Leben ganzer Zeitalter, und fand das Princip seiner Erhaltung in der Schlechtigkeit der Menschen, die für geringen Sold ihm als Knechte dienten, um alle freien und edlen Menschen eben auch als Knechte behandeln zu können.

Anmerk. d. Uebers.

noch muß man nicht weniger erstaunen, daß sie, indem sie den Jacobinismus als ein gegen die gesellschaftliche Ordnung wüthendes Ungeheuer schildert, ihre Stimme mit dem Geschrei solcher schreibenden Leute vermischt, die ihre Schande vor sich selbst nicht anders verbergen können, als daß sie bei ihren Betrügereien und Verläumdungen unverbesserlich ausharren.

Eilftes Capitel.

Ereigniſſe des 5ten und 6ten Oktobers.

Das Volk von Paris marſchirt nach Verſailles. In Folge dieſes Ereigniſſes verfügen ſich der König, die königliche Familie und die conſtituirende Verſammlung nach der Hauptſtadt.

Ich werde der Frau von Stael in den Einzelheiten dieſes Capitels nicht folgen; ich müßte jedes Wort berichtigen, und tauſend Rückſichten halten mich davon zurück. . . . Die Meinung jedoch, die ich ausſprechen werde, kann von Nutzen ſeyn. Ich beweiſe, daß man ſich über eine Thatſache täuſchen könne, wenn ſie von Zeugen, die man für glaubwürdig hält, beſtätiget wird; ich begreife, daß man aus Grundſätzen, in denen man den Irrthum nicht erkannte, Folgerungen zieht, die man für richtig hält; wenn man aber zwei Sätze vereint, von denen der ſtumpfſte Geiſt merkt, daß einer den andern völlig aufhebt, ſo begreife ich nicht, wie man einen ſo handgreiflichen Irrthum überſehen könne. Wie kann man zugleich die Freiheit und die Feſſeln wollen? Wie kann man für Tugend halten, was alle Kennzeichen der Unredlichkeit trägt? Wie kann man der Nation Verbrechen Schuld geben, ehe man weiß, was ein Verbrechen ſey? Einige Elende dringen ins Schloß und begehen Frevel; wer will ſie vertheidigen? Aber wem iſt es erlaubt, die Nationalgarde, die ſich der Unordnung widerſetzte, eben auch als Mitſchuldige anzuſehen? Wer darf die vielen Tauſende von Menſchen verdammen, die nichts verlangten, als daß die Gewalt nicht unter Einfluß der Feinde

der öffentlichen Sache gestellt werde? Noch weniger ist es erlaubt, das Volk von Paris, und am wenigsten die Nation wegen jener Frevel des Verbrechens zu bezüchtigen.

Die strafbaren Handlungen gehören den einzelnen Frevlern; welche Schuld bleibt dem Volke? Es trägt seine Klage vor, daß der König von Feinden der Nation umgeben sey! Gesteht Frau von Stael nicht selbst ein, daß es zwei Conseils des Königs gab, ein ostensibles und ein heimliches? Das letztere beschäftigte sich unaufhörlich mit den Mitteln, die National-Versammlung aufzulösen, die unbeschränkte Gewalt wiederherzustellen, und den Rechten der Privilegirten solche Garantien zu geben, daß jede Besorgniß für die Zukunft unmöglich würde.

Wer bedrohte das öffentliche Wohl und selbst das Interesse des Königs? Auf welcher Seite war also das Verbrechen? Auf Seite der Privilegirten. Darum kann und soll man nicht dulden, daß die Nation angeklagt werde. Der gerügte Irrthum ist leider noch nicht der größte in diesem Capitel.

Bei Begebenheiten, welche der Geschichte angehören, sind dem Beurtheiler nur zwei Wege erlaubt: zu schweigen oder die Wahrheit zu sagen. Das Schweigen läßt dem Geist wenigstens seine Freiheit; es zeigt schon, warum man nicht schreibt. Diese negative Handlung schließt die Bekanntmachung einer Wahrheit in sich: daß es nämlich unmöglich sey, sie zu sagen. Die deutlich ausgesprochene Wahrheit wäre unstreitig vorzuziehen. Welche Lehren enthält z. B. das Ereigniß der Tage des 5. und 6. Oktobers? Würde man den Nebel zerstreuen, der das Gewirre von Intriguen bedeckt, das Chaos der verkehrten Grundsätze, des verkannten Interesse, der mißverstandenen Andachtsübungen, der ausschweifenden Ansprüche, der abgeschmackten oder durch den Ehrgeiz verfälschten

Ansichten; wie würden dann alle diese Beschuldigungen, womit man aus Gefälligkeit und um so leichter das Volk belastet, weil man es ohne Gefahr thun darf, — wie würden diese Anklagen, sage ich, verschwinden, und die unverhüllte Schande da zu sehen seyn, wo sie wirklich vorhanden war.

Was dieses Capitel in dem Werk der Frau von Stael enthält, sollte fast durchgängig ausgestrichen werden; was es enthalten sollte, findet sich nicht darin. Es ist ein Unglück für die öffentliche Sache, daß es Werke gibt, welche die gröbsten Irrthümer über Regierungsangelegenheiten und politische Ereignisse bestärken.

Zusatz.

Die Gründe, die den Verfasser bestimmten, über dieses Capitel der Frau von Stael hinwegzueilen, sind nicht schwer zu entdecken. „Das Schweigen, sagt er, deutet an, daß es unmöglich sey, die Wahrheit zu sagen.„ Der Ausländer findet sich zwar auf einem freiern Standpunkt, und kann das Recht der Geschichte in Anspruch nehmen; allein selbst die Entfernung vom Schauplatze legt ihm andere, nicht weniger bedenkliche Rücksichten auf, unter denen die ehrenvollste die Besorgniß ist, daß er sich irren könne. Indessen enthalten die Aeußerungen der Frau von Stael so offenbare Irrthümer, und die Beschränktheit ihrer Ansichten ist so auffallend, daß es keiner vertrauten Bekanntschaft mit dieser Periode der Revolution bedarf, um die Erzählung der Frau Baronin zu würdigen.

Das Schauspiel der Tage des 5ten und 6ten Okto-

bers 1789 gehört zu den merkwürdigsten der ersten Zeiten der französischen Revolution. Es fehlt noch viel, daß das ganze Gewebe von Ursachen, Absichten und Zufälligkeiten, Unschicklichkeiten und Gräueln, Verworfenheit und menschlicher Güte, die insgesamt hier ins Spiel traten, es fehlt viel, sage ich, daß ihr Zusammenhang vor den Augen der Geschichte unverhüllt dargelegt wäre. Ein aufrichtiger Schriftsteller, der, wie Frau von Stael, in der Nähe des Hofes gelebt, die handelnden Personen nahe beobachten und mancherlei wissen konnte, das noch nicht offenbar ist, ein Schriftsteller, der die Würde der Geschichte kennt, hätte sich ein Verdienst um sie erworben, wenn er, nur der Wahrheit huldigend, den Schleier dieser Ereignisse hinweggezogen, und ihr inneres Wesen aufgedeckt hätte. Frau von Stael hat nach diesem Verdienst nicht gestrebt; ich weiß nicht, fehlte es ihr an Willen oder an Kraft.

In dem heimlichen Conseil des Königs war man einig, daß eine Contrerevolution bewirkt werden müsse. Die Maßregeln, die man in dieser Absicht traf, wurden großen Theils dem Könige verschwiegen; die thätigen Höflinge sahen ihn, bei seiner Gutmüthigkeit und Unentschlossenheit, vielmehr als ein Hinderniß ihrer Plane an, als daß sie von seiner Persönlichkeit sich große Vortheile versprochen hätten. Es handelte sich bei ihnen nicht darum, ihm zu gehorchen und seinen Willen auszuführen; sondern ihn zu leiten, und durch die Gewalt der Umstände zu zwingen, daß er ihren Willen befördern mußte. Der König hatte keinen persönlichen, verständigen Freund; die Höflinge spielten mit ihm, weil sie sich des königlichen Ansehens zur Ausführung ihrer Projekte bedienen wollten. Indessen muß man sich nicht vorstellen, daß nach einem verständig berechneten Plane die Rollen unter

ihnen vertheilt waren: jeder handelte mehr oder weniger nach augenblicklichen Einfällen, nach seiner Leidenschaft, nach seinem Eigennutz und am häufigsten nach seiner Thorheit. Kein ausgezeichneter Kopf fand sich unter ihnen, der die ganze Größe der Umstände zu würdigen gewußt hätte; kein entschlossener starker Charakter, der mit Ueberlegenheit des Geistes und Willens sich an die Spitze der Unternehmung stellen konnte. In ein Chaos von Intriguen hatten sich alle mit alberner Kühnheit verstrickt; keiner wußte, ob ein Faden durch dieß Labyrinth ging; keiner faßte ihn, wenn es einen gab, mit kräftiger Hand und zwang die andern, daran fort zu gehen, um nicht die Verbindung zu verlieren. — Eine von den losen, überlegten Maßregeln der Hofpartey war der Schmaus, der am 1. Oktober im Opernsaal des Schlosses von Versailles den Gardes du Corps und dem Regiment Flandern gegeben wurde. Man wollte sich der Treue der Soldaten versichern, es sey, zunächst um die beschlossene Flucht des Königs unter ihrer Eskorte zu sichern, oder die Contrerevolution unmittelbar durch Angriffe auf die Nationalversammlung zu beginnen. Bei dem Schmause waren die Logen mit Hofdamen besetzt; das Lied: **O Richard! o mon Roi!** wurde gespielt, die weiße Cocarde von den Damen ausgetheilt, die dreifarbige von den Soldaten mit Füßen getreten. Mit Enthusiasmus wurden die Gesundheiten des Königs und der königlichen Familie getrunken, und dem Könige Treue bis in den Tod geschworen. An beleidigenden Reden gegen die Volkspartey fehlte es dabei nicht. Die Königin wohnte diesen Scenen bei. — Dieß geschah zu einer Zeit, wo Paris an dem nothwendigsten Nahrungsmittel, an Brot, den furchtbarsten Mangel litt, und wo überdem diese Noth erkünstelt schien. Die Nachricht von dem die Nation be-

leidigenden Schmause erbitterte in der Hauptstadt alle Gemüther; doch ohne die drohende Hungersnoth wäre es selbst Aufwieglern nicht möglich gewesen, die Scenen hervorzubringen, die bald darauf den Hof in Schrecken setzten. Am 5. Oktober stieg der Brotmangel in Paris auf den höchsten Grad. Die ärmern Bürger, die Bewohner der Vorstädte, liefen verzweifelnd zusammen, die Poissarden feuerten die Männer an, dem Jammer ein Ende zu machen, und Rache an denen zu nehmen, welche die Noth verschuldet hätten. Zu Tausenden strömten sie nach dem Hotel-de-Ville, wo sie keine Hülfe fanden. Sie zerschlugen die Tische, zerrissen die Papiere, plünderten die Kassen. Die Sturmglocke ward gezogen, und ganz Paris gerieth in Bewegung. Ein roher Haufe, von Weibern angeführt, setzt sich in Marsch nach Versailles; die Nationalgarde, La Fayette an ihrer Spitze, folgt, um Unordnung zu verhüten, nach einigen Stunden dem Zuge, der Abends spät im heftigsten Regenwetter in Versailles anlangt. Die Nacht geht ruhig vorüber, obgleich Tausende der halbnackten Menschen von Hunger, Nässe und Kälte geplagt werden. Am Morgen des 6ten Oktobers aber beginnt ein Kampf mit einigen Gardes du Corps, dessen erster Anlaß noch unbekannt ist. Die Garden werden übermannt und ermordet. Ein bewaffneter Haufe dringt bis in die Zimmer der Königin, die halb gekleidet sich zum Könige flüchtet. Selbst die Thüre des verschlossenen Vorzimmers des Königs wird mit Aexten aufgeschlagen, weil man die dort verborgenen Gardes du Corps aufsucht. La Fayette stellt sich allein ihnen entgegen, und ein Wort von ihm bringt die Wüthenden zur Ruhe. Die Pariser versöhnen sich mit der Garde du Corps, tauschen ihre Kleidungsstücke, und nehmen sie in Schutz gegen die Wuth des

Pöbels. Der König zeigt sich dem Volke, und wird mit Jubel empfangen; auch die Königin tritt auf den Balcon, und der Schrei der Versöhnung tönt durch die Luft. — Der Zweck dieser Tage, den König nach Paris zu bringen, wird erreicht. Der ganze Hof begiebt sich, von furchtbar lächerlichen Haufen des Pöbels umgeben, nach der Hauptstadt.

Dieß ist in flüchtigen Umrissen die allgemeine Geschichte dieser Tage. Bei dem äußern Hergange des Schauspiels müssen zwei Dinge genau unterschieden werden: die Gräuel und die bloßen pöbelhaften Unschicklichkeiten. Zu den ersten gehört der Mord der Garde du Corps, das Aufstecken zweier Köpfe auf Piken, und der Einbruch in die Zimmer der Königin. Was sonst an diesem Tage geschah, war wenig mehr als burleske Farce, die sehr empfindlich und unangenehm für wohlerzogene Personen seyn mochte, aber nicht mit dem Stempel des Verbrechens gebrandmarkt werden darf. Die Worte sind von Bedeutung, und es ist nicht erlaubt, eins für das andere zu brauchen.

Was die innern Ursachen des Ereignisses betrifft, so kommt es darauf an, zu wissen, wer die Volksbewegung veranlaßt hat, und welches der Zweck derselben war? Ob der Mord der Gardes du Corps die Folge eines Planes oder nur einer augenblicklichen Aufreizung gewesen, und wer solche gegeben habe? Wollte Frau von Stael über diese Tage etwas für die Geschichte Belehrendes schreiben, so hätte sie über die noch zweifelhaften Ursachen Aufschlüsse geben, unbekannte Thatsachen mittheilen, oder neue aufklärende Ansichten aufstellen sollen. Statt dessen begnügt sie sich mit leerem Geschwätz, verwirrt sich in ihren Begriffen, tischt vornehme Empfindungen auf, schimpft auf das Volk, und sucht ihr Gewissen

wissen durch halbe Geständnisse zu bewahren. Es würde den Leser ermüden, wollten wir Schritt vor Schritt ihren Verirrungen folgen; wir begnügen uns, einige der auffallendsten Aeußerungen aus diesem Capitel heraus zu heben, und mit einfachen Bemerkungen zu begleiten.

Frau von Stael sagt, daß Frankreich beim Ausbruche der Revolution seit beinahe einem Jahrhundert „eine Ruhe genossen hatte, die zur Abspannung und Verdorbenheit führte.“ Daß Abspannung auf eine lange Ruhe folgen könne, ist begreiflich; warum aber soll sie zur Verdorbenheit führen? — „Man hatte, sagt sie, das Volk nur in knechtischer Unterwürfigkeit gesehen, und man argwohnte nicht, daß man, weil die Heftigkeit der Empörung immer mit der Ungerechtigkeit der Sklaverei in gleichem Verhältniß steht, in Frankreich die Veränderungen mit desto mehr Klugheit ausführen müsse, je drückender die alte Ordnung der Dinge gewesen war.“ Die Verdorbenheit des Volks, das sich nicht selbst erziehen konnte, wäre nur die Schuld derjenigen gewesen, die es in diesen Zustand der Entwürdigung herabgedrückt hatten. Frivolität und Ausschweifungen herrschten am Hofe, und die Priester waren Alles, nur nicht Erzieher des Volks zu seiner sittlichen und geistigen Entwickelung. Diese Ursachen der Verdorbenheit mußten von Grund aus und für immer ausgerottet werden, weil das Volk durch ihre Dauer nur immer verderbter wurde. Die Klugheit, mit welcher man dabei zu Werke gehen mußte, erforderte zunächst unbefangene Erkenntniß des unwürdigen Zustandes, und redlichen Willen, an seiner Entfernung zu arbeiten. Man mußte das Unrecht einsehen, und es für immer vermeiden; nicht aber stets auf dasselbe zurückkommen, und bei ihm sein Heil suchen. Auch die beliebte Langsamkeit bei Reformen wäre noch keine Klugheit

gewesen. Der handelt nicht klug, der ein brennendes Haus dadurch zu löschen hofft, daß er Tropfen für Tropfen auffsprengt; nur ein Wasserstrom kann helfen. — Uebrigens hat das französische Volk sich nicht so durchaus verdorben gezeigt, als seine Feinde uns glauben machen. Selbst während den heftigsten Stürmen der Revolution gab es die rührendsten Beweise von Gutmüthigkeit und Edelmuth. Und so mußte es seyn; denn die Güte der menschlichen Natur ist unzerstörbar, sonst hätten Tyranney und Aberglauben sie längst ausgerottet. Auch am 5ten und 6ten Oktober bemerkt man, wie lenksam, wie voll Vertrauen, voll Liebe zur Gerechtigkeit und Ordnung selbst der in Wuth gesetzte Pariser Pöbel seyn konnte. Ein Wort des Generals La Fayette treibt ihn aus dem Vorzimmer des Königs. — Der König zeigt sich dem Volke; er bittet, seine Gardes du Corps zu schonen, und das Volk nimmt sie freudig in seine Mitte, umarmt sie und zeigt sich entschlossen, sie gegen jeden Angriff zu vertheidigen. Die Königin gönnt dem Volke eine freundliche Miene, und diese Miene entwaffnet einen Haufen, dessen Hände noch vom Blut seiner vermeintlichen Feinde rauchten. Man muß nicht ungerecht seyn, selbst nicht gegen den Pöbel. Ein solcher Pöbel war überdem leicht zu regieren, wenn man es redlich mit ihm meinte. Am andern Tage, als der Hof nach Paris gekommen war, zeigten sich gemeine Frauen vor den Fenstern der Prinzeß Elisabeth; sie wünschten die Königin zu sehen, und diese kam herunter. „Notre bonne reine, sagten die Weiber, ne soyez plus traitre, et nous vous aimerous toutes.“ Dieß war ehrlicher gesprochen, als Alles, was je die Schmeichelei der schönen Königin vorgelogen haben mochte.

Herr Necker spielte an diesem Tage eine durchaus

nichts bedeutende Rolle; es wäre also am besten gewesen, ganz von ihm zu schweigen. Der Frau von Stael ist dieß nicht gegeben; sie erzählt, daß Herr Necker seine Popularität aufgeopfert habe, obgleich er das Vertrauen des Königs nicht besaß; aber, so meint sie, es müsse stets der Grundsatz moralischer Staatsmänner seyn, „dem Schwachen beizustehen.“ Der König war freilich der schwächere Theil in dem Streit der Parteyen, doch nur weil er sich der Leitung der Höflinge überließ, deren Unverstand ihn hinderte, der Herr der Revolution zu seyn, und die statt dessen einen ohnmächtigen Feind derselben aus ihm machten. Seine Schwäche war nicht das Werk der Volkspartey; sie entsprang aus seinem Charakter. Er traute dem eigenen Gefühl und der eigenen Einsicht nicht, sondern überließ sich schwankend dem Einfluß kopfloser Hofschranzen. Einem solchen Manne war nicht zu helfen, wenn man nicht sein volles Vertrauen besaß. Nur die Eitelkeit konnte Herrn Necker darüber täuschen. Hätte er sein unnützes Amt niedergelegt, so hätte dieß dem Könige vielleicht die Augen über seine verlassene Lage geöffnet. Uebrigens soll man nicht dem Schwachen, sondern dem der Recht hat, beistehen: so gebietet die wahre Moral. Der König hatte Unrecht, sich der Hoffaction zu überlassen; und war es von seiner Seite auch nur Irrthum und Fehlgriff: Irrthümer und Fehler haben ihre Folgen, bei Privatleuten, — um wie viel mehr bei den Königen.

Frau von Stael sagt mit klaren Worten, daß der König den Planen zu einer Contre-Revolution Gehör gab. Weiß sie, von welchem Gewicht diese Worte sind? Der König, der sich in Plane zu einer Contre-Revolution einläßt, setzt sich selbst in Kriegsstand gegen sein Volk und bricht den Vertrag, den er

so eben mit ihm geschlossen hat. Und wenn der Gegner, den man heimlich, nicht einmal offen und ehrlich bekriegt, sich in Vertheidigung setzt, wem ist alsdann die Schuld der Katastrophe beizumessen? — Auch die Könige haben Ansprüche an den Nutzen der Geschichte, darum soll man sie nicht verfälschen aus mißverstandener Demuth vor ihrem Range. — Was war der Zweck der Contre-Revolution? Etwa die Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes? Nein, die Herstellung der alten Feudalübel, die das Volk in Verdorbenheit erhalten hatten. Es giebt hier keine Entschuldigung des Irrthums, und die Folgen desselben müssen über den Irrenden kommen. — Frau von Stael verräth noch deutlicher die Ursache dieser Tage. „Der König, sagt sie, befand sich in der allergefährlichsten Lage; er hatte die Unruhe aufgeregt, wie wenn er stark gewesen wäre, und dennoch fehlten ihm alle Mittel zur Vertheidigung.“ Der König hatte die Unruhen nicht aufgeregt, aber er hatte die Partey der Höflinge gewähren lassen, ohne vorauszusehen, wohin diese Nachsicht führe. Das Resultat müßte dasselbe seyn.

Hier ist was Frau von Stael von der Königin sagt: „Sie war für dieses Zutrauen (in die Treue ihrer Umgebung) noch empfänglicher, und die Begeisterung ihrer Gardes du Corps und anderer Personen ihres Hofes schien ihr hinreichend, den Strom der Volksbewegung zurückzudrängen, der immer weiter vordrang in dem Verhältniß, daß man ihm ohnmächtige Dämme entgegensetzte. Maria Antoinette zeigte sich daher, wie Maria Theresia, den Gardes du Corps zu Versailles, um denselben ihren erlauchten Gemahl und ihre Kinder zu empfehlen.“ Also die Comödie im Opernsaal von Versailles wurde für einen mächtigen Damm gehalten, den Strom der Volksbewegung zurückzudrängen? Und dieß soll die Entschul-

digung der Königin seyn? — Auch war diese That jener der großen Kaiserin in allen Stücken durchaus unähnlich. Maria Theresia forderte nicht Hülfe gegen das eigene Volk, sondern gegen die Feinde des Vaterlandes; sie wendete sich nicht an einen Soldatenhaufen, sondern an die Repräsentanten der Nation; sie maßte sich keinen Einfluß in die Staatsgeschäfte an, sie war selbst der Souverain, der in Einigkeit mit der Nation den Staat zu erhalten beschloß.

Frau von Stael fährt fort: „Die Gardes du Corps beantworteten mit Jubelgeschrei diese Bitte, die sie wirklich in ihrem Innersten rühren mußte; allein dieß war genug, den Verdacht einer Menge Menschen zu erregen.“ Hier ist von keinem Verdacht die Rede. Der Schmaus der Garden konnte nicht verheimlicht werden; er war eine Kriegserklärung. Was die Leute glaubten, war so offenbar, daß niemand nöthig hatte, sich mit Verdacht zu befassen. „Man wiederholte in Paris in allen Ständen, der König wolle abreisen, er wolle einen zweiten Versuch machen, die Versammlung aufzulösen.“ Dieß waren keine leeren Gerüchte; es verhielt sich wirklich so; es waren die Plane der Contre-Revolution. Frau von Stael erzählt selbst auf einer andern Seite, daß der König die Wagen habe anspannen lassen, daß aber das Volk von Versailles sie ausgespannt habe; daß im Conseil man berathschlagte, ob der König sich in eine Provinz zurückziehen solle; und daß dieß nur deswegen unterblieb, weil der König nicht auf die Regimenter rechnen konnte, und weil er befürchtete, die Nationalversammlung möchte dem Herzog von Orleans die Krone übertragen. „Allein die Nationalversammlung, sagt Frau von Stael, dachte nicht daran, selbst damals nicht.“ — Auch fand Herr Necker nothwendig, dem Könige zu

rathen, „daß er in Zukunft aufrichtig es mit der Verfassung halte.“ Dieß war also früher nicht der Fall? Und nun frage man noch, wie die Ereignisse des 5ten und 6ten Oktobers möglich waren?

„Zweimal hundert tausend Menschen rüsteten sich auf Versailles zu marschiren, um den König und die Nationalversammlung nach Paris zu holen. Sie sind von Feinden der öffentlichen Sache umringt, hieß es; man muß sie in die Mitte der Vaterlandsfreunde führen. — So bald man in Zeiten von Unruhen eine etwas scheinbare Phrase ausgesonnen, finden die Partey-Menschen und vorzüglich die Franzosen ein besonderes Vergnügen daran, sie zu wiederholen; die Gründe, die man dagegen vorbringen kann, haben keine Gewalt über ihren Geist.“ — Wo ist hier die scheinbare Phrase? Ich sehe keine als in diesem Wortkram der Frau von Stael. Daß der König und die Nationalversammlung von Feinden der öffentlichen Sache umringt waren, ist keine Phrase; es ist die einfachste, unläugbarste Wahrheit, die Frau von Stael selbst an hundert Stellen ihres Werkes bestätiget. Wie will man Gründe dagegen vorbringen, wo es keine gibt? Warum erklärt uns Frau von Stael diese Gründe nicht?

Gewiß jeder wünscht vielmehr von ihr zu erfahren, worin der Irrthum der Pariser bestanden, als die Beschreibung zu lesen, wie sie „am 5ten Oktober Morgens auf einem wenig befahrenen Wege nach Versailles eilte, und die Vorreiter sah, die den König auf der Jagd begleitet hatten.“ Eben so wenig paßt hier die Bemerkung über die Gewalt der Gewohnheit, weil der König, wie in den ruhigsten Zeiten auch an diesem Tage die Jagd nicht versäumt hatte. Dieß ist nicht, wie Frau von Stael meint, ein Beweis des bewunderungswürdigen

Gleichmuths; es beweist nur, daß der gute König in Unwissenheit über die für ihn wichtigsten Angelegenheiten erhalten wurde, und daß es ihm unmöglich seyn mußte zu regieren, wenn er diejenigen, die ihn absichtlich in der Unwissenheit erhielten, nicht augenblicklich als Verräther von sich entfernte.

Es handelt sich hier um hohe Interessen, und Frau von Stael unterhält uns mit Armseligkeiten. Wer kümmert sich um die Aengstlichkeit ihrer Mutter, die sich in das Vorzimmer des Königs begab? Muß man nicht lachen, wenn Frau von Stael ausführlich erzählt: „Den 6ten Oktober früh Morgens trat eine sehr bejahrte Frau, die Mutter des Grafen Choiseul-Gouffier, des Verfassers der schönen Reise nach Griechenland, in mein Zimmer; sie hatte sich in ihrer Bestürzung zu uns geflüchtet, ungeachtet wir nie die Ehre gehabt hatten, sie zu sehen.“ Während dieser vornehme Besuch sie überraschte, erfuhr Frau von Stael zu gleicher Zeit, „daß ihr Vater bereits ins Schloß gegangen, und daß ihre Mutter im Begriff war, ihm zu folgen.“ Man sollte meinen, daß nach dreißig Jahren sich wichtigere Dinge dem Gedächtniß darbieten müßten. Aber diese Züge charakterisiren die vornehme Fütilität. Alles lief im Schlosse durch einander, schwatzte, fragte, hoffte, fürchtete, schimpfte, schmeichelte, kroch; aber was zu thun sey, und wie man handelt, wußte Niemand vom Ersten bis zum Letzten. Und diese Schwächlinge glaubten, sie wären geboren, um Millionen verständige und kräftige Menschen ohne Widerrede zu beherrschen? — —

Diese Großen wußten nicht einmal die Größe der Zeiten zu würdigen. Dieß zeigt sich recht deutlich in der Erzählung der Begebenheiten im Vorzimmer des Königs an diesem Schreckenstage. „Die Nacht brach an,“ sagt

Frau von Stael, „und der Schrecken wuchs mit der Dunkelheit, als wir den Herrn von Chinon, der seitdem unter dem Namen Herzog von Richelieu mit Recht ein großes Ansehen erlangte, im Schloß ankommen sahen. Er war bleich, entstellt, fast wie einer aus dem Volke gekleidet; es war das erstemal, daß ein solcher Anzug in die Wohnung der Könige kam, und daß ein so vornehmer Herr, wie Herr von Chinon, genöthigt war, ihn zu tragen.“ Sollte man nicht glauben, es sey schon ein Unglück gewesen, daß ein Herr von Chinon sich wie ein Bürger habe kleiden müssen? Und in der That sahen alle zärtlichen Hofdamen und alle Kammerherrn darin schon den Umsturz des Thrones und der Altäre. Die Etikette, d. i. ihre Religion, war verletzt: es war entsetzlich! die Höflinge hatten keine Vorstellung davon, daß es Umstände geben könne, wo alle Etikette bei Seite gesetzt werden müsse. Als La Fayette an diesen Schreckenstagen ins Schloß kam, durcheilte er die Zimmer, um zum Könige zu gelangen. Der erste diensthuende Kammerherr hielt ihn an und sagte: **Monsieur, le roi vous accorde les grandes entrées.** — Auch Frau von Stael, die Tochter Neckers, kann sich von diesen Vorurtheilen nicht lossagen. Daher bejammert sie, daß die Königin in demselben Zimmer, wo sie empfing, die Betten für ihre Kinder hatte aufschlagen lassen. Wer das menschliche Herz kennt, weiß, daß solche unbedeutende Entbehrungen gewohnter Pracht auf Augenblicke empfindlich seyn können; aber es ist unter der Würde der Geschichte, auf Vorurtheile der Schwäche Rücksicht zu nehmen. Es hing ja nur von dem Willen der Königin ab, sich die schönsten Möbeln aus Versailles kommen zu lassen.

Hören wir, was weiter von dem entstellten Hrn. von Chinon erzählt wird. „Er hatte sich unter die Menge

gemischt, war eine Zeitlang mit ihr nach Versailles gezogen, um die Aeußerungen, die vorkamen, zu hören, und hatte sich von ihr auf der Hälfte des Weges getrennt, um zeitig genug anzulangen, und die königliche Familie von dem, was vorging, zu benachrichtigen. Was war das für ein Bericht! (Nun!) Weiber und Kinder mit Piken und Sensen bewaffnet drängten sich von allen Seiten. Die untersten Volksklassen waren mehr noch durch Betrunkenheit als durch Wuth entmenscht. Mitten in dieser höllischen Bande rühmten sich einige, den Namen Kopfabschneider erhalten zu haben, und versprachen, ihn zu verdienen. Die Nationalgarde zog in Ordnung einher, gehorchte ihrem Anführer, und drückte nur den Wunsch aus, den König und die Versammlung nach Paris zu führen." Der Zug des Pöbels war widerlich für den Anblick, empörend durch den Gedanken, daß es in der Hauptstadt des civilisirtesten Volks ein solches Gesindel geben könne; daß diese halbnackten unglücklichen Wesen, die nicht so aussahen, als hätten sie jemals einen behaglichen Zustand gekannt, durch Entbehrung des täglichen Brodes zur Verzweifelung gebracht waren, und im Grunde nichts wollten, als was sie nicht entbehren konnten, was die Vorsteher der Gemeinheit ihnen schuldig waren: Brod und Ordnung. Auf dem Wege nach Versailles, wo Hr. von Chinon sie gesehen hatte, war noch kein Verbrechen ausgeübt worden; einige vornehme Wagen mußten von ihren Eigenthümern geräumt werden, um müden, aber freilich gemeinen Weibern Platz zu machen. Dieß berechtigt noch nicht, sie für eine höllische Bande zu erklären. Die Ursachen, welche die Prozession des Elends und der Verzweifelung veranstaltet hatten, mögen Ausgeburten der Hölle gewesen seyn; unter

den Unglücklichen aber, die daran Theil nahmen, war der bei weitem größere Theil durch die Fehler und Unterlassungssünden der Regierung in den Zustand versetzt worden, der sie bereitwillige Werkzeuge der Intriguen werden ließ. — Der Pöbel hat keine Hofmanieren, und kann sie nicht haben, doch wird der Mangel derselben selbst einer zarten weiblichen Seele kein Anlaß seyn dürfen, ihn für eine höllische Bande zu erklären. Man sollte nie vergessen, daß die Rohheit des Pöbels das vollgültigste Zeichniß für die Verkehrtheit einer Regierung ist; denn die weise Regierung, die ihre Pflichten kennt, sorgt für den Unterricht auch des gemeinsten Volkes, von dem sie Abgaben zieht, nicht, damit sie es der Hülflosigkeit und Brutalität Preiß gäbe, sondern damit sie erkenne, daß sie für sein physisches und geistiges Wohl redlich zu sorgen von Gottes Gnaden beauftragt ist. So dem Unglücklichen Mitleid zu schenken, und die Schuld nur da aufzusuchen, wo die Einsicht seyn sollte, gebietet das Gefühl der Menschenliebe, das einer Dame nicht fremd seyn sollte, die an jenen Schreckenstagen durch das Gehölz von Boulogne fuhr, und noch nach beinahe dreißig Jahren ausrufen konnte: „Das Wetter war wunderschön; die Luft bewegte kaum die Bäume, und die Sonne war glänzend genug, um nichts Düstres auf den Feldern zu lassen: kein äußerer Gegenstand entsprach unserer traurigen Stimmung. Wie oft erneuert sich im Leben dieser Gegensatz zwischen der Schönheit der Natur und den Leiden, die uns die Menschen auflegen.“ Ja wohl! die Natur ladet uns Alle zu Gaste an ihre reich besetzte Tafel, und es wäre Platz für uns Alle, Theil zu nehmen am schönen Genuß des Lebens; aber der Uebermuth drängt die Schwachen hinaus ins düstere

Feld des Elends und der Noth, bis sie vom Uebermaß der Leiden ergriffen, und von der Verzweifelung ermuthiget, furchtbare Rache nehmen an den Schwelgern, die nicht begreifen, daß auch die hungernden Kinder des Jammers Menschenrechte Verstand und Lebenslust für eigene Rechnung haben sollen.

Der Uebersetzer.

Zwölftes Capitel.

Die constituirende Versammlung in Paris.

Die constituirende Versammlung nach Paris versetzt, durch einen Willen, der nicht der ihrige und nicht der Wille der Regierung ist, mußte allerdings mehr oder minder sich unter diesem Einfluß befinden. Dieß sollte so seyn, und dennoch staunt Frau von Stael darüber. Sie hat um so mehr Unrecht, als die Stärke der Versammlung einzig in der öffentlichen Meinung bestand, und das Ereigniß sie nur der Quelle dieser Meinung näher brachte.

Dieser Tag war nicht der Regierungsantritt der Jacobiner; genau genommen gab es noch keine Verschiedenheit der Meinungen unter den Anhängern der Revolution; denn ich kann als solche nicht die Meinungen der Mounier und der Lally ansehen, — diese Herren waren unglückliche Unterhändler eines Vergleichs, den selbst die Privilegirten zurückstießen. Sie hatten stets in der Wüste gesprochen, wie Frau von Stael sagt. Sie verließen in diesem Augenblick die Versammlung und Frankreich. „Eine gerechte Entrüstung, nach Frau von Stael, verleitete sie zu diesem Irrthum.“ Solche Fehler begehen Menschen, welche für die klügsten gehalten werden. Nicht über das Ereigniß hatte man sich zu entrüsten, — es war nur die Folge der Duplicität, der Lügenhaftigkeit und der strafbarsten Cabalen der Hofpartey. Der Hund beißt den Stein, ohne an den Arm zu denken, der ihn geworfen. Ueber den Arm mußte man sich entrüsten.

Frau von Stael hat auch darin Unrecht, daß seit dem 6ten Oktober „die Revolution Gegenstand und Wirkungskreis änderte. Die Freiheit, sagt sie, war nicht mehr der Zweck, die Gleichheit wurde es.“ — Die Gleichheit, welche nichts ist, als die strenge Gerechtigkeit, war gleich Anfangs der erste Zweck dieser großen Reform. Indem sie eine größere Volkszahl umfaßte, befand sich die Revolution in der Mitte der Interessen, für welche sie entstanden war. Sie trat folglich durchaus in ihren Wirkungskreis und änderte ihn keineswegs.

Es war immer dasselbe Mißtrauen, von den Intriguen des Hofs eingeflößt, welches den Ministern den Zutritt zu der Versammlung verweigerte, obgleich sonst die Anwesenheit der Minister eine nothwendige Bedingung ist. So haben stets die falschen Stellungen den doppelten Nachtheil, daß sie unmittelbar schaden, und mittelbar das Gute verhindern.

Von dem Augenblick, als eine Verschwörung gegen die Revolution vorhanden war, konnte weder die Klugheit, noch die Geschicklichkeit der höheren Classen *) die Bewegung aufhalten, wie Frau von Stael zu glauben scheint. Die Revolution mußte bis in

---

*) Frau von Stael sagt: „Die Revolution mußte immer tiefer sinken, so oft die höheren Classen die Zügel fallen ließen, gleichviel ob aus Mangel an Klugheit oder aus Mangel an Geschicklichkeit.“ Was sind das für höhere Classen, denen es an Klugheit und Geschicklichkeit fehlt? Sollte man nicht glauben, es gäbe eine legitime Unklugheit und Ungeschicklichkeit, die doch höher stehen müsse, als ihr Gegentheil? Und so ist es bisweilen. Man hat Beispiele, daß der Verstand unter Aufsicht der Dummheit gesetzt wurde. Anm. d. Uebers.

die untersten Classen der Gesellschaft dringen; dann erst wurde der Brand vollständig und allgemein. In dieser furchtbaren Prüfung konnten die entgegengesetzten Parteyen, die Gegner wie die Anhänger der Revolution, eine theuer bezahlte Lehre finden, die sie wieder zur Ordnung und Ruhe zurückführte. *)

Die überspannten Köpfe des dritten Standes waren so rein, als die Edelleute mit den lieben historischen Namen; schienen die ersteren weniger gemäßigt, als die letztern, so war es nur, weil sie ihre Lage deutlicher begriffen.

Frau von Stael sagt am Ende dieses Capitels ausdrücklich, daß Mirabeau in Geheim vom Ministerium bezahlt war. Ich erinnere mich hierbei, was wir schon damals den Leuten antworteten, welche diese Behauptung vorbrachten: ist er bezahlt, so hat er dem Ministerium nichts verkauft, was er nicht auch umsonst gegeben hätte. — Seine Reden zeigten einige Verlegenheit, weil die Lage der Sachen peinlich war. Frau von Stael meint: „wäre er gewissenhafter gewesen, vielleicht hätte er Talent genug gehabt, um in der Versammlung eine vom Volk und Hof unabhängige Partey zu bilden.“

Dieß ist ein durchaus unrichtiger, folglich gefährlicher Gedanke. Es war seit Anbeginn der Revolution kein

---

*) Leider ist für viele vergebens die große Lehre mit Blut in den Jahrbüchern unserer Tage aufgezeichnet worden. Die Ultras, die Jesuiten, die Inquisition und der Fanatismus erheben wieder ihr Haupt, und haben von Neuem in Europa Boden gewonnen. Stören sie den Frieden nicht, den die Menschheit nach langem Leiden bedarf, und dessen Sicherung der Wunsch aller verständigen und guten Menschen ist? Anm. d. Uebers.

Platz für eine dritte Partey. Die angebliche Linie der Klugheit zwischen Hof und Volk ist das blanke Nichts. Folgt man allen Zeiträumen unserer politischen Crisis, so findet man immer die gleiche Nullität der Mallouet und Mounier in der constituirenden Versammlung; der Blanc, der Mathieu Dümas ꝛc. in der gesetzgebenden Versammlung; der Girondisten im Convent. Man muß die allgemeine Bewegung leiten, oder sich ihr hingeben, oder sich zurückziehen; aber zwischen der Contrerevolution und dem Volke, das jene bekämpft, sich ein Betragen aussinnen, das weder der Contrerevolution, noch der neuen Ordnung angehört, oder wohl diese bedroht, und meinen, man könnte für diese Subtilität einen Anhang finden, ist eine so eitle als unheilbringende Unternehmung: eitel, weil sie der Natur der Dinge widerspricht und unausführbar ist; unheilbringend, weil sie der Faction der Contrerevolution Muth gibt, und weil, so bald diese in Frankreich einzig vorhandene Faction Hoffnungen zeigt, sogleich Parteyen im Volke entstehen müssen.

Nur offene, freimüthige, bestimmte Entschlüsse, die mit der öffentlichen Meinung und dem Geiste der Institutionen übereinstimmen, flößen Vertrauen ein, und können sich Alles unterwerfen.

Dreizehntes Capitel.

Beschlüsse der constituirenden Versammlung über die Geistlichkeit.

Im Allgemeinen hat Frau von Stael eine richtige Vorstellung von der ehemaligen Geistlichkeit in Frankreich. Sie sagt: „es wäre nicht klug gewesen, dem Clerus Reichthümer zu lassen, die er zur Wiedererlangung des Einflusses, den man ihm nehmen wollte, hätte anwenden können;“ und fügt hinzu: „Die Gerechtigkeit forderte jedoch, daß man denen, welche im Besitz waren, die lebenslänglichen Einkünfte nicht schmälerte.“ — Ich glaube, daß es keine Gerechtigkeit gibt, die der öffentlichen Wohlfahrt nicht untergeordnet ist. Der Staat ist Richter über die Institutionen, die er aufheben oder errichten will; um so mehr bestimmt er, unter welchen Bedingungen sie allein vorhanden seyn sollen. Es muß in seiner Macht stehen, zu entscheiden, ob eine Besoldung oder ein Einkommen in diesem Fall zu vermehren oder zu vermindern sey. Wenn die constituirende Versammlung für gut befunden hätte, die Einkünfte der geistlichen Pfründen zu verdoppeln, so würde der Clerus ihr das Recht, solches zu thun, nicht bestritten haben; gleichwohl könnte sie im einen wie im andern Fall nur in Beziehung auf den anerkannten Nutzen ihre Beschlüsse nehmen. Waren die Reichthümer jemals in den Händen der Geistlichkeit gefährlich, so waren sie es in dem Augenblick, da diese eine Opposition bildete und dem öffentlichen Interesse widerstand. Ohne diese Widersetzlichkeit wäre eine Ausgleichung sehr leicht gewesen. Aber die

Menschen

Menschen sind nun einmal nicht vernünftig; darum sind die großen, und oft selbst die kleinen Reformen auf dem Wege der Ausgleichung unmöglich.

Man wird schwerlich mit Frau von Stael glauben: „daß das große Unrecht, das die Versammlung doch leicht hätte vermeiden können, in der Erfindung einer constitutionellen Geistlichkeit bestand. Wie konnte man einen Eid verlangen ꝛc. . . . Eine einzige feste und gerechte Entschließung konnte unter diesen Umständen von Staatsmännern genommen werden: man mußte jeder Gemeinde die Pflicht auflegen, die Priester ihres Bekenntnisses selbst zu besolden."

Ich könnte wohl sagen, daß ich hier mit Frau von Stael nicht übereinstimme; aber wenn ich alle möglichen Beweise beigebracht, werde ich wahrscheinlich Niemanden zu meiner Meinung bekehrt haben. Da diese Angelegenheit überdieß gegenwärtig abgethan ist, so hat die Untersuchung kein Interesse. Nur eine Bemerkung scheint mir unwiderlezlich, daß nämlich die constituirende Versammlung, sie mochte was immer für eine Maßregel in diesem gewiß schwierigsten Theil ihrer Arbeiten genommen haben, jederzeit dem Tadel nicht entgangen wäre. Die große Aufgabe, um zur constitutionellen Ordnung zu gelangen, bestand darin, daß die große Körperschaft gesprengt werden mußte, die sich zu nichts verstehen wollte, was in Regierungsangelegenheiten vernünftig war. — Hätte man die Maßregel ergriffen, die Frau von Stael anräth, nämlich die Priester dem guten Willen ihrer Zuhörer überlassen: so würde man der Versammlung Gleichgültigkeit für Erhaltung der Religion *) in Frankreich

*) Die Achtung für Heiligkeit der Religion forderte selbst eine Reform der Priesterschaft; denn diese ist nicht ein-

laut vorgeworfen haben. Frau von Stael beklagt sich über Neuerungen; man hat nie eine kühnere in Vorschlag gebracht.

---

gesetzt, damit eine Menge Leute einträgliche Stellen finden, noch weniger, damit das Volk im Aberglauben erhalten werde. Religion ist nicht Aberglaube, nicht Fanatismus; wo der Priester diesen verbreitet, handelt er gegen die Vorschriften der Religion, gegen den Zweck seiner Einsetzung. Er hat die innerliche Würde der Priesterschaft entweiht, und kann auf keinen äußerlichen Lohn dafür Anspruch machen. In Religionssachen gibt es kein Aeußeres ohne ein Inneres. Darum werden die religiösesten Menschen die Feinde der Priester, wo diese sich in Opposition setzen gegen den Gott der Wahrheit und gegen sein heiligstes Geschenk, die Vernunft. Die Heuchler dagegen verfolgen die wahren Gläubigen, für die es keinen Buchstaben ohne Geist giebt, als gefährliche Ketzer.

Anm. d. Uebers.

Vierzehntes Capitel.

Aufhebung des Adels.

Dieses Capitel könnte zu einigen Bemerkungen Anlaß geben, wenn man glaubte, daß sie heutiges Tages von Nutzen seyn würden. Ich habe schon oft gesagt, daß, wenn man im Jahr 1789 ein Oberhaus hätte errichten wollen, die historischen Namen mit Ausnahme einiger Individuen, davon ausgeschlossen werden mußten; was jedoch der Frau von Stael nicht gut thun würde. — Gegenwärtig ist der Zusatz einiger neuen Namen in der Pairskammer als ein Glück anzusehen, so wie man es für ein Unglück halten muß, daß die neuern Ereignisse die Zahl dieser neuen Namen vermindert haben;*) denn sie sind die stärksten Stützen des Vaterlandes und des Thrones, und ich zweifle nicht, daß sie auch die Lichter der Kammer sind.

Die Frage von einem Zwischenadel, den man höchstens als ergänzend ansehen könnte, ist durch die Charte gelöst; doch habe ich nirgend gefunden, daß man sie in Bezug auf den gegenwärtigen Zustand der Dinge unter-

---

*) Die Pairs mit neuen Namen, welche während der hundert Tage Aemter bekleideten, wurden willkührlich aus der Pairskammer ausgeschlossen. Der Unverstand und der Uebermuth der monarchischen Menschen oder der Ultras hatten allein die hundert Tage möglich gemacht; sie allein waren also schuldig. Dagegen wurden diejenigen Männer gestraft, welche in jener Zeit dem Vaterlande zu dienen suchten. Dieß heißt Gerechtigkeit in dieser Welt! Ganz neuerlich wurden die meisten ausgeschlossenen Pairs eben so willkührlich wieder eingesetzt. Dieß heißt Weisheit und Sicherheit im Staate! Anm. d. Uebers.

sucht hätte, wie sie in Uebereinstimmung zu bringen sey, mit dem einfachen System derjenigen Familien, die sich auszeichnen und die man ehrt, so lange ihre Mitglieder den Glanz erhalten, die sich aber nicht durch Titel behaupten, so bald sie durch schlechte Aufführung und Unfähigkeit die Achtung verloren haben? *)

*) Der Streit über Erhaltung oder Aufhebung des Erbadels wird in Europa noch lange fortgesetzt werden, und sich nur in dem Maße seinem Ende nähern, als die Menschen vernünftiger, gerechter und edler werden. Daher sieht man, daß in den verschiedenen Ländern der Adel um so weniger drückende Vorzüge genießt, jemehr die Civilisation sich durch alle Classen der Gesellschaft verbreitet hat; jemehr der Bürger durch Einsichten und Tugenden seine Würde als Mensch zu behaupten weiß. Es ist mit den lächerlichen Ansprüchen des Adels auf ererbte persönliche Achtung, wie mit den englischen Waaren, die nur in so weit schaden, als man sie kauft. Wenn der Bürger vor dem hochmüthigen Junker nicht mehr kriecht, wenn er ihm nur dann Achtung erweist, falls er persönliche Verdienste besitzt, und ihn verspottet, falls er sich durch nichts als durch den Contrast mit seinen ruhmwürdigen Ahnen auszeichnet; dann wird der Adel bald auf alle ungerechte Forderungen Verzicht leisten müssen. — Uebrigens wird von den Feinden des Adels auch unter den Schriftstellern der große Unterschied zwischen Rechten des Adels auf persönliche Auszeichnung, und zwischen seinen Rechten auf reelles, sächliches Eigenthum nur zu oft übersehen. Für die letzteren ist ein Maßstab der Ausgleichung möglich. Will man nicht geradezu ungerecht seyn, und ein Eigenthum deswegen antasten, weil es einem Edelmann gehört: so muß man diesen Maßstab zu finden suchen, und darnach die Ausgleichung bestimmen. Für die persönlichen sogenannten Rechte aber gibt es keinen Maßstab, weil sie blos imaginär sind, und von

jedem vernünftigen Menschen in seinem Kreise außer Cours gesetzt werden können, so bald er ernstlich will. Etwas anders verhält es sich freilich mit den adelichen Ansprüchen auf die niedere Gerichtsbarkeit. In sofern damit Einkünfte verbunden sind, können sie als sächliche Rechte ausgeglichen werden. Ein persönlicher Anspruch aber auf Ausübung der Gerechtigkeit ist ein Unsinn, weil die Gerechtigkeit nur vom Staate, folglich von der Gesammtheit, nicht aber von Einzelnen ausgehen kann. Die Anerkennung solcher persönlichen Richter-Ansprüche ist eine Monstruosität, die nur dadurch möglich wird, daß die Vorsteher des Staats ihre eigenen Rechte verkennen, und aus Schwäche sie aus den Händen geben. In einem gut organisirten Staate wird dem Edelmann so wenig gestattet seyn, sein besonderes Gericht zu haben, als man ihm erlaubt, sich eine kleine Privatarmee zu halten. Leider sind nicht alle Staaten gut organisirt, und man muß sie nehmen, wie sie sind. Doch darf man denen, welche das Recht und den Willen haben, es besser zu machen, anzeigen, worauf es ankommt, und was Recht ist. — In der Sache der Mediatisirten in Deutschland würde man gewiß gerechter seyn, und schneller ans erwünschte Ziel kommen, wenn man den Unterschied zwischen persönlichen und sächlichen Rechten gehörig beachten wollte. So sagt man, es soll keine persönliche Befreiung von den öffentlichen Lasten statt finden; darum sollen die Mediatisirten auch zu den Staatsschulden ins Mitleiden gezogen werden. Ganz gut, aber man rechnet ihnen die Schulden, die sie als Souveraine gemacht, als persönliche Schulden an; man macht also zuerst eine Staatssache zur persönlichen; und dann haben die Mediatisirten Recht, wenn sie sagen: wir wollen nicht blos den persönlichen Schaden, sondern auch den Vortheil. Man nehme ihnen beide, so wird nachher die Ausgleichung gewiß leichter seyn. Anm. d. Uebers.

Fünfzehntes Capitel.

Königliche Gewalt, wie sie von der constituirenden Versammlung bestimmt wurde.

Die constituirende Versammlung, die von einem unglücklicherweise nur zu gegründeten Mißtrauen beherrscht wurde, ohne jedoch, wie Frau von Stael ihr Schuld gibt, die königliche Gewalt gegen den König organisirt zu haben, suchte nur ihr Werk gegen die Angriffe der Gewalt zu sichern. „Die Versammlung sollte für den Bestand in der Zukunft, nicht für vorübergehende Umstände arbeiten.“ Dieß ist leicht gesagt. Wenn man während diesen vorübergehenden Umständen die Reformen vernichtet, und die alten Mißbräuche hergestellt hätte, wie man stets so unverschämt als unvorsichtig und hartnäckig daran arbeitete: was wäre denn für die Zukunft übrig geblieben? Diese Bemerkung ist um so wichtiger, als fast aller Tadel und alle Vorwürfe der Frau von Stael und solcher Leute, die nichts ergründen wollen, daher entspringen, daß sie nichts von dem brüllenden Löwen sagen, der umher geht und sucht, wie er schaden, umstürzen, und seine Beute wieder erhaschen könne.

Ich gestehe jedoch, daß die constituirende Versammlung bisweilen sich von übelverdauten und ausschweifenden Principien irre leiten ließ; wie z. B. bei dem Beschluß, daß die Mitglieder der Gerichtshöfe alle drei Jahre neu gewählt werden sollten. In solchen Fällen hätten die Minister die Lage der Versammlung und ihre Bewegungsgründe erwägen sollen; man mußte einsehen,

daß Alles, was für die Gewalt unzureichend, oder für die Gesetze unvollkommen war, bald durch die Erfahrung verbessert seyn würde. Aber die Minister, wie man aus dem Werk der Frau von Stael und aus den Schriften des Herrn Neckers ersieht, verheimlichten sich die Plane des Hofes, und handelten, als ob diese Plane nicht existirt hätten. Noch mehr, sie liehen den Deputirten übelwollende Absichten, die diese nicht hatten. Diese Beleidigung war ein neuer Grund der Entfernung. Wie sollte man sich mit einander verstehen?

Es war nicht die constituirende Versammlung, welche in ihren Beschlüssen „das Böse an die Seite des Guten“ setzte; das vorherbestehende Böse machte die Unvollkommenheit der Beschlüsse in gewisser Rücksicht zur Nothwendigkeit. Uebrigens hat Frau von Stael nicht das Recht, die Versammlung zu verdammen, weil diese nichts Vollkommenes zu Stande gebracht; denn was sie vollkommen nennt, nämlich die Ideen des Herrn Necker, ist noch nicht dafür anerkannt, daß es den Einsichten der Versammlung vorzuziehen gewesen. Gewiß ist, daß jene Ideen nicht vollkommen waren.

Sechzehntes Capitel.

Föderation am 14ten Julius 1790.

Ein erhabenes Schauspiel war es, als nahe an eine Million Menschen sich auf einem Platze vereinten in gleichen Wünschen und gleicher Gesinnung, deren Ausdruck am nämlichen Tage, in derselben Stunde in allen Theilen von Frankreich wiederholt wurde. Warum mußte in diesem Augenblick einer so freimüthigen als rührenden Ergießung die Treulosigkeit auf Verrath sinnen, und der Meineid sein Verbrechen vollenden?

Aber Frankreich hörte nur die Schwüre, und diese sind seine Rechtsgründe gegen jede Art von Anklage.

Es ist schmerzhaft am Ende dieses Capitels zu sehen, wie bei dem Anlaß einer so feierlichen Begebenheit Frau von Stael dem General de la Fayette die Popularität beneidet, die ihr Vater verlieren mußte.

Sie täuscht sich nicht, wenn sie sagt: „daß die beschränkte Monarchie jederzeit der wahre Wunsch der Franzosen war.“ Aber es ist unwahr, was sie laut zu verkünden wagt, daß dieß „die letzte Bewegung einer wahrhaft nationalen Begeisterung“ gewesen. Wie will sie denn das Gefühl nennen, welches so viele Franzosen zum Opfer ihres Lebens bereit machte, um ihren Mitbürgern die Freiheit und dem Vaterlande die Unabhängigkeit zu sichern?

Siebenzehntes Capitel.

Zustand der Gesellschaft während der constituirenden Versammlung.

Frau von Stael ist hier in ihrem Fache. Glänzend in der Unterhaltung, mußte sie der Gattung von Talent, das ihren ersten Ruf begründet, ihre Huldigung bringen. Auch fühlt sie sich in diesem Capitel wie auf schimmernden Flügeln der schmeichelhaftesten Erinnerung getragen. Sie bewundert die französische Leichtigkeit, die sich mit den ernstesten Untersuchungen der Politik zu vereinen wußte; die Kraft der Freiheit, die sich mit Eleganz der Aristokratie verband; die Weiber, die glücklicher als in England, wo sie nicht sprechen, durch ihre Anmuth den Ernst des Gegenstandes milderten; die Aristokraten, die sich über die Gegner lustig machten; ihre Zeitungen, welche die geistreichsten Caembourgs über die wichtigsten Angelegenheiten enthielten... (Wenn sie sich nur mit solchen Waffen begnügt hätten! —) „Die Geschichte der Welt verwandelte sich in ein Gevattergeschwätz (commerage)." *) In diesem Punkt hat sich wenig geändert; die Geschichte wird immer auf solche Art abgehandelt. Endlich ruft Frau von Stael aus:

---

*) Frau von Stael will wissen, daß die Aristokratie der Höfe allenthalben diesen Charakter habe. Da müßte es leicht seyn, ein Hofmann zu werden. Wir ehrlichen Deutschen glauben, daß bei den Höfen die Geschichte sehr tiefsinnig abgehandelt werde.

Anmerk. d. Uebers.

„Es war, ach! das letztemal, daß der französische Geist sich in seinem vollen Glanze zeigte!“ Weniger Glanz und mehr richtiges Urtheil wäre besser gewesen.

Dieses Capitel ist kostbar. Es zeigt deutlich, welche Fütilität über unser Schicksal herrschte, und wie man zu gleicher Zeit Dolche und Calembourgs schärfte. Noch einmal; haben wir nicht so viel Witz, begnügen wir uns lieber mit einer verdorbenen Unterhaltung, wie Frau von Stael uns vorwirft, und zeigen dafür ein wenig mehr gesunden Menschenverstand.

Achtzehntes Capitel.

Einführung der Assignaten und Hrn. Neckers Entlassung.

Hr. Necker hatte in einer Denkschrift alle Folgen der Assignaten vorausgesagt; gleichwohl gab es zwanzig Möglichkeiten, von denen schon eine einzige Hrn. Neckers Prophezeihungen hätte Lügen strafen können. Er schlug die Errichtung einer Bank vor. In den Verhandlungen über den Vorschlag zeigte Mirabeau die Unnützlichkeit, die Absurdität und die Gefahr desselben, indem die Bank der Regierung nur ihre eigenen Capitalien leihen könne. Bei dieser Gelegenheit erhielt die Popularität des Hrn. Necker und sein Ruf der Geschicklichkeit in Finanzsachen die härtesten Stöße. Und dieß ist, im Vorbeigehen gesagt, eine von den Hauptursachen der Empfindlichkeit, die Frau von Stael gegen Mirabeau nicht überwinden kann.

Frau von Stael sieht in den Assignaten den Grund der innern Unruhen und der auswärtigen Kriege. Man kann mit gleichem Rechte glauben, daß diese Ereignisse auch ohne die Assignaten gekommen seyn würden; der Enthusiasmus und die Noth hätten andere Hülfsmittel geschaffen.

Frau von Stael erhebt die Handlung des Herrn Necker, daß er die Mittheilung des rothen Buches verweigerte. „Dieß Buch bezeugte die Fehler Ludwigs XV und die zu große Güte Ludwigs XVI.“ Vortrefflich! Menschen, welche nur ihre Pflicht und den Gehorsam gegen die Gesetze kennen, welche nicht den höhern Classen angehören, und keine historische Namen tragen, würden des Glücks solcher Aus-

drücke nicht gewürdigt werden: die Fehler Ludwigs XV und die zu große Güte Ludwigs XVI! Dieser Gegensatz allein schließt eine ganze Abhandlung über den Verstand des Benehmens in sich. Es ist dieß nicht der einzige glückliche Zug solcher Art in dem Werke.

Ich komme auf die Weigerung des Hrn. Necker zurück. Man hat sie, nach meiner Meinung, mit Unrecht getadelt; sie macht seinem Andenken Ehre, denn sie war eine Handlung des Muthes und der Klugheit. Das vergangene Unrecht konnte nur die Gemüther erbittern und die Aufreizung vermehren, ohne irgend einen Vortheil für die Gegenwart und für die Zukunft.

Die Nichtannahme der Plane des Herrn Necker bestimmten ihn, seine Entlassung zu nehmen. Ueberdem wußte er, daß die Anhänger der alten Verfassung dem Könige riethen, er solle keinen Freund der Freiheit um sich dulden, und er hatte bemerkt, „daß der König, unzufrieden mit dem Theil von Macht, den ihm die Constitution zuerkannte, und des Betragens der Versammlung überdrüssig, entschlossen war, sich aus dieser Lage zu ziehen.“ Dabei findet Frau von Stael sogleich, daß Necker der fähigste Mann gewesen wäre, diesen Plan auszuführen, wenn der König ihm seine Absichten vertraut hätte. Ich glaube, irgendwo einen Plan zur Flucht gesehen zu haben, den Frau von Stael entworfen hatte, und worin sie die Hauptrolle spielte. Ist dieß, so gereicht der Eifer ihrem Herzen, doch nicht ihrer Vernunft zur Ehre. Frau von Stael sagt, daß man Contrerevolutionär oder Aufwiegler seyn mußte, um Einfluß zu haben. Welcher Name würde dem Minister geziemen, der die Flucht des Königs begünstigt hätte?

Ich habe oft darüber nachgedacht und meine ganze Fassungskraft erschöpft, um herauszubringen, durch welche

Art von Raisonnement man zu einem solchen Entschluß gelangen konnte; aber es ist mir jederzeit unbegreiflich gewesen, wie man, in dem Fall, daß ein König sich in einer mißlichen Lage befindet, tausend andere vorzüglichere Ideen verwerfen, und bei dieser stehen bleiben konnte, die so schlecht ist, daß sich gar kein vernünftiger Grund für dieselbe auffinden läßt.

Hr. Necker war in der Umgebung des Königs ein gutgesinnter Mann, vielleicht der einzige, der gut für den König und für die Freiheit gesinnt war. Man urtheile aber, ob er einem oder der andern zu dienen im Stande war, da er die Hand zu Planen bieten konnte, die fast noch abgeschmackter als unheilbringend waren, und da weder er noch die Seinigen einen einzigen Gegenstand im wahren Lichte erkannte. Erklärt dieß nicht genug die Lage, in der man sich befand, und alle Folgen, die daraus hervorgehen mußten?

Neunzehntes Capitel.

Zustand der Angelegenheiten und politische Parteyen im Winter 1790 bis 791.

Frau von Stael bestätigt den damals verbreiteten Glauben, daß „die ausübende Gewalt den Todten spielte, weil sie hoffte, daß das Gute aus dem Uebermaß des Uebels entstehen könne. Die Minister, sagt sie; beklagten sich stets über Unordnungen, und obgleich sie nur wenige Mittel hatten, sie zu unterdrücktn, wendeten sie auch diese nicht an.“ — Dieses Geständniß hindert Frau von Stael nicht, einige Zeilen weiter zu wiederholen, daß es leicht war, die Freiheit zu gründen! War es dann möglich, mit solchen Ministern sich zu verständigen? Waren dergleichen, Niemanden verborgene Gesinnungen nicht mehr als „gewisse Worte“ geschickt, „das Blut in Flammen zu bringen?“ Handelte sich's hier um „Eigenliebe und augenblickliche Befriedigung“ derselben bei den Mitgliedern der Versammlung, da die unbedeutendste Begebenheit sogleich die Anhänger der unumschränkten Gewalt vor Freuden zittern machte, weil sie ihre Wiederherstellung hofften; da die einen immerfort diese Catastrophen herbeiriefen, und die andern sie vorbereiteten? Auf den Ruf der constituirenden Versammlung kehren ungehorsame Truppen zur Ordnung zurück. Bouillé, der sie commandirt, vergißt, welchem Einfluß sie gehorchten, glaubt, er sey Meister, die Contrerevolution zu Stande zu bringen, — und bei Hofe schwindelt sogleich allen Leuten der Kopf.

Jeder Schritt auf der Bahn der Revolution zeigte

ihre Unermeßlichkeit; doch was sie Schreckendes darbot, ist weder der Volkspartey, noch den Clubs zuzuschreiben. Geben die Jacobiner Gesetze, sind sie im Bunde, als eine Art Regierung organisirt: so ists, weil der stets thätige Bund der Revolutionsfeinde ihnen darin vorausgegangen. Die Lameth, die Barnave, die Dyport, La Fayette und der Club von 89 hatten nur ein Mittel, die Jacobiner in Zaum zu halten: sie mußten die Caste der Privilegirten und deren Unternehmungen gegen die Freiheit vernichten. Aber die Vertheidigung lähmen wollen, während der Angriff Fortschritte machte; die Anhänger der Revolution zum Stillstand bringen, während die Gegner in voller Bewegung sind: hieß durch unreifen Entschluß und auf gefährlichen Rath aus den Reihen der Vertheidiger treten, sich selbst um allen Credit bringen, und die Leitung unerfahrenern, unklugeren, aber entschlossenern Menschen überlassen.

Ich glaube nicht, daß Mirabeau und Sièyes nur aus Besorgniß für ihre Popularität sich nicht an Mallouet und Clermont-Tonnerre anschlossen: Männer von so überlegenem Verstande, wie die beiden ersten, ließen sich weder durch die Umstände, noch durch die Intriguen der Contrerevolutionärs irre führen. Eben so wenig konnten sie sich auf die Rücksichten der Höflinge oder ehemaliger Regierungsbeamten einlassen; diese Rücksichten waren, die Wahrheit zu sagen, Verrath gegen den Monarchen; denn bey dem einmal begonnenen Kampfe war es offenbar, daß die Aristokratie unterliegen müsse.

Um also die Ausdrücke nicht zu mißbrauchen, darf man nicht von Demagogen nicht einmal von Demokraten sprechen; denn die Reden, welche demokratisch zu seyn schienen, waren weniger von irgend einem Geist des Systems diktirt, als von dem Bedürfniß, eine

Macht gegen die Caſten zu ſchaffen, deren Muth zur Ausführung finſterer Plane ſich mit jedem Augenblicke neu belebte.

Frau von Stael bringt eine andere auffallende Behauptung vor, die um ſo ernſtlicher geprüft werden muß, als ihre Abſicht dahin geht, den ganzen Zeitraum zu verdammen, der ſeit der conſtituirenden Verſammlung bis auf den gegenwärtigen Augenblick verfloſſen iſt.

Sie ſpricht von Lameth und Barnave, die von Demagogen bedroht ſind, welche ſelbſt kurze Zeit nachher als Ariſtokraten behandelt werden, und ſagt: „die conſtituirende Verſammlung verwarf jedoch ſtandhaft alle in den Clubs vorgeſchlagenen Maßregeln gegen die Auswanderung, gegen die Preßfreiheit, und gegen die Adelsvereine; zu ihrer Ehre ſoll man nicht müde werden zu wiederholen, daß ſie die ſchreckliche Lehre niemals annahm, die Freiheit durch den Despotismus einzuführen. Dieſem abſcheulichen Syſtem iſt der Untergang des öffentlichen Geiſtes in Frankreich zuzuſchreiben.“ An einer andern Stelle wünſcht ſie der Verſammlung Glück: daß ſie ſtets nur die Freiheit zur Gründung der Freiheit angewendet habe.

Welche Freiheit wurde denn von der conſtituirenden Verſammlung eingeführt? Iſt Freiheit das Vermögen zu gleicher Zeit alles Gute und alles mögliche Böſe zu thun? Wäre es dieſe Art von Freiheit, der Frau von Stael ihren Beyfall ſchenkt? Solche Freiheit kann von keiner Dauer ſeyn.

Die conſtituirende Verſammlung weigerte ſich, in Maßregeln gegen die Auswanderung zu willigen. War aber die Auswanderung weiter nichts, als eine einfache Luſt zu gehen und zu kommen? Ausgewanderte Franzoſen ergreifen, die Waffen gegen das Vaterland, ſie

ſuchen

suchen Europa für ihr Interesse, für ihre Rache aufzureizen; dürfen solche Menschen mit Gleichgültigkeit angesehen werden? Ist es Despotie, wenn die oberste Gewalt sie zu ihrer Pflicht zurückruft; wenn sie den Ungehorsam bestraft?

Die Freiheit der Presse wird heutiges Tags nicht gestatten, daß man täglich drucken und verkünden läßt: es müsse die Charte vernichtet, die unbeschränkte Gewalt wieder hergestellt werden; oder man müsse die Republik wieder einführen? Können Gesetze, die solche Versuche unterdrücken, vernünftigerweise des Depotismus beschuldigt werden?

In welcher Absicht bildeten die Edelleute ihre Vereine? Darauf kommt es an. Ein Gesetz gegen die Adelsvereine wäre lächerlich gewesen; aber ein Gesetz, welches alle Vereine verbietet, deren Zweck der Umsturz der eingeführten Ordnung wäre, kann nicht für tyrannisch angesehen werden.

Es giebt Lagen, wo die Unterlassung der Vorsicht vielmehr einer Versammlung zum Vorwurf gereichen, als ein Lob ihrer Grundsätze begründen würde.

In vollem Ernste, welchen Stand der Dinge hat uns die constituirende Versammlung übergeben? War es ein Stand der Dinge, den sie bey ihrer Auflösung dem Vaterlande zurückließ? War etwas anders zu sehen, als Vorbereitung, und Aufhäufung aller brennbaren Stoffe, die bald von ungeheuren Brande ergriffen werden mußten? Menschen von jeder Meinung spielten, ohne es zu ahnen, mit schneidenden Klingen, mit Kohlen und Feuerbränden. Sie sahen die Gefahr nicht, und man muß es ihnen verzeihen; denn dreyßig Jahre nachher, nachdem alle furchtbaren Keime sich entwickelt haben, rühmt Frau

von Stael die Versammlung genau genommen deshalb, daß sie keine Voraussicht hatte.

Gewiß, indem die constituirende Versammlung das Uebel verkannte, hat sie einer Seits verbrecherische Entwürfe begünstigt, anderer Seits die Gemüther aufgereizt, und den Zerfall in Parteyen bewirkt. Denn wo das Volk von ernstlicher Furcht und gegründeter Besorgniß in Unruhe gesetzt wird, da müssen sich Parteyen bilden.

Leute von Verstand, besonders von solchem, der ihnen witzige Einfälle, Calembourgs und Vaudevilles eingiebt, machen ihre Einrichtung nach gewissen blendenden Worten, die mit sich fortreißen, wiewohl zugleich irre führen. Die Phrasen der Frau von Stael sind Beweise dafür. „Die constituirende Versammlung, sagt sie, nahm niemals die schreckliche Lehre an, Freiheit durch den Despotismus einzuführen.“ Sie that ohne Zweifel wohl daran. Aber wie finden sich diese Worte zusammen? Wer hat jemals die schreckliche Lehre, Freiheit durch Despotismus einzuführen, angenommen, oder zur Annahme vorgeschlagen? Man wird schnell antworten: Das Jahr drei und neunzig.

Gemach, meine Herren! Ich bin nicht so leicht zu erschrecken. Gemeine Abschätzungen können mich nicht befriedigen, wo es Frankreich und die Freiheit gilt. Im Jahr 1793 gab es keine schreckliche Lehre mehr als in jeder andern Zeit, was man nämlich Lehre, ein vorher angenommenes System nennt.

Ich hoffe, man wird mich nicht beschuldigen, daß ich der Vertheidiger damals getroffener Maßregeln seyn möchte. Ich habe viermal meinen Kopf für entgegengesetzte Handlungen gewagt, ward dafür arretirt, mit Eisen belastet, in finstere Kerker geworfen; ich blieb fünfzehn Monate im Gefängniß, mußte zweimal vor den Richtern des Re-

volutions-Tribunals erscheinen: ich habe ein Recht, so laut als ein Anderer, vielleicht lauter als viele Andere zu sprechen. Ich habe den Menschen, die mich heute beleidigen, Dienste geleistet, habe ihnen vielleicht das Leben gerettet. Sie würden sich dessen erinnern, wäre ihre Seele nicht verworfener, als selbst das schändliche Handwerk, dem sie sich seit Anfang der Revolution geweiht haben.

Wenn wir uns aufopferten, die Schläge zu mildern, zu denen eine ewige Ausforderung uns berechtigte: so verstanden wir nicht weniger unsere Feinde zu würdigen. — Ein ehemaliger großer Herr, — gegenwärtig, wie ich glaube, Pair von Frankreich; (gewiß weiß ichs nicht, kümmere mich auch wenig darum,) — kam zu mir, sich für einen, ich weiß nicht welchen, Dienst zu bedanken, den ich ihm geleistet hatte, und versicherte mich seiner Erkenntlichkeit. — „Erkenntlichkeit!“ erwiederte ich, — ich fordere keine; Sie und Ihresgleichen sind unfähig, dankbar zu seyn. Morgen, wenn Sie könnten, würden Sie mit dem größten Vergnügen über meinen Leichnam treten. Bemühen Sie sich nicht, mich, wie andere blöde Leute, zu täuschen. Ich habe Ihnen einen Dienst geleistet, weil mir es so Recht war, und weil ich Ihre Ansprüche für gegründet hielt. Suchen Sie sich auf eine Art zu betragen, daß man Ihnen nichts Böses nachsagen kann. Dieß ist die Gnade, die ich mir von ihnen erbitte.“ —

Es ist Thatsache: — nicht einer unter uns wird gefunden werden, der nicht den vornehmen Leuten auf mannichfache Weise nützlich gewesen wäre. Man hat gesehen, wie sie sich dessen erinnern.

Eine Verfassung zu Stande bringen, und regieren, ist zweierlei; indessen muß man regieren, während man an

der Verfassung arbeitet; man muß regieren, um die Verfassung zu Stande zu bringen; d. h. man muß die Ordnung mitten unter allen Unordnungen erhalten.

Baut einer ein Haus, so kann er warten, bis alle Theile vollendet sind, ehe er es bezieht. Nicht so während der Herstellung eines Staatsgebäudes. Hier liegt alles durch einander. Man muß zu gleicher Zeit wohnen und bauen mitten unter Schutt und Ruinen, unter Krachen und Zusammenreißen; — am öftersten verstehen die Arbeiter einander nicht. Kommt zu allen diesen Schwierigkeiten noch die Nothwendigkeit hinzu, sich gegen Angriffe vertheidigen zu müssen, welche die Feinde des Werkes bereiten: wer wird dann verlangen, daß man die Feinde gewähren lasse, aus Furcht, man möchte den Baumeistern vorwerfen, daß sie zuerst die Grundsätze verletzen, welche sie verkündet haben? Aber man wird Despotismus nennen, was Vertheidigung ist; man wird eine Maßregel des Augenblicks, an welche den Tag vorher Niemand dachte, einem System zuschreiben; der Angriff aber, der diese Maßregel nothwendig machte, wird für nichts geachtet werden. Oder wird der Angriff die legitime Sache seyn, bis er gelungen ist? denn nach der romantisch-politischen Lehre der Frau von Stael haben die Angreifer Unrecht, so bald sie Sieger sind, und die Besiegten haben Recht, bis sie wieder das Uebergewicht erlangen. Nur mit dem Besiegten soll man es halten! — Wie aber, wenn es unvermeidlich wird, die Waffen zu ergreifen? Welchen Namen wird man den Kugeln uud Bomben geben? Gibt es eine Maßregel, die despotischer, tyrannischer und willkührlicher wäre, als die Kanone? Es ist also unmöglich, ihren Gebrauch zu rechtfertigen. Was soll man thun? Nach Frau von Stael wird man Recht haben, wenn man sich nicht vertheidigt; denn dieß

ist ein unfehlbares Mittel, besiegt zu werden. Was wird indeß aus der Freiheit? Wo bleibt die constitutionelle Regierung?

Die Handlungen eines Volks, das sich eine Verfassung gibt, sind nicht nach Idealen, sie sind nach der Wirklichkeit zu beurtheilen. Die heftigsten Maßregeln können rechtmäßig seyn, mildere können Tadel verdienen.

Die constituirende Versammlung trat in einem Augenblick vom Schauplatz, als Alles bis an die Grenze des Abgrunds gebracht war. Man kann ihr daher die Milde so wenig anrechnen, als man einem General danken wird, daß er das Blut geschont, ehe die beiden Armeen sich erreicht hatten. Die Nationalversammlung konnte die Art von Neutralität, die sie nicht lange behauptet haben würde, in kein System bringen; aber auch die Mittel des Widerstandes ließen sich nicht eher organisiren, ehe nicht die Entwürfe der Feinde der Revolution bekannt waren. Niemand dachte daran, ein System aufzustellen blos aus Lust am System: man sah sich einer großen Gefahr ausgesetzt, und sann auf Mittel, sich zu vertheidigen. Diese Mittel konnten schlecht seyn, sie mußten es sogar mehr oder weniger seyn; denn es gibt Lagen, wo die menschlichen Kräfte nicht ausreichen. Aber man führte den Despotismus nicht als System, als Lehrsatz ein; man hatte keine Zeit dazu. Was man erfand, war gewaltsamer, als der Despotismus; daher fiel es auch keinem Menschen ein, darin eine geregelte und dauernde Ordnung der Dinge zu sehen.

Die Revolution ist in ihrem Wesen aus zwei Elementen zusammengesetzt: Aus der Ausrottung der Mißbräuche und aus der Errichtung einer regelmäßigen Regierung. Das erste Bedürfniß war, die Rückkehr der Mißbräuche zu verhindern; aber diese gleichen den Schmarotzerpflan-

zen, die mit ihren tiefen, verworrenen, immer fort wuchernden Wurzeln im frisch aufgerissenen Felde den Ackerbauer zur Verzweifelung bringen.

Das Jahr 1793 muß als ein Ereigniß, nicht als ein System beurtheilt werden. Wofür man es aber auch ansehen mag, — die außerordentlichen Maßregeln waren unerläßlich. Wer will bestimmen, bis zu welchem Grade sie über das Bedürfniß hinausgingen?

Man erschuf den Despotismus nicht, um die Freiheit einzuführen. Man nahm seine Zuflucht zu mehr oder minder furchtbaren Mitteln, um die Feinde zurückzutreiben, und wo möglich zu vernichten.

Das Sinken des öffentlichen Geistes erfolgte nicht aus „diesem abscheulichen System.“ Die lange Dauer des Kampfes, die Erschütterungen, in welche man gewaltsam gerathen war, verursachten Ermattung, die noch kein Tod des öffentlichen Geistes war. Die leiseste Hoffnung mußte ihn in seiner ganzen Kraft wieder ins Leben rufen.

Zwanzigstes Capitel.

Mirabeau's Tod.

Frau von Stael erzählt, sie hätte einen von Mirabeau geschriebenen Brief in Händen gehabt, der für den König bestimmt war; „er versprach darin, alle Mittel anzuwenden, Frankreich eine starke und würdige, aber beschränkte Monarchie zu geben. Man bemerkte darin folgende Ausdrücke: „Ich möchte nicht blos an einer großen Zerstörung gearbeitet haben.“ Diese Angaben enthalten keine Unwahrscheinlichkeit. So mußte Mirabeau gesinnt seyn; kein besonnener Mann konnte anders denken. Wenn aber Frau von Stael behauptet, Mirabeau hätte die Absicht gehabt, den König in Begleitung der Regimenter, die Herr von Bouillé für treu hielt, nach Compiegne zu führen, dort die constituirende Versammlung zu berufen ꝛc.: so kann man sicher seyn, daß dieser einfältige Plan ihm nie in den Sinn gekommen. Nur Höflinge, und nur die dümmsten Höflinge konnten sich mit dergleichen Träumen befassen. Abgesehen davon, daß Mirabeau sich nie dem Herrn von Bouillé würde in die Hände geliefert haben; kannte er zu gut die Natur und den Umfang der aufgeregten Volksgewalt; er wußte, daß diese sich gegen ihn wenden würde, wenn er sie verließ, um eine andere Stütze aufzusuchen; er wußte, daß ein solcher Entschluß ihn dem unvermeidlichen Verderben aussetzen müßte. Bonaparte sagte mir eines Tages: Die Rolle des Munk sey für ihn zu dumm; — jene Rolle wäre zu dumm für Mirabeau gewesen.

Frau von Stael betrachtet den Tod Mirabeau's als

ein trauriges Ereigniß für den Augenblick, in welchem er erfolgte. Ein allgemeiner Schrecken verbreitete sich durch ganz Frankreich; so sehr war man überzeugt, daß er allein fähig war, eine Versammlung zu leiten, der es jetzt am Segel und Steuerruder fehlen würde.

Man hat oft gefragt, was Mirabeau, im Fall er länger gelebt, gethan haben würde, und ob er die nachfolgenden Katastrophen vorausgesehen hätte? Die Frage ist um so schwerer zu beantworten, als sie müßig ist. Gleichwohl wage ich meine Meinung zu bekennen.

Ich glaube, daß ein Mann von dieser Geistesstärke das Schicksal des Staats hätte bestimmen können, wenn es ihm gelungen wäre, sich gänzlich zum Herrn über den König und den Hof zu machen, weil er alsdann die Volksgewalt mit den Handlungen der Obermacht in Uebereinstimmung gebracht hätte. Durch ein anderes Betragen wäre er gefallen, wie so viele Andere.

Ein und zwanzigstes Capitel.

Abreise des Königs am 21. Juni 1791.

Die Gründe, welche Frau von Stael zur Rechtfertigung dieser Abreise angibt, erklären sie nicht einmal. Ein solcher verzweifelter Entschluß ließe sich in der That gar nicht begreifen, wenn uns die Erfahrung nicht gelehrt hätte, welche Macht über einen Fürsten seine Umgebung ausübt.

Es war unmöglich, daß der König, unaufhörlich mit Feinden der Revolution umgeben, — denn wirklich traf dieß Ereigniß Alle, die ihm nahe kamen, — es war unmöglich, sage ich, daß er seine wahre Lage begreifen lernte, und daß sie bei ihm nicht sehr unangenehme Eindrücke hervorbringen sollte. Nachdem die große Staatsumwälzung sichtbar geworden war, mußte der Regent sie entweder bis auf ihre letzte Spur vertilgen, oder sich in stete Gemeinschaft mit den Männern des Ereignisses setzen, um genau zu wissen, warum sichs handelt, um Alles zu den Schranken des Rechts und zum öffentlichen Nutzen zurückzuführen. Bringt man aber sein Leben in der Mitte des Ereignisses zu, und hört nichts als Deklamationen und Albernheiten über die Ursachen, Mittel und Zweck desselben; ergibt man sich außer diesen Vorurtheilen noch gewissen Schreckniſſen anderer Art, welche die Agenten des Fanatismus stets bereitwillig der Leichtgläubigkeit und Schwäche einflößen; — wer begreift dann nicht, wie groß unter solchen Verhältnissen das Unglück der Völker und derer, die sie beherrschen, seyn müsse?

Der stärkste Kopf würde dem Einfluß gewisser Verkehrheiten nicht widerstehen, die ihm täglich mit einiger Geschicklichkeit vorgesagt werden. Ein Geschwätz, das zugleich der Eigenliebe und der persönlichen Sicherheit schmeichelt, findet nur zu leicht Glauben.

Ich halte mich für keinen Propheten, aber ich habe nie aufgehört zu behaupten, daß Bonaparte, der doch einen starken Willen hatte, und der kein Dummkopf war, seiner Umgebung nicht widerstehen würde, und daß es nicht mehr bedürfe, um ihn für immer ins Verderben zu stürzen. Diese Umgebung war aus Feinden der Revolution zusammengesetzt, aus Leuten, welche die Revolution nicht kannten, aus andern, die sie kannten, sich aber so gestellt sahen, daß sie den Absichten des Herrn nicht widersprechen konnten, oder sich wohl hüteten, es zu thun. Was ist daraus entstanden? Daß er, stets in seinen Neigungen geschmeichelt, stets über die wahre Stimmung der Gemüther getäuscht, sich mit jedem Tage mehr von der Linie entfernte, welche die Natur der Dinge vorgezeichnet hatte. — — Er ist zu Grunde gegangen.

Dieß ist die einzige nützliche und erlaubte Bemerkung, die ich aus diesem Capitel ziehen kann, in welchem Frau von Stael auf betretenen Wegen fortwandert.

Man muß den Leuten, welche die Irrthümer lieben, nicht alle rauben. In der Politik und in der Regierung macht man so gute Geschäfte mit Irrthümern und Schmeicheleien, daß man die Saat nicht ausgehen lassen darf. Dieß Capitel leidet keinen Mangel daran. Ich werde nicht einmal „die Verbrechen und Schandthaten Frankreichs“ nachrechnen. Sie gehören zu den

Süßigkeiten, die Frankreich hören muß, weil man sie ohne Gefahr verschwenden darf. Gleichwohl glaube ich, daß in der strengen Wahrheit mehr Vortheil für jedermann zu finden wäre. Freilich würden dann die Verbrechen und Schandthaten sich auf andere Köpfe setzen.

Zwei und zwanstigstes Capitel.

Revision der Verfassung.

Nichts bringt mehr Verwirrung, als der Mißbrauch und der Mangel an Genauigkeit im Gebrauch der Worte. Die größte Aufmerksamkeit wird bey Anwendung der Worte König, Königthum, Royalist, Krone, Thron und Hof erfordert. Man sagt, die Feinde des Throns, wenn es heißen sollte, die Feinde der Priviligirten oder des von den Priviligirten eingenommenen und gemißbrauchten Thrones; man sagt die Feinde des Königs, wenn man sagen sollte, die Feinde der königlichen Räthe oder eines dem Könige gegebenen Rathschlags; man nennt Royalist, den man einen alten Priviligirten, einen Feind der constitutionellen Ordnung und der Freiheit, vielleicht einen Verschwörer oder wenigstens einen Factionsmenschen, je nach den Umständen, nennen sollte. Seit drei Jahren besonders haben wir die Erfahrung gemacht, wie schädlich das leichteste Versehen über den Sinn dieser Ausdrücke werden kann.

„Die republikanische Partey, sagt Frau von Stael, zeigte sich allein bey der Verhaftung des Königs.“ Wer diese Zeit erlebt hat, weiß, daß die republikanische Partey sich nicht gezeigt hat, sondern sich damals erst bildete. Vorher gab es nur einige Menschen, welche solche Ideen in sich nährten. Im Allgemeinen dachte man nicht daran in Frankreich eine Republik zu errichten; erst aus einer Art von Verzweiflung griff man den Gedanken auf und bildete eine Partey zu seiner Ausführung. Es ist dieß ein neues Beyspiel von der Macht der Umstände; zugleich

auch von dem Leichtsinn, womit man früheren Entwürfen zuschreibt, was nur der Augenblick gebar und was der Gewalt oder dem Unglück der Situation angehörte.

Man kann mit Frau von Stael glauben, daß die Versammlung einer zu großen Anzahl von Gesetzen den Charakter der Verfassungsmäßigkeit aufdrücken wollte; schwerlich wird man aber zugeben, daß sie mit Unrecht auf den Patroismus der Bürger rechnete, um ihr Werk zu sichern; oder daß sie versäumt habe, die Bürger durch das Interesse daran zu binden. Hatte man ihr etwa nicht die Unterdrückung der Mißbräuche zu danken?

Frau von Stael nimmt an, „daß die Franzosen gewöhnlich im Leben nur das Wirkliche sehen, während die constituirende Versammlung im Gegentheil von der Leidenschaft zu abstrakten Ideen beherrscht wurde.“

Die Franzosen haben vielleicht nicht Unrecht, im Leben auf die Wirklichkeit der Dinge zu sehen; wer hat aber Frau von Stael gelehrt, daß sie sonst nichts sahen? Wenn einem andern Schriftsteller einfiele, im Gegentheil zu sagen, daß die Franzosen, begabt mit einer lebhaften und glänzenden Einbildungskraft, ihr Leben nur mit Täuschungen anfüllen; hätte er nicht gerade so viel Recht als Frau von Stael? Die constituirende Versammlung, welche Principien an die Stelle der Usurpationen setzen wollte, mußte in ihren Verhandlungen von theoretischen Principien ausgehen. Frau von Stael nennt diese Vorliebe für Abstractionen „eine Mode, und zwar eine Mode, die mit dem Geist der Nation in Widerspruch steht, die daher nicht lange dauert; denn die Aufwiegler bedienten sich Anfangs metaphysischer Gründe, um die strafbarsten Handlungen zu rechtfertigen, bald darauf aber warfen sie dieses Gerüste über den Haufen, um geradezu die Herrschaft der Umstände und die Verachtung aller Theorie zu verkündigen“.

Diese Aufwiegler handelten also im Geist der Nation, welche nur das Wirkliche in den Dingen liebt?

Die Aufwiegler haben die Herrschaft der Umstände nicht verkündet; aber die Umstände, von der Opposition, von den wahren Aufwieglern herbeigeführt, haben ihre Herrschaft ausgeübt, und Parteyen gebildet, wie dieß nicht anders seyn konnte. Frau von Stael schreibt dem Factionsgeiste zu, was geradezu volksthümlich war; sie erklärt das Betragen der Parteymänner aus Charakterzügen der Franzosen, die so unerwiesen sind, als sie nichts erklären; sie schweigt dagegen von der wirklichen Ursache, wodurch die angeblichen Parteymänner in Bewegung gesetzt wurden, ja sie behauptet: „daß die Aristokraten damals nicht mehr furchtbar waren, aber, fügt sie hinzu, zu dieser Zeit, wie in der Folge, verstand man in Frankreich“ (hört, hört, in Frankreich, da findet man immer solch' ehrenvolle Vorzüge!) „die Kunst, die Besiegten als beunruhigend zu schildern.“ — Das ist, als ob sie sagte, man stellt Leute, die euch beunruhigen, als beunruhigend dar. — „Man sollte glauben, daß die Schwachen allein zu fürchten wären.“ Sie sind zu fürchten, so lange sie schaden können. „Wollen die Sieger ihre Macht vergrößern, so übertreiben sie die Mittel ihrer Gegner; dieß ist ein guter Vorwand.“ Wen trifft diese Bemerkung? (Man sollte glauben daß Frau von Stael die Mysterien der Ultra's entschleierte.) „Man muß sich Feinde in effigie schaffen, wenn man seinen Arm üben will, kräftig zuzuschlagen.“ Sind die Feinde der Revolution nur Feinde in effigie? Ihre Kanonen, ihre Flinten, ihre Dolche und Brandfackeln waren, wie mich dünkt, etwas mehr als bloßes Schattenspiel an der Wand.

In den Augen der Frau von Stael sind die Sieger immer zu stark, und die Besigten immer zu schwach; jene sind zu fürchten, diesen muß man zu Hülfe kommen; über jene muß man herfallen und nur an diese denken. *) Wohin soll dieß am Ende führen? Und was will denn eigentlich Frau von Stael?

Ich bemühe mich vergebens, eine so außerordentliche als unverständliche Sprache zu erklären.

Man erkennt deutlich aus diesen und unzähligen ähnlichen Stellen, daß Frau von Stael über das Wesen der Revolution nur höchst oberflächliche Begriffe hat. Sie scheint immer nur die Menschen, nie die Dinge zu sehen. Dieses fehlerhafte Verfahren erzeugt in ihr die Irrthümer und nicht minder ihre Erzürnungen; denn es ist klar, daß sie recht ordentlich im Zorne ist über Alles, wodurch die Revolution aufrecht erhalten wurde. Diese Verkehrtheiten entspringen

1) daher, daß sie sich nicht bey der Hauptsache, d. i. bey dem Zweck der Revolution aufhält. Will man sich einer despotischen, willkührlichen Regierung entziehen, und statt dessen eine constitutionelle Regierung aufrichten: so müssen die Anhänger der alten, und die Feinde der neuen Ordnung besiegt werden, und zwar nicht zum Theil oder zur Hälfte, sondern ganz und gar. Werden sie Sieger, so ist euer Zweck verfehlt. Sind sie geschlagen, bleiben ihnen aber noch Hoffnungen, so hören sie nie auf, Unruhen und Verwirrung zu erregen. Es ist also nöthig, durch kraftvolle Institutionen ihren Angriffen zu

---

*) Frau von Stael vergißt jedoch diese romantische Moral, wenn sie von Napoleon spricht; für ihn gibt es keine Gnade, obgleich er der Besiegte ist.

Anm. d. Uebers.

vorzukommen. Da aber die Vorausſicht nie ſo erfinderiſch iſt, als die feindſeligen Leidenſchaften, ſo müſſen dieſe, wo ſie trotz aller Vorſicht ſich wirkſam zeigen, durch Mittel unterdrückt werden, die der Größe des Angriffs angemeſſen ſind. — Aber unter den Menſchen, welche das Intereſſe und die Rechte der Nation vertheidigen, finden und bilden ſich Parteyen, die den Sieg mißbrauchen? Dieß iſt eine Sache für ſich. Eine allgemeine Regel ſagt: Macht aus dem Unrecht dieſer nicht Waffen für jene, und denkt daran, daß die Mißbräuche, worüber ihr euch ſo bitter beklagt, vor allen Dingen das Werk eurer gemeinſchaftlichen Feinde ſind. Wenn wir Alle, wie wir da ſind, ſtets mit dieſer Genauigkeit und Beſtimmtheit geurtheilt hätten, ſo würden wir viele Leiden vermieden haben; aber das Unglück des Augenblicks führt uns irre über die Urſachen, und täuſcht uns über die Zukunft. Waren jedoch dieſe Verirrungen früher zu entſchuldigen, ſo ſind ſie es heut zu Tage nicht mehr; daher beſteht das größte Unrecht der Frau von Stael darin, daß ſie ſie am Leben erhält. Spricht ſie von Siegern und Beſiegten, ſo ſtellt ſie in der That, was die Revolution entſchieden, wieder in Frage, (über welche noch einmal das Urtheil der Schlachten erwartet werden muß.)

2) Eine zweite Urſache gehört ins Gebiet der Erbärmlichkeit, und iſt gleichwohl nicht weniger als wirklich anzuſehen; denn leider unterliegt auch der Geiſt dem Einfluß nichtiger Dinge, wenn er nicht von einer feſten Regel, von einem durchgreifenden Geſetz geleitet wird. Dieſe andere Urſache kommt daher, daß die in den Augen der Frau von Stael bedeutenden Perſonen, ihren Vater an der Spitze, ſo zu ſagen abgewieſen wurden; während durch die Gewalt der Dinge, welche unſere Dame

selten zu würdigen weiß, der Stoß der Revolution von Männern ausgehalten wurde, deren Namen gar nicht zu den historischen gehören. Man hatte sehr frühzeitig sich gewöhnt, einen Theil dieser Männer zu verachten, und zwar aus einem Grunde, der eigentlich ihnen Schonung hätte auswirken sollen. Wie soll man nun von dieser vorgefaßten Meinung zurückkommen? Die unhistorischen Namen müssen unsern Freunden gegenüber Unrecht haben. Wahrheit und Gerechtigkeit sind nur für solche Leute, wo es der Mühe lohnt; aber diese Unbekannten, die weder die Anmuth der Unterhaltung, noch die Eleganz der hohen Aristokratie besitzen, — sind höchstens gut, um geopfert zu werden.

3) Der dritte Grund der Verkehrtheit liegt darin, daß sie sich nie von den Menschen losmachen kann, um nur die Dinge zu betrachten. Sie fragt daher nicht: was geschah zu dieser Zeit? Sondern: wo war dieser Herr? Was sagte jene Personage?

4) Frau von Stael trennt endlich stets die Handlung von ihrer Ursache; sie urtheilt über die Folgen, ohne bis zum Princip derselben zurück zu gehen.

Auf solche Art sieht sie nichts als Sieger und Besiegte, wo verständige Menschen eine mehr oder minder constitutionelle Ordnung finden, deren Ausbildung mehr oder minder gesichert ist.

Die constituirende Versammlung war bei der Revision ihrer Verfassungs-Gesetze demselben Zwange ausgesetzt, wie in der ganzen Dauer ihrer Sitzung; sie wollte der königlichen Macht mehr Bestand geben, aber diese Macht war fortwährend unter dem alten Einfluß gestellt, und die Ereignisse hatten die Vorurtheile gegen sie nur noch vermehrt.

An ein Oberhaus war jetzt weniger zu denken, als zur Zeit, da der Vorschlag zuerst beigebracht wurde.

Wie durfte man wagen, dem Könige die Macht zu geben, das gesetzgebende Corps nach Belieben aufzulösen, da die Herren des heimlichen Conseils nur Mittel suchten, wie sie die gegenwärtige Versammlung aus einander treiben, und für immer jede Idee einer Volksvertretung verbannen könnten?

Die Majorität der Versammlung schloß keinen Vergleich mit den Jacobinern, sie verglich sich vielmehr mit sich selbst nach der Vorstellung, die sie von dem bösen Willen der Regierung hatte; sie hatte den besten Willen, sich von guten Absichten zu überzeugen, die doch nicht vorhanden waren.

Frau von Stael sieht die Dinge nur von einer Seite, und nur zu oft sucht sie sie da, wo sie nicht sind. Sie glaubt, eine einzige, ich weiß nicht in welchem Sinne, schöne Rede, hätte hingereicht, „das Schicksal rückgängig zu machen," und ein einziger Deputirter von der Volkspartey hätte dieß Wunder bewirken können. — Vor allem aber war der Hof zur Ordnung zu bringen. Bis jetzt haben wir noch keinen Redner gefunden, der geschickt genug gewesen wäre, die Sekte der Privilegirten zur constitutionellen Ordnung zu bekehren.

Frau von Stael hält es für einen großen Fehler, daß die Mitglieder der constitutionirenden Versammlung als nicht wählbar für die folgende Versammlung erklärt wurden. Niemand wird dieß bestreiten. Aber sie wundert sich, daß bei dieser Gelegenheit die Aristokraten den Jacobinern die Hände reichten. — Daß sich die beiden Minoritäten vereinigten, war ziemlich natürlich; jede hatte aber einen andern Bewegungsgrund. Und darum taugt es nicht bei Fragen, die nur durch die Umstände

herbeigeführt werden, mit seinen Feinden gleich zu stimmen.

Die Aristokraten stimmten für die Nichtwählbarkeit der Mitglieder, weil sie hofften, daß dadurch die Arbeit der constituirenden Versammlung am leichtesten umgestoßen werden könne, und daß die neuen Wahlen günstigere Aussichten eröffnen würden. Die andern, welche Frau von Stael Jacobiner nennt, rechneten auch auf die neuen Wahlen, doch nur weil sie diejenigen Deputirten entfernt wissen wollten, welche, nach ihrer Meinung, durch gefährliche Verträge die Sache der Freiheit compromittirten, indem sie den Aristokraten als ein Wall dienten, hinter den diese sich verschanzten, da sie doch gar keinen Einfluß haben sollten.

Drey und zwanzigstes Capitel.

Annahme der Constitution von 1791.

Es wäre allerdings zu wünschen, daß man in einem Staate die Natur einer Regierung ohne alles Unglück und Leiden ändern könnte. Dieß ließe sich vielleicht erwarten, wenn Niemand der Verbesserung Widerstand leistete. Doch wer darf auf solche Gunst des Glückes rechnen? Die Feinde der Freiheit werden aus den Uebeln, welche große Reformen begleiten, jederzeit Argumente gegen dieselben ziehen; aber man kann ihnen mit Frau von Stael antworten (und man könnte sie dabei noch näher bezeichnen, als sie thut): „Bedenkt, wie Menschen seyn müssen, die, vorher ohne alle politische Rechte, jetzt plötzlich sich im Besitz einer unumschränkten Gewalt sehen; wie nachtheilig der Gebrauch derselben für jeden Einzelnen werden muß," besonders wenn sie die heiligsten Rechte gegen den hartnäckigsten und furchtbarsten Widerstand vertheidigen müssen. „Es wird" nicht „lange dauern, *) so werden sie einsehen, daß jede Ungerechtigkeit, wer sie auch ausübt, Freund oder Feind der Freiheit, auf Alle zurückfällt;" doch darf nicht Ungerechtigkeit genannt werden, was durch die Feinde der Freiheit selbst

---

*) Frau von Stael sagt: es wird lange dauern, ehe sie wissen ꝛc. Indem Herr Bailleul das Wort: nicht einschiebt, berichtigt er ihren Gedanken.

Anm. d. Uebers.

zur unerläßlichen Maßregel gegen ihre Unternehmungen aufgerufen wurde. „Es wird“ nicht „lange dauern, so werden sie die Theorie der Freiheit verstehen, die so einfach ist, wenn man in einem Lande geboren ist, wo Gesetze und Sitten sie lehren;“ — einfach vorzüglich für die redlichen Herzen, die nur von aufrichtiger Liebe für die allgemeine Wohlfahrt erfüllt sind; — „und die so schwer ist, wenn man unter einer willkührlichen Regierung gelebt hat, wo alles nur nach den Umständen entschieden wird, und wo die Grundsätze nur nach Umständen gelten;“ noch schwerer, wo es darauf ankommt, eine regelmäßige Regierung an die Stelle einer willkührlichen zu setzen, und wo die Anhänger der letztern eine Menge Unglück erzeugen, — und zwar vor Allem den Bürgerkrieg, den man nicht sich selbst überlassen darf, will man sich nicht der Gefahr des Unterganges aussetzen. Dann — was auch Frau von Stael sagen mag — befindet man sich in der unglücklichen Nothwendigkeit, mehr oder minder schreckliche Mittel anzuwenden, um den durch Unvorsichtigkeit und durch falsche Theorieen der Freiheit verlornen Boden wieder zu gewinnen. „Endlich ist es zu allen Zeiten und in allen Ländern eine der allerschwierigsten Crisen, wenn eine Nation von einer Hof-Regierung zur Herrschaft der Gesetze übergehen soll, selbst dann, wenn die öffentliche Meinung einen solchen Uebergang unvermeidlich macht.“ — Entsteht jedoch die große Schwierigkeit nur daraus, daß eine Partey sich widersetzt, so muß man dieser die Uebel zuschreiben, welche durch die Schwierigkeit erzeugt werden. Will man dagegen diejenigen anklagen, welche die Hindernisse überwanden, so ist

ein solches Verfahren so ungerecht, als gefährlich, weil es zu neuer Widersetzlichkeit anreizt. Haben die Uebervinder Unrecht unter sich, so darf man ihre Schuld nur mit der größten Umsicht erwägen. Ein allgemeiner Grundsatz muß hier seyn, daß jede Anklage, wodurch die Sache, welche sie vertheidigten, in Gefahr kommt, als übertrieben und ungerecht zu betrachten ist.

Man hatte „in Frankreich ganz gründliche Kenntnisse in der Theorie“ der Gewalten *); um sie aber zur Wirklichkeit zu bringen, wurde eine Lage erfordert, die schnurgerade derjenigen entgegengesetzt war, in welcher man sich befand; und die Regierung hätte müssen ehrlich zu Werke gehen, um vom Volke Mäßigung erwarten zu können. Ohne diese doppelte Bedingung konnte das Werk der constituirenden Versammlung in Absicht auf Theilung der großen Gewalten unmöglich die erwünschte Vollkommenheit erreichen.

Wie hätte die (königliche) Annahme der Constitution die Gemüther über ihre Sicherheit beruhigen können? — War die Ursache der damals empfundenen dumpfen Besorgnissen anderswo, als in dem, was so eben geschehen war **), zu suchen? — Frau von Stael sucht sie zum Theil in der Abwesenheit der Edelleute; denn „eine Monarchie kann ohne eine aristocratische Classe nicht bestehen, sonst erhält die democratische Gewalt die Oberhand.“

---

*) Frau von Stael sagt: „Man war in Frankreich unterrichtet genug über Alles, was die Gerichtsverfassung und Verwaltung betraf; allein die Theorie der Gewalten erforderte tiefere Kenntnisse.“ Anm. d. Uebers.

**) In der Flucht des Königs ꝛc. Anm d. Uebers.

Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, war die Abwesenheit oder Gegenwart der Edelleute völlig gleichgültig, weil sie nicht mehr eine Körperschaft im Staate bildeten, und kein organisirtes Corps sie besonders repräsentirte. Nur durch einen Aufstand hätten sie gegen die Masse des Volkes wirken können; und für diesen sorgten sie auch, obgleich abwesend. Ihr Einfluß gab also dem Staate keine Sicherheit, vielmehr gab er der demagogischen Gewalt eine innere Stärke, welche sie durch keine andere Ursache erhalten hatte.

Frau von Stael erkennt selbst an, daß ein priviligirter, geschäftsloser Adel eine unnütze und gefährliche Last sey. Dieß ließe sich aus dem Erfolg der Auswanderung beweisen, besonders wenn man die Folgen damit vergleicht, welche der Widerruf des Edikts von Nantes nach sich zog.*)

---

*) Nach dem Widerruf des Edikts von Nantes verlor Frankreich einen großen Theil seiner geschicktesten industriösesten Einwohner, die ihren Fleiß in andere Länder trugen, wodurch die Erzeugnisse der französischen Fabriken bedeutend an Absatz verloren. Nachdem die Emigranten Frankreich verlassen hatten, erreichten Ackerbau und Gewerbfleiß einen in diesem Lande vorher nie gekannten Grad der Vollkommenheit. Die Kunst immerwährende Calender, Seifenkugeln u. dgl. zu machen, welche die Emigranten ins Ausland brachten, that den französischen Manufakturen keinen großen Abbruch. Seitdem aber die Marquis, Vicomtes u. dgl. wieder auferstanden sind, klagen die französischen Fabriken, daß ihre neuen großen Herren sich nicht darauf verstehen, wie man die Geschäfte in einem Lande in lebendigen Umschwung bringt, — was doch zum Regieren gehört. Die Stockung zu unterhalten ist keine Kunst, oder eine solche, die man am besten im Schlaf übt. Anm. d. Uebers.

Gegen die Meinung, daß eine Monarchie nicht ohne eine aristocratische Classe bestehen könne, ließen sich mancherlei Bemerkungen anbringen; da aber die Gesetze über diesen Gegenstand bey uns entschieden haben, so scheint es mir überflüssig, sich hierüber in weitere Untersuchungen einzulassen.

Ende des ersten Bandes.

STAATSBIBLIOTHEK
BAMBERG

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bailleul, Jacques-Charles,

F. Ch. Bailleul's Kritische Untersuchungen über das hinterlassene Werk der Frau von Stael, betitelt: Betrachtungen über die wichtigsten Begebenheiten der französischen Revolution
Bd.: 1

(1819)

Bamberg, Staatsbibliothek -- Pol.o.469
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11765042-3